3 1761 06184280 3

Kleines Wilhelm Busch Album

NC
1509
B8A4
1907
c.1
ROBARTS

Presented to the

LIBRARY *of the*

UNIVERSITY OF TORONTO

by

PETER HARRIS

Mc B.M. s.
l. N.W.R.
mit herzl. Glückwunsch
zum 16. I. 29.

Kleines Wilhelm Busch Album

Selbstbildnis

(Um 1870)

Kleines Wilhelm Busch

Album

Sammlung lustiger Bildergeschichten
mit etwa 450 Bildern und farbigem
Selbstportrait von

Wilhelm Busch

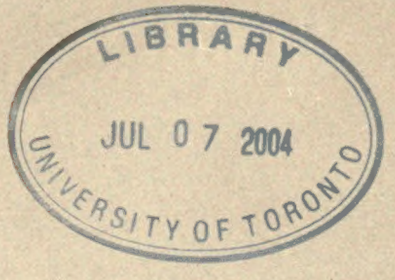
Erstes bis fünfzigstes
Tausend

Erschienen bei der
Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst
Hermann Klemm Berlin/Grunewald.

Die künstlerische Ausstattung dieses Werkes lag in den Händen des Kunstmalers Carl Schulpig-Berlin. Der Satz und Druck erfolgte in der Offizin von G. Kreysing in Leipzig. Die Buchbinderarbeiten besorgte H. Fikentscher in Leipzig.

* * *

Alle Rechte vorbehalten für die Verlagsanstalt für Litteratur und Kunst Hermann Klemm in Berlin-Grunewald.



Was mich betrifft.

Es scheint wunderlich; aber weil andere über mich geschrieben, muß ich's auch einmal tun. Daß es ungern geschähe, kann ich dem Leser, einem tiefen Kenner auch des eigenen Herzens, nicht weismachen, daß es kurz geschieht, wird ihm eine angenehme Enttäuschung sein.

Ich bin geboren am 15. April 1832 zu Wiedensahl als der Erste von Sieben.

Mein Vater war Krämer, klein, kraus, rührig, mäßig und gewissenhaft; stets besorgt, nie zärtlich; zum Spaß geneigt, aber ernst gegen Dummheiten. Er rauchte beständig Pfeifen, aber, als Feind aller Neuerungen, niemals Zigarren, nahm daher auch niemals Reibhölzer, sondern blieb bei Zunder, Stahl und Stein oder Fidibus. Jeden Abend spazierte er allein durchs Dorf, zur Nachtigallenzeit in den Wald. Meine Mutter, still, fleißig, fromm, pflegte nach dem Abendessen zu lesen. Beide lebten einträchtig und so häuslich, daß einst über zwanzig Jahre vergingen, ohne daß sie zusammen ausfuhren.

Was weiß ich denn noch aus meinem dritten Jahr? Knecht Heinrich macht schöne Flöten für mich und spielt selber auf der Maultrommel, und im Garten ist das Gras so hoch, und die Erbsen sind noch höher; und hinter dem strohgedeckten Hause, neben dem Baume, stand ein Kübel voll Wasser, und ich sah mein Schwesterchen drin liegen, wie ein Bild unter Glas und Rahmen, und als die Mutter kam, war sie kaum noch ins Leben zu bringen. Heute (1886) wohne ich bei ihr.

Gesangbuchverse, biblische Geschichten und eine Auswahl der Märchen von Andersen waren meine früheste Lektüre.

Als ich neun Jahre alt geworden, beschloß man, mich dem Bruder meiner Mutter in Ebergötzen zu übergeben. Ich freute mich darauf; nicht ohne Wehmut. Am Abend vor der Abreise plätscherte ich mit der Hand in der Regentonne, über die ein Strauch von weißen Rosen hing, und sang Christine! Christine! versimpelt für mich hin. Früh vor Tag wurde das dicke Pommerchen in die Scheerdeichsel des Leiterwagens gedrängt. Das Gepäck ist aufgeladen; als ein Hauptstück der wohlverwahrte Leib eines alten Zinkedings von Klavier, dessen lästig gespreiztes Beingestell in der Heimat blieb; ein ahnungsvolles Symbol meiner musikalischen Zukunft. Die Reisenden steigen auf; Großmutter, Mutter, vier Kinder und ein Kindermädchen; Knecht Heinrich zuletzt. Fort rumpelt's durch den Schaumburger Wald. Ein Rudel Hirsche springt über den Weg; oben ziehen die Sterne; im Klavierkasten tunkt es. Nach zweimaligem Übernachten bei Verwandten wurde das Ebergötzener Pfarrhaus erreicht.

Der Onkel (jetzt über 80 und frisch) war ein stattlicher Mann, ein ruhiger Naturbeobachter und äußerst milde; nur ein einziges Mal, wenn schon öfters verdient, gab's Hiebe; mit einem trockenen Georginenstengel; weil ich den Dorftroddel geneckt.

Gleich am Tage der Ankunft schloß ich Freundschaft mit dem Sohne des Müllers. Sie ist von Dauer gewesen. Alljährlich besuch' ich ihn und schlafe noch immer gut beim Rumpumpeln des Mühlwerks und dem Rauschen des Wassers.

Einen älteren Freund gewann ich in dem Wirt und Krämer des Orts. Haarig bis an die Augen und hinein in die Halsbinde und wieder heraus unter den Rockärmeln bis an die Fingernägel; angetan mit gelblich grüner Juppe, die das hintere Mienenspiel einer blauen Hose nur selten zu bemänteln suchte; stets in ledernen Klapppantoffeln; unklar, heftig, nie einen Satz zu Ende sprechend; starker Schnupfer; geschmackvoller Blumenzüchter; dreimal vermählt, ist er mir bis zu seinem Tode ein lieber und ergötzlicher Mensch gewesen.

Bei ihm fand ich einen dicken Liederband, welcher durchgeklimpert, und viele der freireligiösen Schriften jener Zeit, die begierig verschlungen wurden.

Der Lehrer der Dorfjugend, weil nicht der meinige, hatte keine Gewalt über mich — so lange er lebte.

Aber er hing sich auf, fiel herunter, schnitt sich den Hals ab und wurde auf dem Kirchhof dicht unter meinem Kammerfenster begraben. Und von nun an zwang er mich allnächtlich, auch in der heißesten Sommerzeit, ganz unter der Decke zu liegen. Bei Tage ein Freigeist, bei Nacht ein Geisterseher.

Meine Studien teilten sich naturgemäß in beliebte und unbeliebte. Zu den ersteren rechne ich Märchenlesen, Zeichnen, Forellenfischen und Vogelstellen. Zwischen all dem herum aber schwebte beständig das anmutige Bildnis eines blonden Kindes, dessen Neigung zu fesseln, oder um die eigene glänzen zu lassen, ein fabelhafter Reichtum, eine übernatürliche Gewandtheit und selbst die bekannte Rettung aus Feuersgefahr mit nachfolgendem Tode zu den Füßen der Geliebten sehr dringend zu wünschen schien.

Etwa ums Jahr 45 bezogen wir die Pfarre zu Lüethorst.

Vor meinem Fenster murmelt der Bach; dicht drüben steht ein Haus; eine Schaubühne des ehelichen Zwistes; der sogenannte Hausherr spielt die Rolle des besiegten Tyrannen. Ein hübsches natürliches Stück; zwar das Laster unterliegt, aber die Tugend triumphiert nicht. — In den Stundenplan schlich sich nun auch die Metrik ein. Die großen heimatlichen Dichter wurden gelesen; ferner Shakespeare. Zugleich fiel mir die Kritik der reinen Vernunft in die Hände, die, wenn auch noch nicht ganz verstanden, doch eine Neigung erweckte, in den Laubengängen des intimeren Gehirns zu lustwandeln, wo's bekanntlich schön schattig ist.

Sechzehn Jahr alt, ausgerüstet mit einem Sonett nebst zweifelhafter Kenntnis der vier Grundrechnungsarten, erhielt ich Einlaß zur polytechnischen Schule in Hannover, allwo ich mich in der reinen Mathematik bis zu No. 1 mit Auszeichnung emporschwang. — Im Jahr 48 trug auch ich mein gewichtiges Kuhbein, welches nie scharf geladen werden durfte, und erkämpfte mir in der Wachtstube die bislang noch nicht geschätzten Rechte des Rauchens und des Biertrinkens; zwei Märzerrungenschaften, deren erste mutig bewahrt, deren zweite durch die Reaktion des Alters jetzt merklich verkümmert ist.

Nachdem ich drei bis vier Jahre in Hannover gehaust, verfügt' ich mich, von einem Maler ermuntert, in den Düsseldorfer Antikensaal. Unter Anwendung von Gummi, Semmel und Kreide übte und erlernte ich daselbst die beliebte Methode des „Tupfens, mit der man das reizende lithographische Korn" erzeugt.

Von Düsseldorf geriet ich nach Antwerpen in die Malschule. — Ich wohnte am Eck der Käsbrücke bei einem Bartscherer. Er hieß Jan und sie hieß Mie. Zu gelinder Abendstunde saß ich mit ihnen vor der Haustüre, im grünen Schlafrock, die Tonpfeife im Munde; und die Nachbarn kamen auch herzu; der Korbflechter, der Uhrmacher, der Blechschläger; die Töchter in schwarzlackierten Holzschuhen. Jan und Mie waren ein zärtliches Pärchen, sie dick, er dünn; sie balbierten mich abwechselnd, verpflegten mich in einer Krankheit und schenkten mir beim Abschied in kühler Jahreszeit eine warme rote Jacke nebst drei Orangen. — Wie war mir's traurig zu Mut, als ich voll Neigung und Dankbarkeit nach Jahren dies Eck wieder aufsuchte, und alles war neu, und Jan und Mie gestorben, und nur der Blechschläger pickte noch in seinem alten eingeklemmten Häuschen und sah mich trüb und verständnislos über die Brille an.

Den deutschen Künstlerverein, bestehend aus einigen Malern, aus politischen Flüchtlingen und Auswanderungs-Agenten, besuchte ich selten, fühlte mich aber geehrt durch Aufnahme einiger Scherze in die Kneipzeitung.

In Antwerpen sah ich zum erstenmal im Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen; und gern verzeih ich's ihnen, daß sie mich zu sehr geduckt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen wie manch anderer auch. Die Versuche, freilich, sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden, und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja, ein wohlmeinender Mitmensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anwiesen.

Nach Antwerpen hielt ich mich in Wiedensahl auf. Was sich die Leute ut ôler welt erzählten, klang mir sonderbar ins Ohr. Ich horchte genauer. Am meisten wußte ein alter stiller, für gewöhnlich wortkarger Mann. Einsam saß er abends im Dunkeln. Klopft ich ans Fenster, so steckte er freudig den Trankrüsel an. In der Ofenecke steht sein Sorgensitz. Rechts von der Wand langt er sich die sinnreich-senkrecht im Kattunbeutel hängende kurze Pfeife, links vom Ofen den Topf voll heimischen Tabaks, und nachdem er gestopft, gesogen und Dampf gemacht, fängt er seine vom Mütter-

lein ererbten Geschichten an. Er erzählt gemächlich; wird's aber dramatisch, so steht er auf und wechselt den Platz, je nach den redenden Personen; wobei denn auch die Zipfelmütze, die sonst nur leis nach vorne nickte, in mannigfachen Schwung gerät.

Von Wiedensahl aus besucht' ich den Onkel in Lüethorst. Ein Liebhabertheater im benachbarten Städtchen zog mich in den angenehmen Kreis seiner Tätigkeit; aber ernsthafter fesselte mich das wundersame Leben des Bienenvolkes und der damals wogende Kampf um die Parthenogenesis, den mein Onkel als gewandter Schriftsteller und Beobachter entscheidend mit durchfocht. Der Wunsch und Plan nach Brasilien auszuwandern, dem Eldorado der Imker, blieb unerfüllt. Daß ich überhaupt praktischer Bienenzüchter geworden, ist freundlicher Irrtum.

Bei Gelegenheit dieser naturwissenschaftlichen Liebhaberei wurde unter anderen auch der Darwin gelesen, der unvergessen blieb, als ich mich nach Jahren mit Leidenschaft und Ausdauer in den Schopenhauer vertiefte. Die Begeisterung für denselben hat etwas nachgelassen. Ihr Schlüssel scheint mir wohl zu mancherlei Türen zu passen in dem verwunschenen Schloß dieser Welt, nur nicht zur Ausgangstür.

Von Lüethorst trieb mich der Wind nach München, wo bei der grad herrschenden akademischen Strömung das kleine nicht eben geschickt gesteuerte Schifflein gar bald auf dem Trockenen saß. — Um so verlockender winkte der Künstlerverein. — Die Veröffentlichung der dort verübten Späße, besonders der persönlichen Verhohnhaltungen, ist mir unerwünscht. Was hilft's? Dummheiten, wenn auch vertraulich in die Welt gesetzt, werden früher oder später doch leicht ihren Vater erwischen, mag er's wollen oder nicht.

Es kann 59 gewesen sein, als die „Fliegenden" meinen ersten Beitrag erhielten: zwei Männer auf dem Eise, von denen einer den Kopf verliert. — Ich hatte auf Holz zu erzählen. Der alte praktische Strich stand mir wie andern zur Verfügung; die Lust am Wechselspiel der Wünsche, am Wachsen und Werden war auch bei mir vorhanden. So nahmen denn bald die kontinuierlichen Bildergeschichten ihren Anfang, welche, mit der Zeit sich unwillkürlich erweiternd, mehr Beifall gefunden, als der Verfasser erwarten durfte. Wer sie freundlich in die Hand nimmt, etwa wie Spieluhren, wird vielleicht finden, daß sie, trotz bummlichten Aussehens, doch teilweise im Leben geglüht, mit Fleiß gehämmert und nicht unzweckmäßig zusammengesetzt sind. Fast sämtlich sind sie in Wiedensahl gemacht, ohne wen zu fragen und, ausgenommen ein allegorisches Tendenzstück und einige Produkte des drängenden Ernährungstriebes, zum Selbstplasier. Hätte jedoch die sorglos in Holzschuhen tanzende Muse den einen oder andern der würdigen Zuschauer auf die Zehe getreten, so wird das bei ländlichen Festen nicht weiter entschuldigt. Ein auffällig tugendsames Frauenzimmer ist's freilich nicht. Aber indem sie einerseits den Myrtenzweig aus der Hand des übertriebenen Wohlwollens errötend von sich ablehnt, hält sie anderseits gemütlich den verschleierten Blick eines alten Ästhetikers aus, dem bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen. — Man hat den Autor, den diese Muse begeistert, für einen Bücherwurm und Absonderling gehalten. Das erste ohne Grund, das zweite ein wenig mit Recht. Seine Nachlässigkeit im schriftlichen Verkehr mit Fremden ist schon mehrfach gerüchtsweise mit dem Tode bestraft. Für die Gesellschaft ist er nicht genugsam dressiert, um ihre Freuden geziemend zu würdigen und behaglich genießen zu können. Zu einer Abendunterhaltung jedoch, unter vier bis höchstens sechs Augen, in einer neutralen Rauchecke, bringt er noch immer eine Standhaftigkeit mit, die kaum dem anrückenden Morgen weicht.

Soviel wollt ich von mir selber sagen. — Das Geklage über alte Bekannte habe ich schon längst den Basen anheimgestellt, und selbst über manche zu schweigen, die ich liebe und verehre, kam mir hier passend vor.

Wer grad in ein Ballett vertieft ist, wer eben seinen Namenstag mit Champagner feiert, wer zufällig seine eigenen Gedichte liest, wer Skat spielt oder Tarock, dem ist freilich geholfen.

Leider stehen diese mit Recht beliebten Mittel temporärer Erlösung nicht immer jedem zur Verfügung. Oft muß man schon froh sein, wenn nur einer, der Wind machen kann, mal einen kleinen philosophisch angehauchten Drachen steigen läßt, aus altem Papier geklebt. Man wirft sein Bündel ab, den Wanderstab daneben, zieht den heißen Oberrock des Daseins aus, setzt sich auf den Maulwurfshügel allerschärfster Betrachtung und schaut dem langgeschwänzten Dinge nach, wie's mehr und mehr nach oben strebt, sodann ein Veilchen in hoher Luft sein stolzes Wesen treibt, bis die Schnur sich verkürzt, bis es tiefer und tiefer sinkt, um schließlich matt und flach aufs dürre Stoppelfeld sich hinzulegen, von dem es aufgeflogen.

Wenigstens was mich betrifft, so mag nur einer kommen und mir beweisen, daß die Zeit und Dies und Das bloß ideal ist, ein angeerbtes Kopfübel, hartnäckig,

inkurabel, bis der letzte Schädel ausgebrummt; er soll mich nur aufs Eis führen, seine blanken Schlittschuhe anschnallen, auf der gefrorenen Ebene seine sinnreichen Zahlen und Schnörkel beschreiben; ich will ihn gespannt begleiten, ich will ihm dankbar sein; nur darf es nicht gar so kühl werden, daß mir die Nase friert, sonst drücke ich mich lieber hinter irgend einen greifbaren Ofen, wäre es auch nur ein ganz bescheidener von schlichten Kacheln, bei dem man sich ein bissel wärmen kann.

Ja, die Zeit spinnt lustige Fäden; besonders die in Vorrat, welche wir oft weit hinausziehen in die sogenannte Zukunft, um unsere Sorgen und Wünsche aufzuhängen, wie die Tante ihre Wäsche, die der Wind zerstreut. — Als ob's mit dem Gedrängel des gegenwärtigen Augenblicks nicht grad genug wäre.

Und dann dies liebe, trauliche, teilweis grauliche, aber durchaus putzwunderliche Polterkämmerchen der Erinnerung, voll scheinbar welken, abgelebten Zeugs; das dennoch weiter wirkt, drückt, zwickt, erfreut; oft ganz wie's ihm beliebt, nicht uns; das sitzen bleibt, obwohl nicht eingeladen; das sich empfiehlt, wenn wir es halten möchten. Ein Kämmerchen, in Fächer eingeteilt, mit weißen, roten Türen, ja selbst mit schwarzen, wo die alten Dummheiten hinter sitzen.

Vielleicht ist's gerade Winter. Leise wimmeln die Flocken vor deinem Fenster nieder. Ein weißes Türchen tut sich auf. Sieh nur, wie deutlich alles dasteht; wie in einem hellerleuchteten Puppenstübchen. — Der Lichterbaum, die Rosinengirlanden, die schaumvergoldeten Äpfel und Nüsse, die braungebackenen Lendenkerle; glückliche Eltern, selige Kinder. — Freundlich betrachtest Du das Bübchen dort, denn das warst Du, und wehmütig zugleich, daß nichts Besseres und Gescheiteres aus ihm geworden, als was Du bist.

Mach' wieder zu. — Öffne dies rote Türchen. — Ein blühendes Frauenbild. Ernst, innig schaut's Dich an; als ob's noch wäre, und ist doch nichts wie ein Phantom von dem, was längst gewesen.

Laß sein. — Paß auf das schwarze Türchen. — Da rumort's hinter. — Halt zu. — Ja, schon recht; so lange wie's geht. — Du kriegst, wer weiß woher, einen Stoß auf Herz, Leber, Magen oder Geldbeutel. Du läßt den Drücker los. Es kommt die stille, einsame, dunkle Nacht. Da geht's um in der Gehirnkapsel und spukt durch alle Gebeine, und Du wirfst Dich von dem heißen Zipfel deines Kopfkissens auf den kalten und her und hin, bis Dir der Lärm des aufdämmernden Morgens wie ein musikalischer Genuß erscheint.

Nicht Du, mein süßer Backfisch! Du liegst da in Deinem weißen Häubchen und weißen Hemdchen, Du falteſt Deine schlanken Finger, schließest die blauen harmlos-träumerischen Augen und schlummerst seelenfriedlich Deiner Morgenmilch mit Brötchen entgegen und selbst Deiner Klavierstunde, denn Du hast fleißig geübt.

Aber ich, Madam! und Sie, Madam; und der Herr Gemahl, der abends noch Hummer ißt, man mag sagen, was man will. — Doch nur nicht ängstlich. Die bösen Menschen brauchen nicht gleich alles zu wissen. Zum Beispiel, ich werde mich wohl hüten; ich lasse hier nur ein paar kümmerliche Gestalten heraus, die sich so gelegentlich in meinem Gehirn eingenistet haben, als ob sie mit dazu gehörten.

Es ist Nacht in der kunst- und bierberühmten Residenz. Ich komme natürlich aus dem Wirtshause, bin aber bereits in der Vorstadt und strebe meinem einsamen Lager zu. Links die Planke, rechts der Graben. Hinter mir eine Stadt voll leerer Maßkrüge, vor mir die schwankende Nebelsilhouette eines betagten Knickebeins. Bald drückt er zärtlich die Planke, bald zieht ihn der Graben an; bis endlich die Planke, des falschen Spiels müde, ihm einen solch verächtlichen Schubs gibt, daß er dem Graben, mit Hinterlassung des linken Filzschuhes, sofort in die geschmeidigen Arme sinkt. Ich ziehe ihn heraus bei den Beinen, wie einen Schubkarren. Er wischt sich die Ohren und wimmert kläglich: „Wissen's, i ßiech halt nimma recht!" — Gewiß häufig eine zutreffende Ausrede für ältere Herren in verwickelten Umständen.

Ein andermal derselbe Weg. — Vor mir ein zärtliches Pärchen. Ihr schleift, am Bändel hängend, die Schürze nach. Ich wirble sie auf mit dem Stock und sage in gefälligem Ton: „Fräulein, Sie verlieren etwas." Sie hört es nicht. Es ist der Augenblick vor einem Liebeskrach. Er schlägt sie zu Boden, tritt ihr dreimal hörbar auf die Brust, und fort ist er. — Schnell ging's. — Und was für einen sonderbaren Ton das gibt, so ein Fußtritt auf ein weibliches Herz. Hohl, nicht hell. Nicht Trommel, nicht Pauke. Mehr lederner Handkoffer; voll Lieb' und Treu' vielleicht. — Ich gebe ihr meinen Arm, daß sie sich aufrichten und erholen kann; denn man ist oft gerührt und galant, ohne betrunken zu sein.

Ein andermal ein anderer Weg. — Ein berühmter Maler hat mich zu Mittag geladen. Stolz auf ihn und meine silbervergoldete Dose, geh' ich durch eine einsame Straße und drehe mir vorher noch eben eine Zigarette. Hinter mir kommt wer angeschlürft; er

schlürft an mir vorbei. „Ja, Bedelleit, die hat Koana gern; die mag Neamed.“ Er spricht es leise und bescheiden. Er schaut nicht seitwärts, er schaut nicht um; er schlürft so weiter. Hände im schwärzlich grauen Paletot; schwärzlich grauer Hut im Nacken; Hose schwärzlich grau, unten mit Fransen dran; da, wo Hut und Paletotkragen ihre Winkel bilden, je ein Stückchen blasses Ohr zu sehen. Ein armer, farbloser Kerl. Schon zehn Mark vermutlich würden ihm recht sein. Freilich — der Schneider — die Fahrt ins Tirol — am Ende versäuft er's nur — macht nichts. Gib's ihm halt! — Inzwischen ist er weg ums Eck, für immer unerwischbar.

Schnell eine andere Tür. — Schau, schau! — Zwischen zwei Hügeln, mitten hindurch der Bach, das Dörflein meiner Kindheit. Vieles im scharfen Sonnenlicht früher Eindrücke; manches überschattet von mehr als vierzig vergangenen Jahren; einiges nur sichtbar durch den Lattenzaun des Selbsterlebten und des Hörensagens. Alles so heiter, als hätt' es damals nie geregnet.

Aber auch hier gibt's arme Leutchen. — Es ist noch die gute alte Zeit, wo man den kranken Handwerksburschen über die Dorfgrenze schiebt und sanft in den Chausseegraben legt, damit er ungeniert sterben kann; obschon der unbemittelte Tote immerhin noch einen positiven Wert hat; unter andern für den Fuhrmann, der ihn zur Anatomie bringt.

Im Dörflein seitab, hier hinter den trüben Fensterscheiben, da sitzt vielleicht das „Puckelriekchen“. Sie spinnt und spinnt. Auf die Lebensfreuden hat sie verzichtet. Aber drei Tage nach ihrem Tode, da wenigstens möchte sie sich mal so ein recht gemütliches Fest bereiten, nämlich ein ehrliches Begräbnis mit heilen Gliedmaßen, im schwarzlackierten Sarge, auf dem heimatlichen Kirchhofe. Nach dem Professor, der die toten Leute kaput schneidet, will sie nicht hin; und dann müßte sie sich ja auch so schämen vor den Herren Studenten, weil sie gar so klein und mager und bucklicht ist. Darum bettelt sie und sinnt und spinnt von früh bis spät. — O weh! Zu früh schneidet die Parze den Flachs- und Lebensfaden ab. Es hat nicht gelangt. Nun heißt es doch: „Hinein in die ungehobelte Kiste“ und „Krischan, spann an“. Und dort fährt er hin mit ihr in der frühen Dämmerung, und wer gerad verreisen muß, der kann mit aufsitzen. (Das wäre was gewesen für Tante Malchen, die immer so gern per Gelegenheit fuhr!)

Der dort langsam und verdrießlich Holz sägt, das scheint der „Pariser“ zu sein. „Eine kalte Winternacht — so pflegt er auf Plattdeutsch zu sagen — ein Grenzstein im freien Feld und eine Pulle voll Schluck, das müßte einen bequemen Tod abgeben.“ Oder: „Hätt ich nur erst eine Viertelstunde gehängt, mich dünkt, so wollt ich gleich mit einem um die Wette hängen, der schon ein ganzes Jahr gehängt hat“. Gegen die erste Manier schützt er Geldmangel vor, gegen die zweite den bedenklichen Anfang. Er zögert und zögert und muß sich zuletzt mit einem gewöhnlichen Tod begnügen, wie er grad vorkommt.

Hier im Hof, auf dem Steintritt vor der Tür, steht eine hübsche Frau. Sagen wir, Kreuzbänder an den Schuhen, Locken an den Schläfen, Schildpattkamm im Flechtennest. Ein fremder Betteljunge kommt durch die Pforte. Haare wie trockner Strohlehm; Hemd und Haut aus einem Topf gemalt; Hose geräumig, vermutlich das Geschenk eines mildtätigen Großvaters; Bettelsack mit scheinbar knolligem Inhalt; Stock einfach, zweckentsprechend. „Heut kriegst Du nichts; wir haben selbst Arme genug.“ „„So bra'r jöck de Düwel wat ower, dat je'r anne sticket!““ Nach Abgabe dieses Segenswunsches entfernt er sich, um sein Sammelwerk anderweitig fortzusetzen. Nicht mit Erfolg. Hinter der Mauer hervor, bewehrt mit kurzem Spieß, tritt ihm unerwartet ein kleiner Mann entgegen, entledigt ihn, listig lächelnd, doch rücksichtslos, seiner Vorräte und zeigt ihm sodann, unter Zuhilfenahme der umgekehrten Waffe, durch stoßweise Andeutungen auf der Kehrseite, den richtigen Weg zum Dorfe hinaus.

Dieser Wachsame und Gewaltige ist der „alte Danne“. — Da er körperlich und geistig zu schwach geworden, um Tagelöhner zu sein, so hat man ihm ein Amt verliehn, mit dem Titel „Bettelvogt“, und als Zeichen seiner Würde den Speer, „dat Beddelspeit“. Kraft dessen ist er Herzog und Schirmherr aller einheimischen Bettler. — Er ißt „reihrund“. Er schläft nachts im Pferdestall, nachmittags, bei günstiger Witterung, im Baumgarten hinter dem Hause. — Und hier kann man am besten eine Eigentümlichkeit an ihm beobachten, welche hauptsächlich bei alten unbemittelten Leuten vorzukommen scheint, die versäumt haben, sich ein neues Gebiß zu kaufen. — Atmet er ein — ein lautes Schnarchen; atmet er aus — ein leises Flöten. Erst dieser alte faltige grauborstige Mümmelmund hübsch weit abgerundet nach innen gezogen, dann plötzlich bei hohlen Backen hübsch zugespitzt nach außen getrieben, und nur ein ganz feines Löchlein drin. — Für den Naturforscher, selbst bei häufiger Wiederholung, ein interessantes Phänomen. — Leider geht der alte Danne nur noch kurze Zeit seinen Erholungen und Amts-

geschäften nach. Es kommt so ein gewisser schöner, ausdermaßen warmer Nachmittag. Zwei flachsköpfige Buben, sehr bewandert in Obstangelegenheiten, besuchen grad zufällig in einem schattigen Garten einen berühmten Sommerbirnenbaum, um eben mal nachzusehen, wie die Sachen da liegen. — Der alte Danne liegt drunter. — Speer im Arm; still, bleich, gradausgestreckt; die Augen starr nach oben in die vollen Birnen gerichtet; Mund offen; zwei Fliegen kriechen aus und ein. Der alte Danne ist tot. — Und schlau hat er's abgepaßt, denn der neue Kirchhof wird nächstens eingeweiht. Er kommt noch auf den alten und kann ruhig weiter liegen, ohne von später kommenden Schlafgästen gestört zu werden. — Eine geschmackvolle Garnitur von Brennnesseln steht um sein Grab herum. —

Ja, mein guter, wohlsituierter und lebendiger Leser! So muß man überall bemerken, daß es Verdrießlichkeiten gibt in dieser Welt und daß überall gestorben wird. Du aber sei froh. Du stehst noch da, wie selbstverständlich, auf Deiner angestammten Erde. Und wenn Du dann dahinwandelst, umbraust von den ahnungsvollen Stürmen des Frühlings, und Deine Seele schwillt mutig auf, als solltest Du ewig leben; wenn Dich der wonnige Sommer umblüht und die liebevollen Vöglein in allen Zweigen singen; wenn Deine Hand im goldenen Herbst die wallenden Ähren streift; wenn zur hellglänzenden Winterzeit Dein Fuß über blitzende Diamanten knistert — hoch über Dir die segensreiche Sonne oder der unendliche Nachthimmel voll winkender Sterne — und doch, durch all die Herrlichkeit hindurch, allgegenwärtig, ein feiner, peinlicher Duft, ein leiser, zitternder Ton — und wenn Du dann nicht so was wie ein heiliger Franziskus bist — sondern wenn Du wohlgemut nach Hause gehst zum gutgekochten Abendschmaus und zwinkerst Deiner reizenden Nachbarin zu und kannst schäkern und lustig sein, als ob sonst nichts los wäre, dann darf man Dich wohl einen recht natürlichen und unbefangenen Humoristen nennen.

Fast wir alle sind welche. — Auch Du, mein kleines, drolliges Hänschen, mit Deinem Mums, Deiner geschwollenen Backe, wie Du mich anlächelst durch Tränen aus Deinem dicken, blanken, schiefen Gesicht heraus, auch Du bist einer; und wirst Du vielleicht später mal gar ein Spaßvogel von Metier, der sich berufen fühlt, unsere ohnehin schon große Heiterkeit noch künstlich zu vermehren, so komme nur zu uns, guter Hans, wir werden Dir gern unsere alten Anekdoten erzählen, denn Du bist es wert.

„Ahem! — Wie war denn das Diner bei dem berühmten Maler?" so unterbrichst Du mich, mein Wertester mit dem Doppelkinn. Nun! Kurz aber gut; Wein süperb; Schnepfen exquisit. — Doch ich sehe, Du hast Dich gelangweilt. Das beleidigt mich. Aber ich bin Dir unverwüstlich gut. Ich werde sonstwie für Dich sorgen; ich verweise Dich auf den vielsagenden Ausspruch eines glaubwürdigen Blattes: «Il faut louer Busch pour ce qu'il a fait, et pour ce qu'il n'a pas fait». Wohlan, mein Freund! Wende Deinen Blick von links nach rechts, und vor Dir ausgebreitet liegt das gelobte Land aller guten Dinge, die ich nicht gemacht habe.

Liebst Du herz- und sonnenwarme Prosa, lies Werther. — Suchst du unverwelklichen Scherz, der wohl dauern wird, so lange noch eine sinnende Stirn über einem lachenden Munde sitzt, begleite den Ritter von der Mancha auf seinen ruhmreichen Fahrten. — Willst Du in einem ganzen Spiegel sehen, nicht in einer Scherbe, wie Menschen jeder Sorte sich lieben, necken, raufen, bis jeder sein ordnungsmäßiges Teil gekriegt, schlag Shakespeare auf. — Trägst Du Verlangen nach entzückend mutiger Farbenlust, stelle Dich vor das Flügelbild Peter Pauls in der Scheldestadt und laß Dich anglänzen von der jungfräulichen Mutter mit dem Kinde. — Oder sehnst Du Dich mehr nach den feierlichen Tönen einer durchleuchteten Dämmerung, besuch den hl. Vater in seinem beneidenswerten Gefängnis und schau den Sebastian an. — Und ist Dir auch das noch nicht hinreichend, so zieh meinetwegen an den Arno, wo eine gedeckte Brücke zwei wundersame Welten der Kunst verbindet.

Damit, denk ich, wirst Du für acht Tage genug haben und wärst Du so genußfähig, wie ein Londoner Schneidermeister auf Reisen."

Wilhelm Busch.

Kleines Wilhelm Busch Album

Wilhelm Busch von Fritz von Ostini

Sein Wert und sein Stil.

❖

Als am 9. Januar 1908 Wilhelm Busch die Augen geschlossen hatte, da fühlte wohl das deutsche Volk den Schmerz eines großen Verlustes. Was wir aber damals verloren haben, darüber waren die wenigsten im klaren. Einen großen Humoristen, meinten die vielen. Den Lustigsten Einen, die je gelebt. Einen glänzenden Karikaturenzeichner, einen Maler-Poeten von wundersamer Eigenart, meinten die andern. Einen lachenden Philosophen, jene, die ihm schon ein wenig näher gekommen waren. Das war eben das Geheimnis seiner ungeheuren Popularität, daß er jedem das zu geben hatte, was dem Wesen des Betreffenden entsprach. Auch die Oberflächlichen kamen auf ihr Recht. Jene, die, um seine eigenen Worte zu brauchen, die „Weste sahen, nicht das Herz". Sie nahmen den genialen Humor seiner Bilderpossen für den leichtherzigen Übermut, den sie brauchten und verstanden. Sie lachten über seine Bilder, sie jauchzten über die köstliche Prägnanz der Begleitverse, die sich so leicht lasen, so leicht merkten und anwenden ließen auf die tausend Zufälligkeiten des Tages. Wieviel Kunst und Arbeit hinter dieser göttlichen Leichtigkeit steckten, das fühlten schon weniger Leute. Und nur der, der sich tiefer in seine Art einarbeitete, erkannte mit wachsendem Staunen, welcher geistige Reichtum ihr zugrunde lag, in welche Tiefen ihre Wurzeln reichten. Ein lachender Philosoph? Ja, aber das Lachen war nur Gewand, die Hülle über einer tiefernsten Natur. Dies Lachen lernt einer nur durch Überwindung und Erkenntnis. Durch die Weisheit der Resignation. Ein Spaßmacher war dieser Demokrit nur für die Abderiten. In Wahrheit ist er einer der tiefgründigsten Herzenskünder und Herzenskritiker gewesen, der die Eitelkeit der Dinge und der menschlichen Natur vor allem durchschaute. Mit Schaudern vielleicht, mit jenem Schaudern, das der Menschheit bestes Teil ist! Und aus aller dieser Entsagung und Erkenntnis heraus wurde er doch ein Lebensbejaher. Wie Demokritos von Abdera aus seiner bewundernswert vorausseheuden Erkenntnis der Dinge zu seiner Euthymie kam. In den tollsten Späßen seiner Frühzeit, deren jugendlicher Künstlerübermut noch ihre Farbe leiht, spürt man jenes Schaudern. In der berühmten „Grausamkeit" des Humoristen, mit dem er seine Geschöpfe unermüdlich durch alle ordentlichen Widerwärtigkeiten hetzt, Elemente des Humors in den

Abb. 1. Ein interessanter Fall.

schmerzvollsten Zuständen entdeckend, fühllos und gleichmütig, wenn seine drolligen Phantasiegestalten verbrannt, zerschrotet, platt gewalzt, zu Eisklumpen gefroren, auf alle erdenkliche Weise gestochen und gezwickt werden (Abb. 1 u. 2). „Der Schmerz ist Herr und Sklavin ist die Lust" heißt seine Devise. Das Wunderbare aber ist, daß sie ihn nicht zu tränenreicher Wehmut, sondern zu jenem überlegenen Verstehen führt, das eben die Quelle des echten Humors ist. Der junge Busch war vielleicht ein „lachender Philosoph". Der reife hat sich durchgerungen zu einer Philosophie des Lächelns. Er

nahm das Leben viel zu ernst und tief, um es mit Übermut abzutun. Aber er war auch viel zu stark und innerlich frei, um daran zu verzweifeln. Der junge Busch, in seiner blühenden Mannesschönheit (Abb. 3), erscheint als eine der heitersten Gestalten im sorglosen Münchener Künstlerleben. Und auf der Höhe des Daseins, dankbar bejubelt von seinem ganzen Volke, wohlgerüstet, die glänzendste Rolle in unserem künstlerisch-literarischen Leben zu spielen, zieht er sich in die Einsamkeit zurück und sieht die Welt im Grunde nur mehr als ein objektiver Zuschauer an. Nicht in verärgertem Anachoretengeist! Immer noch gewappnet mit dem Rüstzeug des Humors! Aber frei von aller Hörigkeit, wie sie die Rücksicht auf die Menge, den geistigen oder materiellen Erfolg schafft! Ein Genie der Entsagung! Eine ebenso starke, in sich geschlossene, als originelle Erscheinung — ein Ganzer!

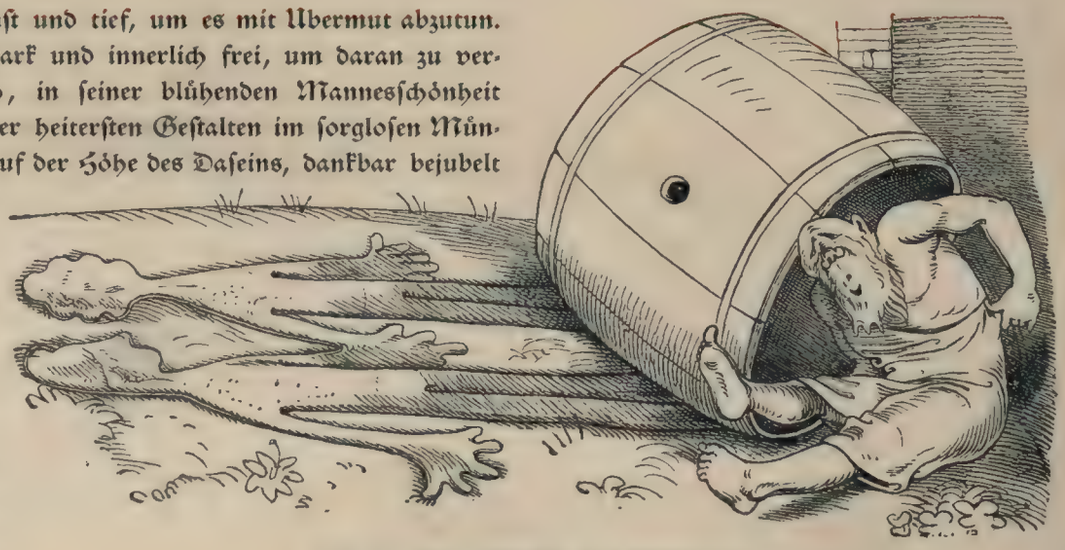


Abb. 2. Aus „Schnaken und Schnurren".

Abb. 3. Wilhelm Busch um 1872.

Wilhelm Busch kann den Deutschen noch unendlich viel mehr werden, als er ihnen heute ist. Sie müssen sich freilich dazu erst noch die, ach so dankbare Mühe nehmen, ihn auch als Ganzen kennen zu lernen und nicht mit der leichten Kost sich begnügen, die er in Jugendtagen den Kindern und Unmündigen bot. Wilhelm Buschs feinste und reifste Werke sind heute noch nicht einmal den literarisch Gebildeten vertraut — und doch findet den Weg zu den verborgenen Werten seiner heiteren Schöpfungen auch nur der, der ihn von jener ernsten Seite kennt! Vielleicht hat es ihn bitterer verdrossen, als wir wissen, daß man ihn so leicht genommen, so oberflächlich bewundert hat. Es konnte ihn nicht befriedigen, einen Zitatenschatz für Studenten und Leutnants zu schaffen und er wußte, daß er als Poet und Maler weit Besseres geleistet und gewollt hatte! Er hat später jene, scheinbar mit so spielender Leichtigkeit geschaffenen Bilderpossen seiner Frühzeit nicht verleugnet, aber auch nicht wieder zur Hand genommen, ja er hat, wie es heißt, nicht einmal Exemplare aller jener Werke besessen. Und doch weisen Äußerungen aus seinem Munde darauf hin, daß er sich des Maßes künstlerischer Arbeit, das daran gewendet war, recht wohl bewußt gewesen ist und eine Fülle von Studien und Vorarbeiten im Nachlasse des Malers Busch hat, manchem zur Verwunderung, erwiesen, daß der übermütige Karikaturist recht ernsthaft und mühevoll fundierte Kunst getrieben (Abb. 4). Daß die Mitwelt eben das meisterhaft leicht gegebene auch für billige Eintagsware ansah, trotz der Freude, die sie daran hatte, trotz der Dankbarkeit, die sie — in ihrer Art! — das mag wohl zum Teil die Ursache davon gewesen

sein, daß der Künstler sich so früh von jenem heitersten Gebiete seiner Kunst abwandte.

Seine Lebensanschauung hatte sich im Laufe der Zeit freilich nicht gewandelt, nur entwickelt. Aufschlüsse über sie gab schon das Gedichtbüchlein „Kritik des Herzens", das 1871 erschien, zwischen dem Heiligen Antonius und der Frommen Helene, zweien seiner lustigsten und übermütigsten, seinen in ihrer Tendenz schärfsten und kampflustigsten Bilderschriften. Zu dem Büchlein ohne Bilder griff freilich nur ein kleiner Teil seiner Freunde. Die's taten, sahen wohl auch in dem witzigen Dichter, dessen Verse fast durchweg eine leicht burschikose Nuance auszeichnete, zum großen Teil mehr einen fröhlichen Kobold, der den Leuten den Schabernack antat, sie gelegentlich einmal in ihren komischen Schwächen zu enthüllen, als einen tiefblickenden Kritiker der Herzen. Und doch war er's! Unter den prätensionslosen Gedichtchen des Versbuches ist keines, das nicht aus der Erkenntnis einer psychologischen Tatsache heraus entstanden wäre, und recht oft ist mit geistvoller Schärfe das Warum? beantwortet. Er hat nicht umsonst im dritten und vierten Jahrzehnt seines Lebens sich begeistert in Schopenhauer vertieft und der scharfe, kühle Geist dieses Philosophen, der gegen alle Dummheit und Verlogenheit so unerbittlich ist, weht durch jene kostbaren, unerschöpflich inhaltsreichen Bücher. Der Übermut an Wilhelm Buschs Humor, wenn jene der Heuchelei, der klerikalen Herrschsucht, dem herzensarmen Philistertum und den Feinden seines glühend geliebten Vaterlandes zu Leibe ging, war nur Schutz- und Trutzwaffe. Im Kampfe gegen alles Verächtliche ist keine Wehr so gut und so sicher als ein überlegenes Lachen. Es windet dem Zorn des Feindes das Schwert aus der Rechten und gleichzeitig aus der Linken den Schild. Es sorgt, daß keiner von des Gegners Hieben trifft und zeigt ihn in der Blöße seiner Schwachheit. Und tut weh! Denn alle Dummheit ist eitel und alle Ungerechtigkeit wappnet sich mit erlogenem Dünkel! So war die Fromme Helene ein moralisches Buch, das im Zerrspiegel der Satire zeigte, wie nahe beieinander die Spießbürgerei, die religiöse Heuchelei und die Liederlichkeit wohnen, wie nützlich oft die zweite der dritten als Feigenblatt dienen muß. Der heilige Antonius war eine Kampfschrift gegen den mittelalterlichen Geist, der im Zeitalter des Syllabus und der Unfehlbarkeitserklärung Pius' IX. von Rom ausging, der Pater Filucius zeigte mit gesundem, patriotischem Ingrimm die Gefahren, die immer und immer wieder dem deutschen Wesen aus dem jesuitischen Klerikalismus erwachsen, der stets gemeinsame Sache macht mit Deutschlands Feinden. Das Büchlein ist heute, nach vierzig Jahren, noch so frisch und aktuell, daß es eine Freude ist; nur daß der wackere Pater, der damals zum Fenster hinausgeworfen wurde, heute zur Türe wieder hereingelassen wird! Der Durchschnittsleser hat diese köstlichen Satiren auch damals wohl mit scheuem frohen Entzücken als kecke Verulkung der Geistlichkeit und landläufigen Moral begrüßt. Sie sind aber, ganz abgesehen

Abb. 4. Aus „Wilhelm Busch, Künstlerischer Nachlaß".

von den hohen, technischen Qualitäten der Verse und Bilder, in ihrem Aufbau, in ihrer Symbolik Meisterwerke von einer künstlerischen Höhe, auf die nur wenige humoristische Werke der Weltliteratur gelangt sind.

Daß dieses noch nicht recht allgemein begriffen wurde, das liegt, wie schon mehrfach betont, an der ungezwungenen Selbstverständlichkeit, mit der sie sich geben. Diese scheinbare Nonchalance, die gerne mit

Abb. 5. Aus dem Karikaturenbuch „Jung-München".

burschikosem Ausdruck redet, mit Vorliebe pathetisch anhebt, um mit einer alltäglichen Dialektwendung fortzufahren, alle Ausführlichkeit verabscheut und sich gerne mit der Prägnanz volkstümlicher Sprichwörter ausdrückt, ist aber eine sehr bewußte Kunstform. Keine angenommene Maske, notabene, sondern die Entwicklung der besonderen Fähigkeiten des Autors zum Stil! Es war dieser ansprechende und scheinbar so leicht zugängliche Stil Wilhelm Buschs, der ihm die Verehrer, oder Leser, oder Beschauer, wie man's nun nennen will, nach Millionen eroberte. Aber dieser Stil — und das teilt er mit jeder künstlerischen Ausdrucksweise, die mit Recht Anspruch erheben kann auf diesen Titel! — ist ein Produkt der Arbeit und der Gesinnung. Er eignet in absoluter Übereinstimmung seinen Zeichnungen wie seinen Begleitversen. Die Erscheinung, wie die Meinung sind gleicherweise mit einem Minimum von Ausdrucksmitteln festgehalten. Man kann die eine nicht mit weniger Strichen, die andere nicht mit weniger Worten geben. Man kann das Charakteristische, hier die Komik des ersteren nicht schlagender packen, alles weglassend, auf was es nicht ankommt. Und man kann der zweiten, der Meinung, nicht mit überlegnerer Sicherheit, ernsthaft oder zum Spaß die Marke eines Ewigkeitswertes aufprägen. In ihrer Fülle an konzentrierten Wahrheiten und Bosheiten liegt eine der hervorstechendsten Reize von Wilhelm Buschs Schriften. In der Meisterlichkeit eben, mit der sein Stil ausgebildet ist zu immer neuen Möglichkeiten. Dieser Stil ist in sich vollendet anders als jeder andere vor- und nachher. Er ist echt, ist gemußt, weil kein anderer dem Künstler und Denker die Form geben konnte, das edle Metall seines Geistes dareinzugießen! Ein paar Jahre vor Buschs Tod hat ein sonst recht scharf urteilender Berliner Literat Wilhelm Busch heruntergemacht, weil er über den Humor eines „jovialen Oberförsters" nicht hinauskäme und mit seinen Gaben doch hätte ein deutscher Daumier werden können. Als ob er hätte ein Daumier werden *wollen* oder dürfen! Das ist gerade, als ob einer Goethe zum Vorwurf macht, daß er das dramatische Pathos Schillers nicht hat! Seien wir froh, daß es einen Goethe *und* einen Schiller, einen Daumier *und* einen Busch gibt. Der eine ist gallig und gallisch, ein Maler, der seine sublime und immer in erster Linie malerische Kunst auch an die Satire wendet. Der andere ist deutsch, lustig und philosophisch überlegen. Und er schwingt den klingelnden Narrenkolben, während der andere, zumal, wenn es seine lieben Feinde, die Herren in der Roten Robe angeht, mit Geißeln und Skorpionen zuhaut.

Es wurde schon angedeutet, daß der Stil Wilhelm Buschs sich so überaus gleichartig in der Technik des Zeichners, oder in der des Dichters, des Sprachkünstlers ausdrückt. Und in der Erfindung seiner Situationen, kann man dazusetzen. Und so schlicht und prägnant dieser Stil erscheint, beginnt man ihn ein wenig zu analysieren, so kommt man doch bald auf eine ziemlich verwickelte Synthese — das passiert uns freilich zuletzt bei jeder künstlerischen — bei jeder menschlichen Erscheinung.

Der *Zeichner* Busch geht, wenn wir seine frühesten

Arbeiten betrachten, von einer ganz manierfreien, unabsichtlichen Einfachheit aus, die noch gar nicht Stil sein will. Von einer Bleistifttechnik, welche die Formen der Dinge kräftig und leicht umreißt, Halbtöne durch Schraffierung ersetzt, nur selten verwischt. Aus Skizzenbüchern der fünfziger Jahre kann man dies deutlich ersehen. Und nicht bloß, wo es galt, menschliche Gestalten mit flüchtigen Strichen dem Skizzenbuch einzuverleiben, brauchte Busch diese Arbeitsweise, auch seine landschaftlichen und anderen Studienblätter sind in der gleichen graphischen Art gehalten. Es lag das in der Zeit. Für die Gewinnung der Form galt eine exakte Kontur als unerläßlich, tonige Modellierung erst als ein Hilfsmittel zweiten Grades. Wie genau Wilhelm Busch es mit der Form nahm, sah man bei der Nachlaßausstellung seines Malerwerkes, die sein Freund F. A. v. Kaulbach im April 1908 in der Galerie Heinemann zu München arrangierte. Sah es vor allem an der Masse liebevoll ausführlich behandelter anatomischer Zeichnungen. Da waren unter anderem menschliche Skelette in allen erdenklichen Stellungen und Verkürzungen dargestellt und man lernte aus dieser gründlichen Vorarbeit die Meisterschaft begreifen, mit der Busch später alle möglichen und unmöglichen Bewegungsmomente mit scheinbar so müheloser Treffsicherheit wiedergab. In der Darstellung der Bewegung liegt nicht nur seine größte zeichnerische Meisterschaft, diese Meisterschaft ist auch eines der vornehmsten Kennzeichen seines Stils und man darf darauf hinweisen, daß er auf diesem Gebiete vor sechzig Jahren scherzend und spielend Probleme gelöst hat, um die sich heute der ultramodernste Expressionismus in Graphik und Malerei harte Mühe gibt.

Als Busch daran ging, die ersten Früchte seiner Zeichenkunst wirtschaftlich zu verwerten, d. h. als er seine ersten Zeichnungen ins Redaktions-Bureau der Fliegenden Blätter trug, stand sein Stil in seinen Elementen fest und harrte nur noch der Entwicklung. Die Karikaturen für die Skizzenmappe und die Kneip-Zeitung des Künstlerkreises „Jung-München", die nach dem Jahre 1854 entstanden sind, sind schon echter Busch. (Abb. 5) Was er dann für die Reproduktion, das heißt für den Holzschnitt und wohl meist auch *auf den Holzstock* zeichnete, war freilich strenger und schwerer in seiner Art. Zunächst einmal bemühte sich der Künstler selbst, wie Jeder, der damals für illustrierte Blätter arbeitete, der Reproduktionstechnik entgegenzukommen und dann standen auch die Xylographen, die „Faksimileschneider" noch nicht auf der Höhe, die sie später erreichten. So haben die ersten Beiträge für die Fliegenden, die früheren Bilderbogen, auch Max und Moritz, noch nicht die prickelnde, man möchte sagen „moussierende" Geistigkeit von Buschs späteren Karikaturen. Man spürt eben in den immer noch massiv geschnittenen Umrißlinien und gar den schematischen Strichlagen der Schraffierungen noch die Rücksicht auf den Stichel und die schwere Hand des Xylographen. Aber diese, wie die Hand des Künstlers wurde schrittweise leichter und freier mit jedem Werke. Als beispielsweise die Fromme Helene herauskam, war die xylographische Wiedergabe schlechthin vollendet, reizvoller vielleicht als heute die unmittelbar getreuen Reproduktionen sind, die durch die photochemischen Techniken geleistet werden. Fein und zierlich, als gäb' es keine Schwierigkeit des Materials und des Gegenstandes, waren jetzt aber auch die Linien des Zeichners hingeschrieben. Und jeder Strich war Humor! Auch das ist eines der vornehmsten Charakteristika unseres Meisters: er bringt nichts Entbehrliches auf ein Bild, aber in allem, was sein Griffel gibt, steckt auch eine Pointe. Und steckt er selber! Auch im Nebensächlichsten, in den Kräutern und Steinen auf dem Boden, in den Strichlagen eines Schlagschattens. Seine Menschengesichter werden oft zu wunderlich gekräuselter Ornamentik und drücken dabei doch die ganze Skala der Empfindungen drastisch und überzeugend aus. Die Stärke des Meisters auf diesem Felde ist so bekannt und wird soviel bewundert, daß hierüber nichts Neues zu sagen ist. Daß ein Kritiker des Herzens, der so scharf und mit lachendem Erkennen in alle Falten sieht, auch ein ebenso sicherer Kritiker der Menschengesichter werden mußte, das allerdings versteht sich beinahe von selbst. Merkwürdiger ist schon der seltsame Humor, den auch die toten Dinge auf seinen Blättern atmen. Ein Stiefelknecht oder ein Kleiderständer, eine Brille oder eine Tabakspfeife, von Wilhelm Busch gezeichnet, bringen auch zum Lachen. Ein alter Weidenbaum, ein Dorfbrunnen, ein eiserner Ofen wird zum beseelten, drolligen Wesen. Jedem Ding gewinnt der Künstler eine heitere Seite ab. Von den Tieren schon gar nicht zu reden, die Busch ja sein Leben lang mit besonderer Liebe studiert hat. Bienen und Ameisen, Käfer und Schmetterlinge, Hunde, Schweine, Bären, Hühner, Frösche und das schwer hinwandelnde Hornvieh, die ganze Einwohnerschaft von Noahs Arche stattet er bald mit lustigen, menschenhaften Zügen aus, bald schematisiert er sie zum primitiven Bilderbogenstil — immer sind es fröhliche Zerrbilder der Wirklich-

keit und Geschöpfe seiner unvergleichlichen Laune zugleich. Der Zeichner, der mit unfehlbarer Sicherheit die kennzeichnende Schwäche jeder menschlichen Erscheinung trifft, entdeckt auch am Tier ebenso unfehlbar die Besonderheiten, die man komisch übertreiben oder betonen kann. Wie wundervoll ist's, wenn Busch z. B. eine Kuh zeichnet, ihren gutmütig-dummen Ausdruck, die massige Schwere des Leibes im Verhältnis zu den schwachgebauten, ungeschickten Beinen, das unelegante Schuhwerk ihrer Klauen; alle Unzulänglichkeiten der Form, die das Haustier in einseitiger Entwicklung als ein Geschöpf des Menschen bekommen hat, werden dem Künstler da zu einer Quelle des Humors. Sein Schnurrdiburr oder die Bienen, die Bilderbogenzeichnungen zum Tier-A B C, Fipps der Affe, Plisch und Plum und ungezählte Einzelbilder aus den übrigen Serien und Geschichten sind Meisterstücke der Tierkarikatur, die man erst recht begreift, wenn man erstens des Künstlers ernsthafte Studien nach dem Leben gesehen und wenn man ein wenig Einblick gewonnen hat in sein Verhältnis zur Natur. Er hatte eben seine besonderen Beziehungen zu den „Brüdern im stillen Busch, in Wald und Wasser" und wie alle seine Humore ihren echt philosophischen Kern haben, so kommt auch der lustige Anthropomorphismus seiner Tiere aus einem Gefühl des Einsseins mit der ganzen Schöpfung, das für ihn Religion war.

Der „Strich" des Zeichners Busch hat oft den kühnen und scharfen Schwung einer Peitschenschnur und das gab ihm die Möglichkeit, mit diesem Strich auch das Kühnste glaubhaft zu machen. Er war da, wie gesagt, ein Vorahner der Ultramodernsten, sogar der Futuristen. Nur daß ihm natürlich ein Spaß war, was Jene ernsthaft meinen. Auch er hat mit Vorliebe innere Gefühle der dargestellten Menschenkinder in deren äußerer Erscheinung ausgedrückt, Bewegung gelegentlich in der Aufeinanderfolge einzelner Bewegungsmomente. Das Schwindelgefühl des betrunkenen Herrn Namens Meier im „Haarbeutel" wird uns klar gemacht durch den wilden spiraligen Schwung seiner Umrißlinie samt der gleichfalls in Schraubenbewegung befindlichen Umwelt. Das innerliche Schütteln des Mannes, der einen Bittern getrunken hat, kriegen wir zu fühlen durch die Wellenlinien seiner Kontur. In dem Meisterbilderbogen „Ein Neujahrskonzert" sind die wahnwitzigen Läufe und Triller des Virtuosen im finale furioso ganz „futuristisch" mitgezeichnet, samt der grenzenlosen Bewunderung des Hörers, der nur mehr ein Auge, ein Ohr ist (Abb. 6). Dabei handelt es sich

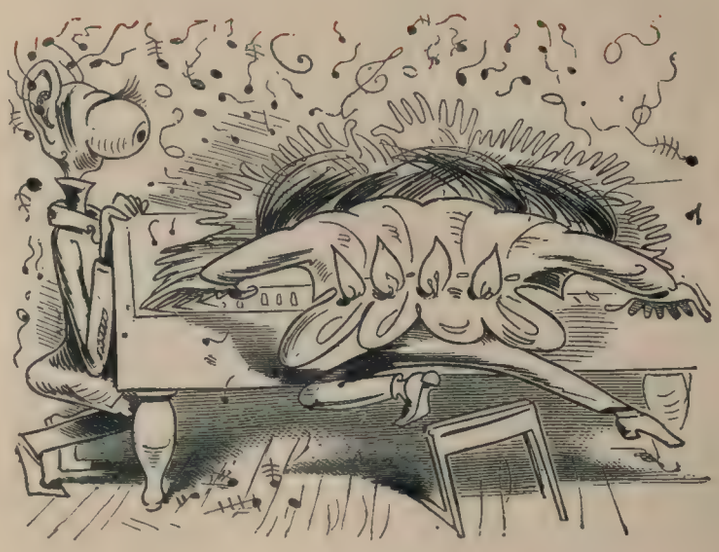


Abb. 6. Finale furioso. Aus „Wilhelm Busch, Bilderbogen".

nicht bloß um den guten Einfall, sondern auch um eine brillante Ausführung dieses Einfalls, um Zeichnungen, in welchen aber auch jeder Strich ein guter Witz ist! Die Mehrzahl unserer heutigen Humoristen, wie auch die großen Satiriker des Griffels in Frankreich, begnügen sich damit, ihre Aufgaben malerisch-graphisch zu lösen, das will sagen, eine Situation charakteristisch zu packen und die Typen drastisch zu kennzeichnen. Gewiß eine hohe künstlerische Auffassung der Sache — aber nicht die Einzige. Wilhelm Busch durchtränkt die ganze Szene mit Humor, aber auch mit literarischem Geist; er will gar nicht bloß Maler, gar nicht ein Daumier, wie gesagt, sein, er gibt zur Spur alle die „Schnaken und Schnurren" drein, die ihm, dem helläugigen Beobachter und Kritiker, beim Ausdenken der Situation durch den Kopf huschen. So liegt in seinem zeichnerischen Stil, auch ohne die Begleitverse, immer ein wenig von Schrifttum, vielleicht so was wie ein episches Moment und nicht umsonst gewinnt sein Strich den Charakter einer zügigen Handschrift, seine Zeichnung ist sehr oft nicht eine Karikatur, sondern ein Komplex lustiger Einfälle. Das gilt natürlich immer in gleicher Weise vom künstlerischen Stil, wie von der Erfindung. Wenn die Kunst der Gegenwart mehr die rein artistischen Werte, auch auf dem Gebiete des Humors herausarbeitet, mehr auf eine vorzügliche Graphik, als auf eine zwingende und geistreiche Lustigkeit losstrebt, so liegt das im Zuge unserer Zeit überhaupt, der den Gegenstand der Technik, das Was? dem Wie? unterzuordnen liebt. Und die Zeit hat Recht. Wer aber den geistigen Reichtum eines Busch besitzt,

groß genug, uns mit einer Fülle humoristischer Einfälle und Beobachtungen zu überschütten, der hat ebenfalls Recht. Auch wenn Anderes für modern erklärt wird. Die Sorge um die Modernität, die heute für so Viele das Erste in der Kunst ist, hat diesen überlegenen Geist nie beengt.

In seiner Kunst sprechen, wie gesagt, alle Dinge. Bei einem Manne, der ebenso Dichter, als Denker und Maler ist, hat das natürlich auch seine tiefere Begründung und ist nicht nur ein Teil seines zeichnerischen Stils. Er sah eben alles, auch das tote Objekt, mit Liebe an und fand dessen Wesenheit heraus — oft auch dessen Humor. Das wurzelte bei ihm in seiner Anschauung als Maler überhaupt. Schrieb er doch einmal: „Ein brauner Krug, mit einem Glanzlicht darauf, ist mir bereits Idee. Geht dann so ein Ding durch ein originelles Menschenhirn, so wird, der Teufel weiß, ein Bild daraus. Ich habe bei Teniers und Brouwer unglaublich ‚geestige' Töpfe gesehen." Die Namen Teniers und Brouwer muß man überhaupt im Auge behalten, wenn man Busch verstehen will. Auch die alten Holländer, die er über alles liebte, kannten in seinem Sinne keine Nebensachen und jeder Topf und Krug auf ihren Bildern wurde geistig durch die daran gewandte künstlerische Sorgfalt. Ohne daß das Ganze darunter litt, was auch die Snobs gelegentlich sagen mögen! Busch ist als Maler in erster Linie ihr Schüler gewesen und unter seinem Nachlaß sahen wir eine ganze Anzahl von Studien, in denen Stillebendetails in ihrem Sinne mit Liebe herausgearbeitet, mit offenbarem Genuß gemalt waren. Da war ein Stück Pappe, auf dem er ein volles Dutzend Töpfe, Kessel und Krüge (Abb. 7) aufs Ausführlichste und Appetitlichste konterfeit hatte, um ihre Wesenhaftigkeit, ihr geheimes Leben zu ergründen; nicht vom „Farbfleck-Standpunkt" aus, den die modernen Stillebenmaler einnehmen! Und unter seinen Studienzeichnungen spielen die toten Dinge ebenfalls eine große Rolle und man sah da, wie alles überlegt, nichts im Tändeln gewonnen war. Das Mienenspiel einer Männerhose etwa, der Humor der Kleidung überhaupt. Man studiere einmal die unerschöpfliche Komik des Schuhwerks bei Wilhelm Busch! Zum Beispiel des Schuhwerks der Frommen Helene an den zierlichen Pantöffelchen der jungen Sünderin bis zu den Schuhen „demutsvoller Seelenruhe", die dann später die alternde Betschwester an Stelle der „Lust- und Sündenstiebel" anzieht! Wieviel Beobachtung in der Charakteristik aller dieser Fußbekleidungen! Und wenn auf einer Zeichnung Buschs irgend ein Hintergrunddetail mit ein paar improvisierten Strichen hingefegt scheint, ein Bauernhaus, ein Baum, oder eine Windmühle, so hat diese scheinbare Mühelosigkeit immer ihren Grund darin, daß die Form vorher in einer gewissenhaften Studienarbeit von der Natur erobert wurde. Vor die Vollendung „setzte" auch ihm, nicht der Rat der Götter, sondern das eigene künstlerische Gewissen „den Schweiß"!

Abb. 7. Pappe mit Ölskizzen. Aus „Neues Wilhelm Busch-Album".

Wer die Welt der Erscheinungen so gründlich studiert hat, kann und darf ihr auch gelegentlich so übermütig Gewalt antun, wie das Wilhelm Busch in seinen tollsten Humoren zu tun pflegte. Die wunderlichsten Verzerrungen bleiben da glaubhaft, die kühnsten Mißbildungen organisch. Zwischen der Wahrheit und der ausgewachsensten Unmöglichkeit hat er tausend Zwischenstufen — auch in seiner Ausdrucksweise als Zeichner. Gelegentlich einmal, wie in den Madonnaerscheinungen des Heiligen Antonius gleitet sein Stift so zart hin, wie die Nadel in der leichten Hand eines Radierers und er hat dann fast die Anmut des Rokoko. Wo's ihm besser paßt, ist ihm der derbdrastische Bilderbuchstil ebenso geläufig, eine Naivität, die bewußtes

Kunstmittel ist, ein Knittelversstil des Griffels voll burlesker Wirkungen. Immer wieder stößt man darauf: wie sich der Maler, wie sich der Dichter nach außen gibt — reifes Können und tiefe Erkenntnis stehen dahinter!

Der Stil des Dichters Busch ist Vielen zugänglicher, wie der Wert und die Eigenart seiner graphischen Kunst — ich spreche vor allem vom Stil seiner bildergeschmückten Schwänke oder wie man sie sonst bezeichnen will, seiner Bilderbogen und weltbekannten Büchlein vom Heiligen Antonius (1870) bis zum Maler Klecksel (1883). Daß seine Verse so leicht ins Ohr und ins Gemerk gehen und ihre Heiterkeit aus allen Quellen echter Komik schöpfen, weiß jeder. Daß zu diesen Versen eine erlesene Wortkunst und Denkarbeit gehört, weiß nur der, der einmal versucht hat, auch „Wilhelm-Buschverse" zu machen, oder der andere bei diesem, meist fruchtlosen Unterfangen belauscht. Es gehört eben wieder der ganze Komplex von Fähigkeiten und Eigenschaften dazu, über die er verfügte. Da war vor allem die saubere Arbeit, die der Sauberkeit seines ganzen Wesens entsprach. Seine Verse sind so reinlich durchziseliert, wie seine Bilder — wer sie für billige Ware hält, hat sie nicht verstanden. Wirkliche Plattheiten werden nie zu geflügelten Worten — bei ihm birgt sich hinter der Maske des Alltäglichen sehr oft echte Weisheit. Vielleicht ist, von unsern ganz Großen abgesehen, noch kein deutscher Dichter so viel zitiert worden, wie er. Das gibt zu denken und beweist die vollendete Kunstform seiner allbekannten Zwei- und Vierzeiler. Sie haben recht oft die zündende Knappheit des Sprichworts und wie dieses ihre Wurzel im Volkstum. Nicht umsonst hat Busch sich sein Leben lang für Volkstum, Dialekt, Sprachgeschichte und den Märchenschatz des Volkes interessiert, hat da gesammelt und ist den Quellen nachgegangen, wie ein Germanist von Fach. Ein leichter Anklang von Dialekt wird fühlbar in allen jenen Dingen, auch wo er nicht unmittelbar mit den Worten des Dialekts redet. Dann ist doch oft die Wortstellung, die Wahl der Bilder, die Denkweise aus volkstümlichem Wesen genommen — aus niederdeutschem Wesen, das ihm auch der lange Aufenthalt im Süden nicht abschminkte. Die vielen Bauern, die in seinen Schwänken agieren, sind echt und unverfälscht in Sprache und Lebensanschauung, wie in der Erscheinung, so wenig er auf Echtheit posiert. Es gibt ein Wort von Wilhelm Busch selbst, das deutlich genug ausspricht, was ihm Volkssprache und Volkswesen bedeuteten: „Um die Sprache sein eigen zu nennen, muß man, glaub' ich, was drin erlebt haben, etwas sehr wichtiges, nämlich die Kindheit. In diesem Sinne habe ich zwei Sprachen: Hochdeutsch und Plattdeutsch. Nur was in diesen Sprachen, in den Sprachen meines Paradieses geschrieben ist, kann mich rühren, das heißt in innerster Seele rühren". Noch bildmäßiger und hübscher sagt er ähnliches ein andermal mit den Worten: „Was herzig, lieb und drollig ist in einer Sprache, das kann man nur empfinden und begreifen, wenn man's mit Nachbars Hänschen im Korn und mit Nachbars Grete über den Zaun gesprochen hat".

Gern läßt der große Humorist seine beiden Sprachen, Hochdeutsch und Plattdeutsch, durcheinander spielen; nicht selten schöpft er eine komische Wirkung daraus, daß er eine Dialektwendung ins pathetischste Hochdeutsch hineinklingen läßt, oder umgekehrt, irgend eine Trivialität mit dem geschraubtesten Schriftdeutsch vorbringt. Der Gegensatz und die Überraschung sind die Quellen aller komischen Wirkung und natürlich auch bei Busch. Er affektiert ein tiefes Gefühl und läßt ein schadenfrohes Lachen folgen. Er setzt die Miene des Weltweisen auf, um dann mit einer Wahrheit aufzuwarten, die jedem zu alltäglich und selbstverständlich scheint, um sie auszusprechen. Er bringt seine Helden in die grauenvollsten Situationen, läßt sie die verwickeltsten Tode sterben und macht dann eine Glosse von so grotesker Gemütlosigkeit dazu, daß die Wirkung eine restlos heitere bleibt. Wenn sein Lieblingskind, die fromme Helene, durch die Explosion ihrer Petroleumlampe (Abb. 8) verbrannt ist, bemerkt er mit einer grotesken Sachlichkeit:

„Hier sieht man ihre Trümmer rauchen.

Der Rest ist nicht mehr zu gebrauchen."

Abb. 8. Aus „Die fromme Helene".

Hier bleibt keine Möglichkeit eines peinlichen Gefühls. Und so ist es bei allen den anderen Unglücks- und Todesfällen in seinen Geschichten. Der Ton, in dem er sie erzählt, das falsche Pathos und die komische Lehrhaftigkeit, mit dem er seine Betrachtungen dazufügt, heben alle schmerzlichen Vorstellungen auf. Jede Tragik eines letalen Ausgangs schwindet vor der tiefsinnigen Bemerkung:

„— Hinderlich, wie überall,
Ist hier der eigne Todesfall."

Wenn der betrunkene Meister Zwiel in der frostigen Winternacht erfriert, so weckt der Gedanke an seinen kalten Tod (Abb. 9) keine peinlichen Reflexe mehr in der Phantasie des Lesers, sobald er die wissenschaftlich angehauchte Bemerkung zu hören bekommt:

„Es bilden sich in diesem Falle

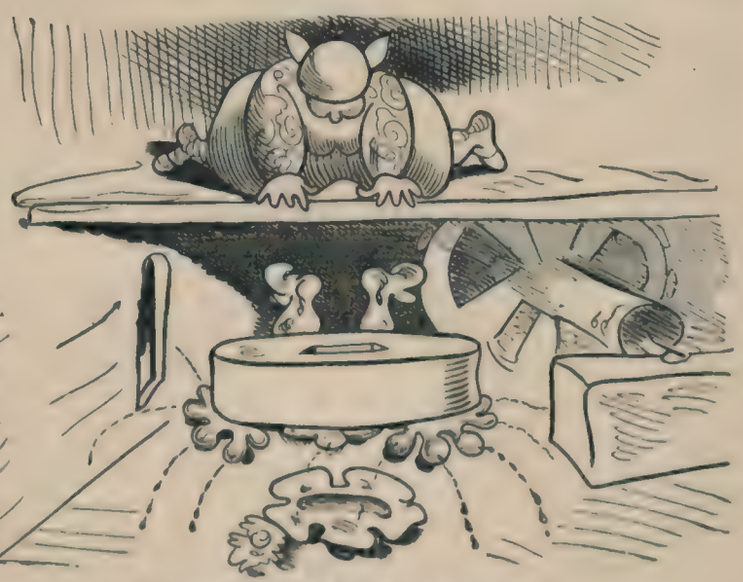
Die sogenannten Eiskristalle —"

Abb. 9. Aus „Die Haarbeutel".

Und wenn des kalten Meisters liebende Gattin die Entdeckung macht, daß ihr Gemahl erfroren ist und wir lesen:

„Schau, schau, sprach sie in Schmerz versunken:
Mein guter Zwiel hat ausgetrunken!"

so bleibt das Endergebnis bedingungslose Komik. Die Verlustliste der Buschschen Geschichten hat eine beträchtliche Länge und was seine Geschöpfe alles durchmachen müssen, das ließe die Phantasie eines chinesischen Henkers voraussetzen, wenn nicht alle diese Grausamkeiten mit so unendlicher kindlicher Harmlosigkeit erzählt würden. Die Unseligen werden durch Erfrieren, Sieden oder Braten und Verbrennen umgebracht, werden vom Mühlstein erschlagen (Abb. 10), zu Wurstspiralen aufgerollt, glattgewalzt wie Kuchen, an allen Körperteilen, vornehmlich der Nase und dem unteren Teil des Rückens gestochen und gezwickt, angesengt, von Bienen gestochen, zermahlen und von Geflügel aufgepickt, ins Wasser geworfen, an allen Gliedern verrenkt — und doch ist in Wahrheit von „Grausamkeit" in allen dem keine Spur, weil erstens das Groteske der Übertreibung viel zu sehr in die Augen springt und dann vor allem, weil der Mann, der uns diese Mordtaten erzählt, in Wahrheit das weichste Gemüt von der Welt hatte. Man spürt es immer durch, daß dieser Massenmörder und Foltermeister keinem lebenden Wesen ein Haar krümmen wollte. — Gerade darum kann er so ungehemmt ins Zeug gehen. Der „grausame Wilhelm Busch" tötete nie ein Tier, die Schädlinge des Gartens, Blattläuse und Raupenarten ausgenommen, und als er einst gezwungen war, überhandnehmende Mäuse in seiner Wohnung zu fangen, entließ er sie Nachts heimlich über die Mauer des Nachbargrundstücks. Daß ihn der Gedanke, der Mensch müsse „töten, um zu leben" im Innersten bewegte, hat er scherzend und im Ernste in Gedichten ausgedrückt. Eins davon, in dem er für die „Sehnsucht nach dem Paradiesesfrieden, da noch kein Lamm den Wolf gemieden", tiefsinnige Worte findet, ist eins der Wenigen in seinen Gedichtsbüchern, in denen auch kein Anhauch an Ironie mittönt. Sonst birgt er gerne sein tiefstes Gefühl unter irgend einer Schelmengebärde — jedes echte Gefühl ist ja schamhaft! Also von Grausamkeit ist keine Spur in jenen Dingen. Ihre übertriebenen Schrecknisse und Fatalitäten sind nur erfunden zum Zwecke der komischen Antithese, die immer ein Lieblings-



Und — patsch! — der Räuber lebt nicht mehr
Der Mühlstein druckt ihn gar zu sehr.

Abb. 10. Aus „Die kühne Müllerstochter".

hilfsmittel von unseres Dichters humoristischem Stil ist und auf hundert Arten angewendet wird, oft auf eine Art, die kaum bemerkbar ist. Man glaubt, nur eine saloppe, studentenmäßige Ausdrucksweise, einen Provinzialismus vor sich zu haben — in Wahrheit aber handelt es sich um eine sehr bewußte Komik seiner Wirkung, die etwa aus dem Widerspruch zwischen dem fließenden Rhythmus des Verses und der banalen Redensart, zwischen einer hochtrabenden Wendung und einer absichtlich ungrammatikalischen Wortstellung, oder einem syntaktischen Schnitzer herstammt. Eine Binsenwahrheit wird mit einem Aplomb vorgetragen, als sei sie mindestens ein philosophisches Grundgesetz; ein ander Mal gibt sich eine wirklich bedeutsame Weisheit im Gewande des Kalauers, maskiert sich Lebensanschauung als schlechter Witz. Solch ergötzliches Spiel mit der Verhüllung in den mannigfachsten Formen wiederholt und abgewandelt, kennzeichnet Wilhelm Buschs Stil vor allen anderen Dingen. Zu vollendeter Kunsthöhe ist diese Besonderheit entwickelt in des Dichters Prosa, den wenigen selbstbiographischen Skizzen „Von mir über mich" und „Was mich betrifft" und den phantastischen Geschichten „Der Schmetterling" und „Eduards Traum", die so voll tiefer Weisheit sind, Bücher des Selbstbekenntnisses und der Lebenskenntnis — und doch geschrieben mit der leichten Feder des Dichters der Frommen Helene. Ihm wars gegeben mit Lachen die Wahrheit zu sagen, wie keinem andern. Und ihm allein, keinem andern, steht's an, gelegentlich zwischen zwei lustigen Purzelbäumen von Tod und Ewigkeit, Menschenloos und Menschenleid zu reden.

Was alles an Sprachkunst und Sprachwitz zum Stile Buschs gehört, ist bekannter als dessen ethischer Grund. Da ist zum Beispiel seine Tonmalerei, die er in den kühnsten Wortbildungen übt, die Geräusche und andere Sinneseindrücke nicht nur so überraschend charakteristisch darstellt, sondern immer auch merkwürdig zwanglos wirkt. Gerade solche Dinge werden, damit sie komisch erscheinen, sonst oft recht gewaltsam gemacht — bei Busch spürt man auch hier das Beobachtergenie, das seinen satirischen Zeichnungen ihren reichen Gehalt gibt:

„Ach! — Die Venus ist perdü —
Klickeradoms! — von Medici!"

heißt's in der frommen Helene. (Abb. 11.) Man vernimmt in dem Klickeradoms erst das Splittern der Gipsglieder, die auf den Boden aufschlagen und dann den Plumps der schweren Masse. Und dabei ist das Wort in sich komisch, ohne daß so leicht man sagen könnte, warum.

Abb. 11. Aus „Die fromme Helene".

Vielleicht eben nur, weil es überraschend und drastisch ist. Ein paar Verse später wirft der Kater Munzel, der erst die Medizäerin geliefert, den Kristallüster hinunter —

„Und da geht es Klingelingelings —
Unten liegt das teure Dings!"

Man hört das helle Klirren der Glasteile, die nacheinander in Scherben gehen.

Mit dem Tongemälde „Hulterpulterumbumbum" wird das dumpfe Poltern einer einstürzenden Musiktribüne im Tanzsaal versinnlicht.

„Rickeracke! Rickeracke!
Geht die Mühle mit Geknacke."

„Klabum!" — „Radatsch!" — „Racksknacks." — „Pautz Pardautz." — „Quarcks-Deckrecketeck." — „Pitschkleck!" —

„Schnarång!! — Da tönt ihm an das Ohr
Ein Bettelmusikantenchor."

Und dann:

„Tihumtata humtata humtatata!
Zupptrudiritirallala rallalala."

Da hört man schon das ganze Orchester. Von Frau Wehmut, der Hebamme heißt es

„Kaum ertönt an ihrer Klingel
Das bekannte Pingelpingel —."

Es ist merkwürdig, wie selten Wilhelm Busch in diesen seinen kleinen Tonmalereien anderweitig bekannte Klangbilder verwendet. Wir finden sie bei ihm stets ein Wenig oder ein Viel verändert, fast immer treffender und dazu extra noch komisch.

Typisch für Wilhelm Busch sind seine gereimten Verspaare, die er zu so meisterlicher Knappheit entwickelt hat. In seinen Bildergeschichten wählt er zur Unterschrift für Bilder fast nie eine andere Form und wenn er's tut, wenn er allenfalls einmal eine vierzeilige Strophe mit verschränkten Reimen gebraucht, dann nutzt er diesen Rhythmuswechsel immer auch zu einer komischen Wirkung. Gern gebraucht er solche veränderte Metren bei den lehrhaftklingenden und meist so übermütigen Einleitungen der Geschichten — etwa bei der allbekannten Einleitung zur „Frommen Helene", oder der zur Knopp-Trilogie. Eine „klassische" Nummer im „Haarbeutel" ist sogar in Distichen behandelt und die unverfälschte Wilhelm Busch-Rede in diesem hochtönenden Metrum wirkt doppelt drollig. Hin und wieder, wie in der Neudichtung zur Jobsiade, wird der richtige Knittelvers angewendet und in den Gedichtbüchern „Kritik des Herzens", „Schein und Sein" und „Zu guter Letzt" sind selbstverständlich alle erdenklichen Versformen angewandt, d. h. meist jambische und trochäische Rhythmen, immer ungekünstelt, leichtfließend und klar. Man wird bei Busch nie einen Ausdruck von gesuchtem oder nur schwer verständlichen Tiefsinn finden, sehr oft überraschende, originelle Wendungen und Bilder, die dann aber immer den Nagel auf den Kopf treffen. Seine Lieblingsform bleibt der jambische, gereimte Zweizeiler, in sich geschlossen und in seiner Prägnanz voll größter Anschaulichkeit und lebhaftester Farbe. Eine Menge solcher Zweizeiler, ob sie nun drollig eine Situation beleuchten, eine Lebenswahrheit in grotesker Form aussprechen oder eine Alltäglichkeit mit dem Anspruch einer Offenbarung vortragen, wurde zu geflügelten Worten:

„Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein dagegen sehr." —

Das wird wohl an jedem Tage ungezählte Male in deutschen Landen zitiert! Oder:

„Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
An Sachen, welche wir nicht kriegen."

und das in seiner boshaften Skepsis verwandte:

„Das Gute, dieser Satz steht fest,
Ist stets das Böse, was man läßt."

Oder die tiefsinnige Betrachtung über die Vergänglichkeit alles Irdischen:

„Der Mensch wird schließlich mangelhaft,
Die Locke wird hinweggerafft" —

Ein ander Mal:

„Hohl ist der Zahn und ernst der Sinn."

Oder die ironische Feststellung:

„Für Manchen hat ein Mädchen Reiz,
Doch bleibt die Liebe seinerseits."

Die „Alte Geschichte", die so viel Bände tiefgründiger Lyrik auf dem Gewissen hat, ist hier auf die denkbar kürzeste Formel gebracht. Oder:

„Musik wird oft nicht schön gefunden,
Weil stets sie mit Geräusch verbunden."

Oder:

„O wie beglückt ist doch ein Mann,
Wenn er Gedichte machen kann!"

Oder die Schlußverse zu „Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter":

„Die Schwierigkeit ist immer klein,
Nur muß man nicht verhindert sein."

In dieser Bildergeschichte wird auch die bekannte drollige Philosophie der Ohrfeige entwickelt, ein kostbares Beispiel für Buschs Art und Weise, den Ulk in die Form des Tiefsinns zu kleiden:

„Hier steht die Backe voller Saft;
Da hängt die Hand, gefüllt mit Kraft.
Die Kraft infolge von Erregung,
Verwandelt sich in Schwungbewegung,
Bewegung, die in schnellem Blitze
Zur Backe eilt, wird hier zur Hitze.
Die Hitze aber, durch Entzündung
Der Nerven, brennt als Schmerzempfindung
Bis in den tiefsten Seelenkern
Und das Gefühl hat keiner gern.
Ohrfeige heißt man diese Handlung,
Der Forscher nennt es Kraftverwandlung."

Eine wertvolle pädagogische Erkenntnis ist im Maler Kleckfel in die Verse gebracht:

„Wenn wer sich wo als Lump erwiesen,
So schickt man in der Regel diesen
Zum Zweck moralischer Erhebung
In eine andere Umgebung.
Der Ort ist gut, die Lage neu,
Der alte Lump ist auch dabei!" —

Das weist schon auf die tiefere Herzenskritik hinüber, die hinter allen Gedichten der obengenannten drei Versbücher steckt. Da ist Erkenntnis, die bei jedem Griff ins Alltagsleben fruchtbare Körner herausholt. Oft genug klingt da ein scharfer Unterton durch das Lachen der Ironie mit:

„Da lob' ich mir die Höflichkeit,
Das zierliche Betrügen.
Du weißt Bescheid, ich weiß Bescheid;
Und allen macht's Vergnügen."

Die Bosheit der Menschen beobachtet der Philosoph aus seinem Schmollwinkel heraus in allen ihren Formen:

„Die Reiter machen viel Vergnügen,
Besonders wenn sie drunten liegen."

Freilich:

„Wer sich freut, wenn wer betrübt,
Macht sich meistens unbeliebt."

Ein ander Mal:

„Es tut mir weh und ist auch schad.
Ei, rief der Freche, darum grad!"

Die ganze Lebensweisheit seiner Reifezeit, die ihn von den Menschen fort in die beschauliche Stille führte, faßt der Dichter einmal in den Zweizeiler zusammen:

„Wer einsam ist, der hat es gut,
Weil keiner da, der ihm was tut!"

Aber das gehört eigentlich schon in das Kapitel „Weltanschauung" und die hier gegebenen Proben sollen nur zeigen, mit welcher originellen Kunst der geistreiche Stilkünstler Busch es fertig brachte, Anschaulichkeit und Lebenskenntnis, aber auch Humor und Satire in unglaublich konziser Versform zu geben. Oft, wenn er uns eine ganze Bilderserie hindurch schon mit Heiterkeit aller Art vergnügt, gibt er zum Schlusse nach einem paar unendlich drolligen Endversen einen Epilog von erschütternder Komik. Die köstlichen Verse über die rauchenden Trümmer der Frommen Helene wurden schon zitiert. Wenn Frau Bunke ihren Gatten, der mit seinem Haarbeutel versehentlich im Backtrog übernachtet hat, vom Teig gereinigt, bemerkt der Dichter gefühlvoll:

„Weinen kann ihr Angesicht,
Aber backen kann sie nicht!"

Wenn Knopp als Junggeselle mit seinem lüderlichen Freund Mücke gekneipt hat und nachts von dessen gestrenger Gattin mit dem Besen traktiert wird, wird pathetisch geklagt:

„Oh, was macht der Besenstiel
Für ein schmerzliches Gefühl!"

Die Worte heucheln Mitleid und sind eitel Schadenfreude. Und darum sind sie unendlich komisch! Oder die kalt wissenschaftliche Feststellung:

„Schmerzgefühl bei großer Enge
Wirkt ermüdend auf die Länge."

Hier liegt die Komik darin, daß das Selbstverständliche, das, was ein anderer überhaupt der Erwähnung nicht wert findet, ernsthaft als wissenschaftliche These formuliert ist. Und dies Mittel finden wir mit gleichem Erfolg immer wieder angewendet. Im Epilog zu Max und Moritz findet die Moral der bösen Bubengeschichte ihren Ausdruck in den kurzen Versen:

„Ja, ja, ja! rief Meister Böck, —
Bosheit ist kein Lebenszweck!"

Das ist so richtig, wie die Erkenntnis:

„— lebe mäßig, denke klug:
Wer nichts gebraucht, der hat genug!"

Oder der Satz:

„Das Zahnweh, subjektiv genommen,
Ist ohne Zweifel unwillkommen."

Solche Feststellungen von erheuchelter Ernsthaftigkeit finden wir wieder und wieder eingestreut in die Geschichten und ihre komische Wirkung verfehlen sie nie. Der Autor, der in Wirklichkeit recht überlegen über den Dingen steht, vergnügt sich daran, eine falsche Überlegenheit zu affektieren. Er stellt sich banal und läßt die Leute darauf hineinfallen. Dafür hat er hundert Nüancen, die alle zu ergründen nicht der Zweck dieser Zeilen sein kann. Wer aber den bunten, abwechslungsreichen Humor von Wilhelm Buschs Versen ein wenig genauer ansieht, wird sicher auch in dieser Analyse eine Quelle von Vergnügen finden. —

Die Prosa des Dichters ist aus demselben Metall gegossen, wie seine Verse und ihre Form wahrlich nicht weniger kunstreich. Es gibt Leute, die in seinen beiden kleinen symbolischen Prosadichtungen den Höhepunkt seines Schaffens sehen, und wie das wirklich der Fall sein dürfte, was Gehalt und Reichtum der Gedanken und Bilder angeht, soll später gezeigt werden. Aber auch stilistisch sind diese Bücher hervorragend ziselierte Kunstwerke, so stark in ihrer Eigenart, daß in der deutschen Literatur Weniges an ihre Seite zu stellen sein mag. Sie sind absolut „Klasse für sich", zusammen mit den feinen autobiographischen Skizzen. In diesem Stil vereinigen sich die heterogensten Möglichkeiten von der Schnurrenweise der „Bildgeschichten" bis zum vollklingenden Herzenston. Starkes, echtes

Pathos klingt an, nie aber wirkt es lebensfremd, anspruchsvoll oder gemacht. Die Sprache ist doch immer warm und irgend ein werktägliches Bild, eine volkstümliche Wendung und sprichwörtliche Redensart bewirken, daß der Leser in eigentümlich vertrauter Berührung mit dem Dichter bleibt. Ich möchte sagen, daß kaum ein zweiter Autor jeden so unmittelbar anspricht, wie der Busch hier in Prosageschichten — so unmittelbar und ebenso anschaulich. Das zieht an ihm wie Reihen farbiger Bilder vorüber, die Zusammenhänge ergeben sich von selbst, sie sind innerlich und überflüssige Worte sind nicht an sie verschwendet. Mehr als an anderen dichterischen Besonderheiten Wilhelm Buschs spürt man an der Lebendigkeit seiner Prosa den Maler. Besondere Farbigkeit gibt ihnen die reichliche Verwendung von Provinzialismen und dialektischen Anklängen. Zumeist niederdeutschen natürlich; hin und wieder aber vernimmt man auch eine Reminiszenz an die im bayrischen Süden erlebten Jugendjahre. Endsilben werden unbefangen weggelassen, alles was die Sprache schwer oder papieren macht, vermieden: „Frei bewegt' ich mich"; „Dann schwebt' ich über Elisen"; „Heut' wenn ich sterb', ist morgen ein andrer da" usw. Die Sprache springt oft, wie gesagt, ohne Übergänge von Bild zu Bild und diese Prosa nimmt so wenig Raum ein, daß sie die epigrammatische Knappheit von Buschs Versen erreicht. Auch darin ist sie einzig. Andere Bücher, wenn deren Gehalt jenen gleich sein sollte, sind sonst mindestens dreimal so dick!

Wenn Busch über sich selbst erzählt, so verfolgt er die gleiche Art. Er gibt kein reiches autobiographisches Material, ganz wenige Jahreszahlen und sehr wenig Geographie. Er macht nur da und dort ein Fenster auf und läßt uns durchblicken, verweilt auf Dingen, die ein anderer nicht anrühren würde, springt über Erlebnisse weg, die jeder, außer ihm, umständlich erzählt hätte. Fast bummelig liest es sich, wie er's ja wirklich einmal selber genannt. Aber wie lebensfrisch sind die Momentbildchen, aus denen sich die Selbstbiographie zusammensetzt — man lernt das ganze Milieu seines Elternhauses kennen, wenn er, statt umständliche Selbstbeobachtungen über seine Kinderzeit zu geben, nach sechs Zeilen „Biographie", gleich im Anfang erzählt: „Mein guts Großmütterchen war zuerst wach in der Früh. Sie schlug Funken am P-förmigen Stahl, bis einer zündend ins „Usel" sprang, in die halbverkohlte Leinwand im Deckel des Feuerzeugs; und bald flackerte es lustig in der Küche auf dem offenen Herde unter dem Dreifuß und dem kupfernen Kessel; und nicht lange, so hatte auch das Kanonenöfchen in der Stube ein rotglühendes Bäuchlein, worin's bullerte". Das sind gewiß Dinge, die kaum noch einer in einer Selbstbiographie von zehn Seiten der Erwähnung wert findet. Aber in Wahrheit ist uns durch die paar Zeilen ein Blick in den altväterischen Betrieb des niedersächsischen Bauernhauses aufgetan, in dem des Dichter-Humoristen Wiege stand, der weitschweifige Detailschilderungen aufwiegt. Wie geistig und sinnlich zugleich hat er die Außenwelt ins Gemerk aufgenommen. Alles steht plastisch und in der Farbe des Lebens vor uns, was auch auf ihn Eindruck gemacht; er gibt keine Analyse seiner seelischen Entwicklung, aber er läßt uns ahnen, wie er das Leben und die Menschen empfand. Für jeden, der Busch intensiver kennen gelernt hat, bedeutet jede Zeile seiner Prosa einen erlesenen Genuß. Sie ist die persönlichste, die wenigst feierliche, die es gibt und man liest sie, als säße man mit dem Verfasser bei einem stillen Glase Wein und er erzählte. Schade genug, daß die Welt der 1891 erschienenen Phantasiegeschichte „Eduards Traum" relativ so wenig Verständnis entgegenbrachte. Wir hätten sonst vielleicht noch manche kostbare Gabe aus diesem Garten von ihm erhalten, zumal er damals ja der Bildgeschichten satt war und ihm selbst das Spiel mit den „eingewickelten Problemen" Spaß machte. Aber die Welt, die lachen will, möchte nun einmal das Lachen billig haben! —

Eine klare, schöne Einheitlichkeit kennzeichnet den Stil Buschs, ob er nun als Zeichner seine drolligen Puppen tanzen läßt, ob er die Geschichten durch Begleitverse bereichert, ob er seine Herzenskenntnis in buntfarbiger Lyrik enthüllt oder uns in seiner Prosa im Traumland spazieren führt. Immer treffen wir auf die gleiche, heitere und frische Art und immer sehen wir in ihrem Spiegel den gleichen prächtigen, klugen und durch Mitleid wissenden Menschen!

Leben und Weltanschauung

Aus dem Werke Wilhelm Buschs spricht eine Fülle von Erlebnissen. Aber diese entspricht nicht etwa einem wechselreichen, von dramatischen Verwicklungen und Ereignissen durchsetzten Schicksal. Sein Leben ist im großen und ganzen ruhig und klar hingeflossen. Er hatte weder als Künstler in aufregenden Kämpfen seinen Platz zu erobern, noch sind Herzenskonflikte bekannt geworden, die ihn allzutief erschüttert hätten. So tief jedenfalls nicht, daß sein Charakter nicht wieder Ruhe und Gleichmaß gefunden hätte. Daß ein Familienmensch wie Busch, der geborene Hausvater, als der er sich den Kindern seiner Schwester gegenüber erwies, unvermählt geblieben ist, gibt freilich zu Denken und zu Verwundern. Ein kleiner Roman steckt wohl dahinter, das alte „Sie konnten zusammen nicht kommen . . ." Er hatte ein Mädchen lieb und war damals nicht im Stande, einen Hausstand zu gründen. Darum blieb er unverheiratet. Ob der Sturm dieser Jugendleidenschaft stark in seinem Innern tobte und lange nachhielt, ist nicht bekannt geworden. Es war seine Art, mit den Dingen innerlich fertig zu werden — ein Gedicht mit ein paar gallbittern Schlußzeilen in der „Kritik des Herzens" ist so ziemlich alles, was sich als Niederschlag jener Liebesgeschichte in seinen Werken findet. Wenn sie ihn zu dem Einsiedler von Wiedensahl gemacht hat, nun wohl! Zum Menschenfeind im allgemeinen und zum Weiberfeind im besonderen, machte ihn die Sache sicherlich nicht. Wer so viel Gutes für alles Lebendige im Herzen trägt, wird kein Misanthrop. Und zu den guten Frauen hat er sicherlich stets mit der reinen, respektvollen Verehrung aufgeblickt, die seinem echt mannhaften Wesen entsprach. Trotz der scharfen Kritik, die der Herzenskünder in allen Sonderfällen auch der weiblichen Psyche gegenüber übt — irgend einen grundsätzlichen Zynismus in der Beurteilung der Frauen wird auch der geübteste Sucher in Wilhelm Buschs Werken nicht finden. Er ist einer der reinlichsten Männer des deutschen Schrifttums geblieben und, trotzdem er gerade darum keine Prüderie kannte, darf man seine Bücher unbedenklich auch der Jugend in die Hand geben. Wird sie auch nicht zu deren Tiefen gelangen, sie wird jene ohne Schaden aus der Hand legen. Auch die Fromme Helene und den Antonius.

Innerlich hat Wilhelm Busch freilich unendlich viel erlebt. Er hatte ungewöhnlich scharfe und offene Augen und hat offenbar sehr früh begonnen, allen Beobachtungen gegenüber, auch das Wie? als Denker zu ergründen, wenn ihm das Was? aufgefallen war. Solche Naturen halten auch im „Still- und Kleinleben" eines scheinbar schicksallosen Daseins reiche Ernte. Ihm war wirklich nichts menschliches fremd und die anspruchslose Prosa der Geschicke eines Alltagsmenschen, wie „Meiers Hinnerk", war ihm Anlaß genug zum Nachdenken, ja zum Gestalten. Ich glaube, es liegt sogar eine der wichtigsten Quellen von Wilhelm Buschs Humor in der philosophischen Überlegenheit, mit der er das Größenmaß der Dinge und Menschen selbstherrlich einschätzt und verschiebt und ich hege das Gefühl, als habe er das Leben aus einer Perspektive angeschaut, welche die landläufigen Begriffe von groß und klein oft aufhob. Man hat seine kostbare Prosadichtung „Der Schmetterling" eine Art von Faustbuch genannt. Und der Held dieses Faustbuches ist ein Schneidergeselle. Liegt nicht etwas wie ein Schlüssel zu seiner ganzen Lebensanschauung in dieser Tatsache?

Über den äußeren Verlauf von Wilhelm Buschs Leben und über seine ganze Denkweise sind wir vortrefflich unterrichtet, seit im Jahre 1909 seine drei

Neffen Hermann, Adolf und Otto Nöldeke zusammen in Lothar Joachims Verlag zu München ihr Buch „Wilhelm Busch" veröffentlichten. Nicht alles, was in ihm vorging, wird vielleicht darin klar, denn er scheint nicht der Mann gewesen zu sein, allzuviel über sich selber zu reden, auch nicht den Seinigen gegenüber. Klar wird aber jedenfalls aus jenen liebevollen und ungeschmückten Aufzeichnungen der drei Männer, welche die Fülle seiner Liebe und seines Geistes genossen haben, wie sein äußerliches Lebensbild sich gestaltete, wie er vom lebenslustigen Künstler sich zum Philosophen der lächelnden Entsagung entwickelte und das Ergebnis seiner inneren Schicksale erkennt man, auch wenn man diese nicht ihrer ganzen Stärke und Mannigfaltigkeit nach erfahren sollte. Und man sieht mit Bewunderung, daß auch nicht eine unaufgelöste Dissonanz die Harmonie dieser seltenen Erscheinung stört!

Wilhelm Busch hat, wie erwähnt, in ein paar selbstbiographischen Skizzen wohl einiges aus seinem Leben mitgeteilt. Aber das sind Kunstwerke, die man mit hohem Ergötzen liest, aneinandergereihte Bilder voll Farbe und Leben, die oft ganz nebensächliches mit bewundernswerter Anschaulichkeit herausheben. Bedeutsame Dokumente für die rein sachliche Arbeit des Biographen sind sie nicht. Dazu nimmt der Autor sich selbst nicht wichtig genug.

Am 15. April 1832 wurde Wilhelm Busch zu Wiedensahl in Hannover geboren. Er war der älteste von sieben Geschwistern. Sein Vater entstammte einer bäuerlichen Familie in dem nahegelegenen westfälischen Dorfe Ilwese. Nachdem er in Loccum seine Lehrzeit absolviert hatte, war er als Kaufmann nach Wiedensahl übergesiedelt und hatte die Tochter des Wundarztes Kleine zur Frau genommen. Die Witwe Kleine's hatte nach dessen Tod mit ihrer Tochter den Betrieb eines kleinen Kramladens begonnen, später hatten sie einen Bauernhof gekauft und das Haus ist Wilhelm Buschs Geburtshaus geworden. Es steht noch heute, dient aber, seit Ende der Vierziger Jahre an der Dorfstraße ein neues Wohnhaus erbaut wurde, nur mehr als Stallgebäude und Lagerraum. Wilhelm Busch hat von seiner Jugendzeit nur die ersten Jahre in seinem Geburtsort verbracht. Mit zehn Jahren schon wurde er zu einem Bruder seiner Mutter, dem Pastor Kleine in Ebergötzen bei Göttingen geschickt und mit diesem siedelte er ein paar Jahre später nach Lüethorst bei Einbeck über, wo der Onkel eine etwas besser dotierte Pfarre bekommen hatte. Es gehörte zum Schicksal des genialen Humoristen, daß er von Jugend auf immer wieder in Pfarrhäusern gelebt hat, in solchen allerdings, wo die Fenster offen standen für Licht und Luft. So kam er zu einer freien Religiosität und einer Art von Frömmigkeit, die für sich selbst frei war von allem kirchlichen Formelwesen und allem, was nach Dogma aussah, den Wert einer kirchlichen Form und Organisation, einer Seelsorge für das Volk aber anerkannte. Von den ethischen Schönheiten des Christentums war er erfüllt und überzeugt und die Bibel, die er kannte, wie nur einer, war ihm nicht nur eine Quelle der Lebensweisheit, sondern wohl auch ein Born ästhetischer Erhebung, um nicht zu sagen künstlerischen Genusses. Der überlegen lächelnde „Skeptiker", der Verfasser des Heilgen Antonius und des Pater Filucius, hat trefflich in ein Pfarrhaus gepaßt und sogar gelegenlich auch einmal seine geistlichen Neffen, bei denen er weilte, in seiner Art „vertreten".

Onkel Kleine muß wohl auch ein Gottesmann vom besten Schlage gewesen sein. Er erzog die älteren Kinder seiner Schwester opfermutig mit seinen eigenen zusammen und auf ihn geht wohl das tiefe Interesse, das Wilhelm Busch für die Erscheinungen der Natur besaß, in letzter Linie zurück. Der Pastor war ein großer Bienenforscher, gab eine Bienenzeitung heraus und erörterte in ihr viele wichtige und rätselvolle Fragen in bezug auf das Leben dieser interessanten Hymenopteren. Zumal an dem damals aktuellen Kampf um die Frage der Parthenogenesis soll er sich sehr leidenschaftlich beteiligt haben. Wilhelm Busch hat sich für dies Sondergebiet der Naturwissenschaft immer interessiert, ist aber nie selbst ein Bienenzüchter geworden, wie sich's die Leute von dem Einsiedler in Wiedensahl wohl gelegentlich vorstellten. Aber eins seiner köstlichen Büchlein, „Schnurrdiburr oder die Bienen", hat er ihnen gewidmet. Daß es eine der weniger verbreiteten von seinen Bildergeschichten blieb, ist auch charakteristisch — es geht eben nicht ganz so mühelos ein, wie die anderen und das deutsche Publikum, so im allgemeinen, ist bis heute leider gewöhnt, Wilhelm Busch nur als leichteste Kost zu genießen. Daß dort wirkliche Naturbeobachtung in drolligem Gewande geboten und der Witz des ganzen Spieles doch nur dann zu fassen war, wenn man einiges über die Angelegenheiten des Immenstaates wußte, das hieß eben schon zu viel verlangen!

In Ebergötzen hatte der Neunjährige eine Freundschaft geschlossen, die denkwürdig wurde für sein ganzes Leben — mit dem gleichaltrigen Sohne des Müllers Bachmann. Die Freundschaft hat 60 Jahre gedauert,

und noch ein halbes Jahr vor ihrem Ende haben die beiden, die kurz nacheinander gestorben sind, sich in Mechtshausen getroffen, um von alten Erinnerungen zu plaudern. An die Ebergötzener Jahre hat Busch sein Leben lang mit besonders dankbarer Freude zurückgedacht und schreibt noch im Jahre 1876 an Frau Maria Anderson von einer Fahrt in das Jugendland, von seinem lieben alten Ebergötzen, wo er den letzten und schönsten Teil seiner Kinderjahre verlebt. „Noch immer erschüttert es mich, wenn das enge felsige Tal mich umfängt, in dem die Quellen sich zu dem Bach vereinen, worin ich vor 30 Jahren Forellen mit der Hand gefangen. Kein Ort ist mir so vertraut, wie Ebergötzen. Ich lese es wie ein Buch, wie 'ne Chronik; bei jedem neuen Besuch fang ich ein neu Kapitel an. Der Müller in der alten Mühle mitten im Dorf ist seit meinem zehnten Jahre mein Freund, der liebste und beste, den ich habe." Dieser Zug ist in mehr als einem Sinne bezeichnend für Wilhelm Busch. Für die schöne, unverwüstliche Treue, die er seinen Freunden hielt, für die unendliche Intensität, mit der er die Dinge erlebte und die ihn innerlich so reich machte. Und wohl auch für seine bedeutsame Art, Menschen nach dem Menschlichen zu werten. Dem feinen und tiefgründenden Denker, der im allgemeinen geistig recht hohe Ansprüche machte, genügte ein schlichter Dorfmüller zum Freunde, weil er ein ganzer, braver Kerl war. Er ist mit seinen Freundschaften nicht freigebig gewesen, hatte er sie aber gegeben, so hielt er auch durch. Seinem Freunde Gedon bis zu dessen Tode, seinem Freunde Friedrich August v. Kaulbach bis zu dem eigenen Ende.

Als der Onkel Pastor im Jahre 1846 nach dem Pfarrdorf Lüethorst versetzt wurde, ist dies Busch und den Seinigen so recht zur zweiten Heimat geworden, und er erzählte gerne von den Reisen dorthin, die damals noch im Wagen gemacht werden mußten, von der Fahrt durch den Schaumburger Wald über Hameln, von den Zollschikanen, welche die Familie damals in der vormärzlichen Zeit an den Grenzen im Bückeburgischen, Hessischen, Hannoverschen und Braunschweigischen zu erdulden hatte. Subalterne Rohlinge trieben in den Zollämtern ihre Plackereien bis zur Grenze der Mißhandlung. Mit großer Befriedigung vernahm darum später, im Jahre 1848, Busch die Kunde, daß die erbitterten Bauern einem boshaften Zöllner das Haus über dem Kopfe angezündet hätten. Der Bursche hatte Buschs Mutter einmal einer Leibesvisitation nach zollpflichtigen Sachen unterzogen. Busch meinte, „wer diese elende Plackerei und Schinderei am eigenen Leibe erfahren, der könnte gar nicht froh genug sein, daß es mit der deutschen Kleinstaaterei vorbei wäre." Zu Ostern 1847 wurde der Knabe zu Lüethorst konfirmiert und sein Leben lang ergötzte ihn der Gedanke, wie er mit seinen ländlichen Kameraden im schwarzen Schoßrock und der Angströhre zu dieser Feier erscheinen mußte. Das Gesangbuch, das er bei der Konfirmation erhielt, hat ihn, so erzählt Otto Nöldeke, auf allen Lebensfahrten begleitet, wie aus eingetragenen Bemerkungen zu ersehen war.

Durch den Unterricht des Onkels war er soweit gekommen, daß er jetzt an den Besuch einer höheren Schule denken durfte. Er wurde zum Techniker bestimmt und auf der technischen Hochschule in Hannover im Herbst 1847 auch aufgenommen, obwohl er keine Mittelschule besucht hatte und sein Wissen darum begreiflicherweise manche Lücke aufwies. Er erzählte selbst, daß ein Sonett, das er gedichtet, den Direktor der Hochschule zur Aufnahme bestimmt habe. Er blieb drei und ein halbes Jahr auf der Polytechnischen Schule, brachte es zur „Eins mit Auszeichnung" in der Mathematik und selbstverständlich auch im Handzeichnen und Modellieren. Sein Fleiß, seine Aufmerksamkeit und sein gutes Betragen wurden in den Zeugnissen gleicherweise gerühmt. Er schlug sich mit seinem bescheidenen Wechsel vergnügt durch seine Hochschulzeit, wohnte erst bei Verwandten seiner Mutter, später mit einem Freunde C. Bornemann zusammen auf einer Studentenbude. Nach einem trefflich gezeichneten Bildnisse des jungen Busch (aus dem Jahre 1850) zu urteilen, scheint dieser Freund künstlerisch hochbegabt gewesen zu sein. Er und ein Maler Klemme waren es auch, die schließlich den Jüngling bestimmten, den auf des Vaters Wunsch hin ergriffenen Beruf eines Maschinentechnikers aufzugeben und sich der Kunst zu widmen. Dabei half ihm die Güte der Mutter. An ihr hing er darum mit besonders dankbarer Liebe. Vom Vater, dem er übrigens ebenfalls mit herzlicher Verehrung zugetan war, ist merkwürdigerweise in seinen Lebensdokumenten so gut wie nie die Rede. Sein Bildnis allerdings hat Busch in einer flotten Bleistiftzeichnung verewigt, und sogar Vaters Lehnstuhl am Ofen finden wir auf einem seiner Skizzenblätter konterfeit. Die Mutter aber war ihm, wie gesagt, ganz offenbar mehr, und als es sich um den Berufswechsel handelte, stand sie auf seiner Seite, während der Vater über den Plan aufgebracht war. Er sah ja in der Malerei eine brotlose Kunst, während er den Beruf des Technikers für eine sichere und gewinn-

bringende Laufbahn hielt, auf der sein Sohn hätte wacker vorwärtsschreiten können.

In Wilhelm Buschs Polytechnikerzeit fiel das tolle Jahr 1848. Über seine Erlebnisse im Revolutionsjahr hat der Meister dann später einmal, im Jahre 1906, sehr anregend erzählt, als die Polytechnische Hochschule ihre Jubelfeier hielt und Busch bei dieser Gelegenheit eine kurze Selbstbiographie beisteuerte. Dieses Memoirenblatt ist wertvoll genug, um hier Platz zu finden:

„Das Jahr 1848 machte bedenklichen Lärm. Um den Wall die Ketten verschwanden. Aus uns Polytechnikern wurden Kompagnien gebildet unter Führung der Lehrer. Den Stock in der Hand, eine weiße Binde um den Arm, zogen wir durch die Straßen und riefen den Frauen „Guten Abend, Bürgerin" zu. Nur waren wir, als Schergen der Ordnung, beim Volke recht unbeliebt. Aus den Haustüren im Rosehof gossen unsichtbare Hände uns Schmutzwasser an die Beine.

Bald kriegten wir Waffen; alte Steinschloßflinten, die Ohrfeigen austeilten und die Gesichter mit Pulverdampf schwärzten, wenn wir draußen an der Schwedenschanze im Feuer exerzierten.

Unsere Uniform war bloß angedeutet durch eine Mütze mit schwarz-rot-goldenem Streif drumherum. Das dreikantige Bajonett, im Bandelier zu tragen, diente als furchtbares Seitengewehr.

Meine Kompagnie hatte die Ehre, als erste die Hauptwache am Markt abzulösen. Freundlich grinsend standen uns die Soldaten gegenüber. Sie hinterließen uns munter belebte Matratzen zu behaglicher Ruhestatt.

Daß man uns keine scharfen Patronen anvertraute, war ärgerlich. Einstmals, während der Nacht, hatten wir an der Ecke der Ballhof- und Knochenhauerstraße eine leichte Barrikade zu nehmen. Oben aus der Herberge flogen Backsteine herunter, unten bewarf uns von weitem die verwegene Menge. Vergebens verfolgten wir sie. Schießen konnten wir nicht. Da sprang ein langer Kollege, der die Geduld verlor, aus dem Gliede voran und pickte einem Kerl das Bajonett durch die Hose, daß er bölkte wie ein Ochse. Im Lindener Spital hat man ihn wieder kuriert. Und dies, soviel mir bekannt, ist unsererseits die einzige grausame Bluttat während der ganzen Revolution.

Übrigens gab es unruhige Geister auch in unsrer eigenen Mitte. Sie brachten dem Direktor Karmarsch, ich weiß nicht warum, eine Katzenmusik. Für die Radaumacher schloß man die Schule. Für uns andere, die brav gewesen, ging der Unterricht weiter. Allmählich kamen die schwierigen Fächer an die Reihe. Vor allem die Voraussetzungen der höheren Mathematik, von denen Berkeley behauptet, sie wären shocking to good sense, und deren hohe Bedeutung ich erst später erkannte, machten mich stutzig. Mein Eifer erlahmte. Auf Anraten des Malers Klemme ging ich bis auf weiteres nach Düsseldorf auf die Akademie."

Über Buschs Düsseldorfer Akademikerzeit ist nicht viel bekannt. Er berichtete den Seinigen wenig von ihr. Altersgenossen erzählten später von ihm, Busch sei im allgemeinen ein ernster, zurückhaltender Mensch gewesen, wortkarg, zu Sarkasmus geneigt, ein fleißiger und strenger Zeichner im Antikensaal. Ein Selbstbildnis mit langen Locken, das aus jener Zeit stammen mag, hat einen vielversprechend raphaelischen Ausdruck — beleuchtet ist's im Sinne Rembrands. Busch muß nach den vielen bekannten Bildnissen ein Jüngling von großer Schönheit gewesen sein, wie er auch das Urbild eines schönen Mannes war. In der Zeit besonders, als ihn Lenbach malte (1877) trug er einen „Künstlerkopf" auf den Schultern, wie man ihn sich in idealerer Vollendung nicht denken konnte, kraftvoll mannhaft, nicht etwa schwärmerisch und weichlich.

Schon in Düsseldorf fing der junge Künstler an, mit seinen Karikaturen Aufsehen zu erregen und es sind Blätter erhalten geblieben, die zeigen, daß er auch sonst gute Fortschritte gemacht hatte. Ein kleines Triptychon „Wer wollte sich mit Grillen plagen", gezeichnet um 1850, ein Tanzfries, der dazu gehört, sauber umrissene Konturzeichnungen, könnten aus der Skizzenmappe eines Schwind oder Ludwig Richter stammen. Und ganz im Geiste dieser Romantik ist auch der noch vorhandene Entwurf zu einem verloren gegangenen Blatte „Dornröschen" gehalten. Die fertige Zeichnung hatte der junge Künstler in Hannover ausgestellt und es war dies das einzige Bild, das er je vor die Öffentlichkeit brachte. Erst nach seinem Tode wurde die Welt durch eine umfangreiche Nachlaßausstellung zur allgemeinen Überraschung inne, daß Busch, wenn auch mit Unterbrechungen, sein Leben lang Maler geblieben war und kein schlechter. Aber nur für sich allein. Und eine Menge von Arbeiten hat er vernichtet.

In Düsseldorf war er dem jungen Maler E. Schultz-Briesen freundschaftlich näher getreten; als dieser und sein Freund Klemme nach Antwerpen übergesiedelt waren, folgte ihnen Busch zu Ostern 1852 nach. Dieser Antwerpener Aufenthalt wurde entscheidend — nicht nur für Buschs ganze künstlerische Auffassung, sondern für sein Geschick. Er wurde jetzt intim bekannt mit den großen Meistern Altholands, die bald für ihn den

Inbegriff dessen bedeuten sollten, was er unter Malen verstand, deren ganze Anschauungsweise ihm aber auch die eigene bestätigte. Vor ihnen fiel wohl alle Neigung zur akademischen Romantik von ihm ab; er sah große Meister, die ganz frei von anspruchsvoller Pose sich derb ans gesunde Leben hielten, die ihre Modelle und Urbilder im Kleinleben des Alltags fanden und das Alltägliche durch intensive Beobachtung bedeutsam machten und die ihre robusten Gestalten von Bauern und Kleinbürgern mit einem Humor ansahen, der ganz besonders in Buschs Herzen Widerhall finden mochte. Er ist später, eine lange Periode seiner Malerei durch, scharf in den Spuren der Holländer gegangen und hat ihnen ihr Handwerk in einer Weise abgesehen, wie dies Wenigen gelang — freilich hat er, wie er selbst gesteht, auch einen Lebenskatzenjammer aus dieser Bekanntschaft, aus der Bewunderung ihrer Größe davongetragen, der wohl die Schuld trägt, daß man von dem Maler Wilhelm Busch nichts mehr gehört hat. Darüber gibt eine Stelle in „Was mich betrifft" interessanten Aufschluß. Er erzählt:

„In Antwerpen sah ich zum ersten Male in meinem Leben die Werke alter Meister: Rubens, Brouwer, Teniers; später Frans Hals. Ihre göttliche Leichtigkeit der Darstellung, die nicht patzt und kratzt und schabt, diese Unbefangenheit eines guten Gewissens, welches nichts zu vertuschen braucht, dabei der stoffliche Reiz eines schimmernden Juwels, haben für immer meine Liebe und Bewunderung gewonnen und gern verzeih' ich's ihnen, daß sie mich zu sehr gedrückt haben, als daß ich's je recht gewagt hätte, mein Brot mit Malen zu verdienen, wie manch' anderer auch. Die Versuche freilich sind nicht ausgeblieben; denn geschafft muß werden und selbst der Taschendieb geht täglich auf Arbeit aus; ja ein wohlmeinender Mensch darf getrost voraussetzen, daß diese Versuche, deren Resultate zumeist für mich abhanden gekommen, sich immerfort durch die Verhältnisse hindurchziehen, welche mir schließlich meinen bescheidenen Platz anweisen". Die alten Holländer haben Busch aber bescheidener gemacht als es nötig war, wie sein Nachlaß erwies. Dieser enthielt eine Fülle von Bildern, die nicht bloß in der Nachfolge jener Alten bedeutsam, sondern absolut gut waren und von den Vielen, die in Deutschland um jene Zeit in solcher Nachfolge alter Kunst ihr Heil sahen und ihren Weg suchten, sind recht wenige ihrem Ideale technisch und inhaltlich so nahe gekommen, wie er. Mag sein, daß sein scharf urteilender Geist zu der Überzeugung kam, daß ein solcher Weg unmittelbarer Nachfolge der Alten, so weit er ihn führte, doch nicht der rechte war, und daß erst diese Erkenntnis, vielleicht ihm nur halb bewußt, es gewesen ist, die ihn vom eigentlichen Malerberufe abdrängte. Er war eine viel zu starke und klare Persönlichkeit, als daß er in einer Kunst seine volle Befriedigung hätte finden können, die schön und fein und kultiviert war, aber im letzten Grunde doch nicht die Sprache seiner eigenen Individualität redete. In der Stille für sich hat er später wohl noch nach Ausdrucksmitteln dieser Sprache gesucht und es gibt eine Reihe von Tafeln von seiner Hand, auf der sich die braunen Tiefen und Lasuren, der Altmeisterton und die spitzpinseligen Feinheiten der alten Holländer nicht finden, sondern kecke, starke Farben, graue, helle Luftstimmungen und eine breite Handschrift. Als er diese denkwürdigen Versuche machte, war er aber längst nicht mehr gestimmt, als Kämpfer um einen Platz in der zeitgenössischen Malerei auf den Plan zu treten. Er rang und kämpfte wohl in der Stille weiter — Kampfrichter war aber nur er für sich selber!

In Antwerpen ist Busch künstlerisch offenbar um ein Gutes weitergekommen. Man spürt in seinen Skizzen und Studienzeichnungen aus jener Zeit die intensive Arbeit, die er geleistet hatte; sein Strich hat einen leichten und freien Zug bekommen und, als Zeichner wenigstens, setzte er seine Formen bald auch ohne „Patzen, Kratzen und Schaben mit göttlicher Unbefangenheit" hin. Als Zeichner hat er sich denn auch schließlich einen so vollkommen individuellen Stil geschaffen, daß er wahrlich seiner Begabung nichts schuldig geblieben ist. Auf diesem Gebiet ist er zur Vollendung gekommen und der Besten einer geworden — wer die Dinge von einem höheren Gesichtspunkt als dem der Mode anzusehen vermag, darf in Busch einen der größten Karikaturenzeichner aller Zeiten sehen. Daß er noch einiges andere dazu war, macht diesen Ruhm, dächte ich, nicht kleiner!

Für den deutschen Künstlerverein, der 1852 in Antwerpen gegründet wurde und sich, wie erzählt wird, aus recht gemischten Elementen, wenigen Malern, politischen Flüchtlingen und Auswanderungsagenten zusammensetzte, hat der Jüngling allerlei Karikaturenwerk für Kneipzeitungszwecke gezeichnet. Im allgemeinen scheint er in der ersten Zeit seiner Künstlerlaufbahn wohl nicht viel am übermütigen Leben der Zunftgenossen teilgenommen zu haben. Vermutlich zwang ihn schon die Knappheit seiner Mittel und die Sorge um die Zukunft, die Zeit in intensiver Arbeit zu nutzen. Die letzte Zeit seines Antwerpener Aufenthalts brachte

ihm Krankheit. Mit dankbarer Rührung erzählt er, wie ihn seine wackeren Wirtsleute Jan und Nie getreulich pflegten und bei der Abreise auch noch beschenkten. Er fuhr nach Hause, zunächst, um sich bei den Eltern in Wiedensahl gründlich von seiner Krankheit zu erholen. Zwischendurch reist er aber auch nach Lüethorst, und zu Verwandten nach Hameln, füllte seine Skizzenbücher mit Ansichten aus Wiedensahl, aus dem Wesertal und dem Bückeburgischen, und wir finden darin prächtig gekennzeichnete Typen von Bauern jener Gegenden — in manchen solchen Zeichnungen, deren sicherer und appetitlicher Strich bereits eine bedeutende Reife zeigt, spürt man schon den ganzen späteren Busch. Besonders ergötzlich ist eine Karikatur des Apothekers von Wiedensahl, den er so, halb als Zerrbild, halb realistisch, mehrfach konterfeit hat. Kindertypen, Bewegungs- und Tierstudien verschiedenster Art, Landschaften und Interieurs in fester, netter Strichzeichnung aus jener Zeit zeigen, wie er die Gewohnheit hatte, alles was ihm unterkam, aufs liebevollste zu beobachten. Auch seine frühesten Versuche in Ölmalerei scheinen während dieses Aufenthalts in der Heimat entstanden.

Aber auch eine andere Seite seines Wesens kam damals zur Entfaltung: sein Drang nach wissenschaftlicher Ergründung der Dinge und sein Interesse für die Schätze niederdeutschen Volkstums. Bei dem Onkel in Lüethorst setzte er seine, im Knabenalter begonnenen Studien über das Bienenleben fort, und bei seinen Studienfahrten in der Heimat sammelte er mit Interesse Sagen, Märchen, Volkslieder, Reime und Sprüche, „Geschichten ut öler welt"' d. h. aus alter Zeit, wie er sie nannte. Er trug sich wohl mit dem Plane, sie selbst einmal herauszugeben, und hat sie in sauberer Handschrift zusammengestellt. Als er dann bei den Brüdern Grimm und in anderen Sammlungen Erzählungen verwandten Inhalts vorfand, zweifelte er an dem Wert seiner eigenen Funde und unterließ die Herausgabe. Später erkannte er freilich wieder, daß das von ihm Gesammelte durchaus nicht wertlos war, da seine Geschichten ja doch interessante Abweichungen und lokale Besonderheiten enthielten, ganz abgesehen von der mit großer Sorgfalt der Erzählung Lebender abgelauschten plattdeutschen Stilisierung. Aber er fand nicht mehr die Lust und Muße zur Arbeit der Herausgabe, für die er bereits ein Titelblatt gezeichnet hatte, und mit Mühe nur entrissen die Seinigen die wertvollen Manuskripte der Vernichtung. Mit dem Vernichten von Dingen, die für ihn erledigt waren, scheint er überhaupt schnell bei der Hand gewesen zu sein. Ein paar Stücke hat Busch übrigens noch in der Zeitschrift des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung veröffentlicht. Das Ganze wurde erst nach seinem Tode herausgegeben, und der betreffende Band umfaßt neben allerhand interessantem Material auch Perlen deutschen Volkstums. Vielleicht ist noch kein Schatz von Sagen und Märchen so unmittelbar aus dem Munde des Volkes gewonnen, so ganz ohne litterarisch-wissenschaftlichen Aufputz festgehalten worden.

Hatte die Antwerpener Studienzeit mehr oder minder die künstlerische Richtung Wilhelm Buschs bestimmt — die Übersiedelung nach München, die im Herbst 1854 erfolgte, entschied wohl endgültig über sein Geschick. Denn hier gestaltet sich sein wahrer karikaturistischer Stil, hier schuf er den Anfang seiner Bildergeschichten, fand er den ersten Verleger, hier kam er auch materiell von der Abhängigkeit und Sorge zur Freiheit. Jene Wartezeit im Elternhause war offenbar keine Periode sorgloser Heiterkeit gewesen, und der Vater, der mit dem Malerwerden so gar nicht einverstanden war, machte ihm das Leben nicht leicht. Die Schwester Buschs hat ihren Söhnen, die, wie berichtet, zu dessen Biographen und Hütern seines Andenkens geworden sind, davon erzählt, wie ihr Bruder an einem trüben und öden Spätherbstmorgen vom Vaterhause fortzog, um nach München zu reisen. Er war kreidebleich und hatte die Augen voll Tränen, als ihm der Vater zum Abschied eine Rolle Taler in die Hand drückte und bemerkte, das sei das Letzte, was der Sohn von ihm bekomme. Es mögen schon die Düsseldorfer und Antwerpener Jahre Zeiten recht knappen Auskommens gewesen sein, und das war wohl auch der Grund, warum sich im Werk und der Erinnerung des Künstlers so wenig Spuren davon zeigen, daß er damals auch aus der frohen Jugendlust schäumendem Becher getrunken. Jetzt trat das Leben noch ernster an ihn heran und der Blick in die Zukunft war nicht so rosig, daß er ihn hätte zu jugendlichem Übermut kommen lassen. Er mußte sich gewaltig einschränken, ehe er so viel verdiente, daß er etwas besser leben konnte, also noch etwa vier Jahre lang, bis zur Bekanntschaft mit Braun & Schneider. Zum Glück war das lebenslustige München damals auch noch eine erstaunlich billige Stadt, wo die Lebenslust viel weniger kostete wie anderswo. Busch erzählte später gerne davon, von kleinen Speisewirtschaften und einer großen Metzgerei, wo es vorzügliches Essen für einen lächerlich geringen Preis gab — ein großes Stück Wellfleisch für zwei Kreuzer. Diese Metzgerei hatte er solange

frequentiert, bis ihn der Ekel vor der eiternden Wunde an der Hand des einen Gesellen vertrieb.

Am 25. November 1854 war es in den Akten der Münchener Akademie von Herrn Direktor Wilhelm von Kaulbach bestätigt worden, daß W. Busch aus Wiedensahl in die technische Malklasse aufgenommen sei. Sein Alters- und Studiengenosse Theodor Pixis erzählte gelegentlich des 70. Geburtstages von Busch, von dem, was dessen eigene Aufzeichnungen und Bemerkungen bestätigten, daß dieser sich in die damals in München herrschende Kunstrichtung nicht hineinfinden konnte und sich keiner der vorhandenen Schulen anschloß. Das war kein Wunder. Er war ja bei besseren Meistern, den alten Holländern, schon in der Schule gewesen und von ihnen auf die Natur hingewiesen worden. Mit der Natur aber hatte der kalte und in Vielem mißverständliche Klassizismus, die Karton-Kunst, die in München gepflegt wurde, wenig zu tun. Pixis meint, was Wilhelm Busch eigentlich trieb, das wußte niemand. Vermutlich stand er in regem Verkehr mit seinen alten Holländer Freunden, die er in der Pinakothek wieder traf. Wenn er in seiner Wohnung Besuch bekam, „so verschwand gewöhnlich irgend etwas in seiner Tischschublade, ohne daß jemand wissen konnte, was es war, ob ein angefangenes Gedicht oder eine in Arbeit befindliche Skizze oder eine Regensburger Wurst, die er vor dem eintretenden Freunde retten wollte." Bei den sonntäglichen Fußwanderungen in das Isar- oder Würmtal oder an den Starnberger See hatte Busch meist ein Notizbüchlein bei sich; bald fielen ihm ein paar Verse ein, bald skizzierte er irgend einen Gegenstand mit wenigen Strichen. Ebenso war's bei dem Sommeraufenthalt im Gebirge, wobei besonders Brannenburg am Inn viel besucht wurde. Da schien er zu bummeln; wenn die andern ihre Plätze aufsuchten und anfingen zu malen, lag er behaglich im Gras, rauchte sein Pfeifchen und machte seine scharfen Bemerkungen und Witze, während den Akademikern der Schweiß von der Stirne rann. Doch wanderte ganz verstohlen sein Büchlein aus der Tasche und wenn es hineinglitt, war einer oder der andere darin festgenagelt." Von Brannenburg sind übrigens die ältesten noch vorhandenen Ölbilder datiert, die er nach jener Wartezeit in Wiedensahl gemalt hatte.

In München ist jedenfalls die Freude in Buschs Leben getreten. Er nahm, nachdem die ersten Sorgen überwunden waren, fröhlich mit Fröhlichen am Künstlerleben teil und sein Humor, erst nur für ephemere Zwecke im Freundeskreise mobil gemacht, gewann immer bestimmtere Gestalt. Künstlerische Geselligkeit hat schon in manchem wertvolle und besondere Gaben geweckt, so auch in Wilhelm Busch, der sich gleich nach seiner Ankunft in den Verein „Jung-München" aufnehmen ließ. Dieser mochte ein ähnliches Wesen treiben, wie um vieles später die berühmter gewordene „Allotria." Maler, Bildhauer, Musiker und andere Kunst übende oder für Kunst interessierte Männer gehörten ihm an; unter anderem Wilhelm Diez, Fritz Lossow, Rögge, Theodor Pixis, Otto Stöger, H. von Angeli, der Komponist Krempelsetzer und Bassermann, der später der Verleger Buschs wurde. Busch lieferte zahlreiche Beiträge für das Karikaturenbuch Jung-Münchens, ist aber nicht der eigentliche Hausdichter der Gesellschaft gewesen, in der er auch Vorstandswürden nicht gerne und höchstens als Ersatzmann übernahm. Aus diesem Karikaturenbuche ist in dem biographischen Band, den des Künstlers Neffen herausgaben und in dem Neuen Wilhelm Busch-Album allerlei Lustiges veröffentlicht worden, darunter ganz ausgezeichnete karikaturistische Bildnisse von Th. Pixis, Fritz Lossow, Schwörer, Spieß und Munsch, Andr. Müller und anderen. Besonders tätig war der zur Lebenslust erwachte junge Busch für die geselligen Zwecke des Vereins, für seine Tanzabende und Faschingsfeste, Maifahrten und Theateraufführungen. Davon ist manches erhalten geblieben, auch die Theaterzettel, die er gezeichnet zu den Stücken „Das gebackene Herz", „Das verräterische Frühstück", „Heinz von Höllenstein" und so weiter. Er scheint als „Maitre de plaisier" vielseitig tätig gewesen zu sein, dichtete z. B. die von personifizierten Blumen zu sprechenden Verse für die Blumen-Tour auf einem Ballfest und schuf mit dem Komponisten Krempelsetzer zusammen die Operetten „Liebestreue und Grausamkeit" (1860), „Schuster und Schneider" (1862) und die Operette „Der Vetter auf Besuch", die sogar im Residenztheater aufgeführt wurde, allerdings nur einmal wegen einiger, damals nicht hoftheatermäßig befundener Derbheiten. Mit dem Komponisten Krempelsetzer, von dem er auch in späteren Jahren noch gern erzählte, hat ihn langjährige herzliche Freundschaft verbunden.

Bei den Festen Jung-Münchens war, wie erzählt wird, Ganz-München vertreten, jene interessante Mischung aus allen Schichten der Gesellschaft bis zum Königlichen Hause, die ja auch später für die großen Münchener Künstlerfeste bezeichnend blieb. Ein Märchenmaskenball im Jahre 1862, zu dem Wilhelm Busch den ganzen Entwurf lieferte und dessen artistischer Leiter er war, scheint der Glanzpunkt aller dieser Veranstaltungen

gewesen zu sein. Ein Märchen-Festzug nach Buschs phantasiereichem Entwurf wurde bei dem Feste veranstaltet und brachte die ganze bunte Wunderwelt der deutschen Märchengestalten auf die Beine. Ein Festspiel von Busch „Hänsel und Gretel" — das Thema hat er ja auch in Bilderbuch und Bilderbogen noch mehrfach abgewandelt — ging voran; Freund Krempelsetzer hatte die Musik geschrieben. In dem Text waren Lieder eingewoben, in denen der Dichter merkwürdig echt den Ton des Volksliedes traf, wie das Lied vom Wassermann, das Lied vom Rhein. Auch in der Operette der „Vetter auf Besuch" findet sich zwischen allem operettenmäßigen Übermut ein Stückchen Lyrik von weichem warmem Klang:

Sei gegrüßt du alte Mühle!
Rausche nur du kühler Bach!
Längstvergessene Gefühle
Rufst du in der Seele wach.

Draußen blüht der alte Flieder
Und ich träume mich zurück
Und mir ist, als säh' ich wieder
In Nannettens Kindesblick.

Wie sich schon die Blicke fanden,
Wie ihr Mund von Liebe sprach,
Halb empfunden, halb verstanden
Und vergessen bald danach.

Sei gegrüßt du liebe Mühle!
Rausche Bächlein, nur vorbei!
O wie selig, denn ich fühle,
Daß mein Herz das alte sei!

Alle diese schönen Dinge entstanden, nachdem im Leben Buschs die Sonne aufgegangen, der Schatten der Sorge verschwunden war. Er hatte „über Jung-München" den Weg zu den Fliegenden Blättern und damit zu lohnendem Erwerb gefunden und sein heiter-überlegener Geist, seine Erfindungs- und Gestaltungsgabe schuf ihm wohl bald eine führende Stellung im lebensfrohen Künstlerkreise. Nicht nur, wenn es rauschende Feste in der Hauptstadt galt. Auch draußen, wenn die Freunde in der Ungebundenheit ihres sommerlichen Studienaufenthalts, zumal in Brannenburg weilten, sorgte er für Unterhaltung und scherzhafte Kurzweil aller Art. An Regen- und Sonntagen wurde mit den Dorfschönen getanzt und dazu gerne ein Puppentheater improvisiert. Damals hat Busch ein Ritterstück „Bertha und Jaromir" verfaßt, das wohl eine Art von Parodie auf Grillparzers Ahnfrau darstellte. Die „Akteure" waren den Kellervorräten des Wirtshauses entnommen. Wenn Jaromir seine geliebte Bertha tötete, so wurde der roten Rübe, die das edle Weib vorstellte, der Kopf abgeschnitten und Bertha flötete: „O wie süß ist es, von der Hand des Geliebten zu sterben!" Er erzählte noch im Alter gerne mit herzlichem Lachen von diesen Zeiten unendlich harmloser und ungebundener Lustigkeit. Münchens schöne Umgebung gab Veranlassung zu allerhand genußreichen Künstlerfahrten. Auch in Ammerland am Starnberger See hat Busch öfter längere Zeit geweilt und dort „das Fischessen gelernt, weil es daselbst nichts anderes gab". Mit seinem Freunde, dem Maler Ernst Hanfstängl, besuchte er dessen väterliches Landgut am Ammersee und stieg zum „Heiligen Berg" Andechs empor, wo in den Klosterhallen die Benediktinermönche den wohlbegründeten Ruhm hüteten, das beste Bier auf der Welt zu brauen. Mancher mächtige Krug wurde im gastfreien Bräustübl geleert, wo der Bruder Kellermeister vom durstigen Wanderer keine Bezahlung nahm, wohl aber duldete, daß man die entsprechenden Groschen und Sechser vor dem Weggehen unter das „Bierfilzel" legte. Auch bergeinwärts führte die Künstler gelegentlich eine größere Wanderung von Brannenburg aus, nach der Ramsau und nach Berchtesgaden. Im Salzbergwerk, dessen Besuch kein Tourist versäumte, gefiel es Busch, wie erzählt wird, nicht sonderlich. Unter der Erde war nichts Rechtes zu sehen. Ihm, dem Sohn des freien Tieflandes, taugte überhaupt der Aufenthalt in den Bergen wenig. „Was eigentlich am Himmel passierte, die Sonnen-Auf- und Untergänge, die schönsten Wolkenbildungen sähe man nur da, wo der Himmel sichtbar sei". Das Gebirge spielt auch in seinen Zeichnungen und Ölstudien kaum eine Rolle.

So gut wie seine anderen Genossen hat sich Wilhelm Busch in der deutschen Biermetropole als trinkfester Mann bewährt und sagte später selbst, als er längst kein Bier mehr trank, er sei ein „Bierwanst" gewesen. Das mit dem „Wanst" freilich war nur so seine Art zu reden, denn er war das Urbild eines schlanken und flotten jungen Mannes. Und nach erhaltenen Photographien aus jener ersten Münchener Zeit zu urteilen, hielt er auf elegante Kleidung; nur das wallende Lockenhaar, auf das er an Festtagen wohl einen bedeutenden Zylinderhut stülpte, verriet den Künstler. Ein Seitentrieb aus dem Stamm Jung-Münchens nannte sich der „Bund der Nachtlichter" und eine Aufnahmeurkunde aus dem Jahre 1859 besagt, daß „die Lichter der Nacht von Jung-München, deme

Docht Busch zu kund und wissen tun, daß selbiger von denen angezunden und für würdig erachtet worden, in deren Bund zu brennen". Busch hat das Wappen der wackeren Gilde, einen Hahn mit Hausschlüssel und Kerze, selbst gezeichnet und als Siegel in Metall gegossen und auch das tiefsinnige Bundeslied stammt von ihm:

„Wenn der Wind weht,
Wenn der Hahn kräht,
Wenn die Wetterfahne sich auf dem Turm dreht,
Beim Schrei der Eulen,
Bei der Wölfe Heulen;
Wenn das Geisterheer zieht übers Meer;
Dann brich hervor
Mit Wundermacht
Du Licht der Nacht."

Man sieht, die Geselligkeit hatte im großen und ganzen die Form, die ihr leichtherzige Jugend allenthalben gibt, nur daß sie eben doch vom Geiste der Schönheit mehr verklärt war, als in anderen Jugendkreisen. Allgemach ging übrigens der Verein „Jung-München" in die Brüche; Busch trat 1864 aus, und im gleichen Jahre löste sich der Bund überhaupt auf. Wenn Wilhelm Busch in den folgenden Jahrzehnten wieder in München einkehrt, dann fand er einen Platz am Tisch seiner Freunde in der inzwischen begründeten „Allotria", wenn er auch nie deren ordnungsgemäßes Mitglied geworden ist; er saß da mit zweien oder dreien zusammen und fühlte sich wohl. Er war viel in der Gesellschaft Lenbachs, der ein paar Meisterbildnisse von ihm geschaffen hat, und schloß Freundschaft mit F. A. v. Kaulbach und Lorenz Gedon, in dessen Hause er oft und gerne zu Gaste war. Gedon war wohl von allen Münchener Künstlern derjenige, den er am höchsten hielt und an den er sich am innigsten anschloß. Der feurige und reine Enthusiasmus des genialen Stilkünstlers und Architekten, dessen warme und behagliche Menschlichkeit zogen ihn an, und als der Freund im Dezember 1883 einem qualvollen Leiden erlag, widmete Busch ihm ein Gedicht von leidenschaftlichem Schwung und tiefster Empfindung — er, der so selten pathetisch geworden ist:

So kernig schienst du und so wetterhart,
Ein köstlich Bild urfrischer Gegenwart,
Ein Baum, an Stamm und Wurzel unbewegt,
Ob auch der Sturm in seinen Wipfeln schlägt;
Und schon, da kaum dein goldner Herbst die Welt
Zur Ernte lud, hat dich der Tod gefällt. — —

Das ergreifende Gedicht schließt mit den Versen:

„Ach, liebster Freund! Ein Teil von meinem Glück
Nahmst du mit fort und kehrst nie mehr zurück!"

Solche Töne hat Busch eigentlich nur noch einmal angeschlagen; in den der teuren Mutter gewidmeten Versen der „Kritik des Herzens". Er gehörte zu denen, die schamhaft von Gefühl sind und war nicht leicht bereit, sein Empfinden ohne irgendeine Hülle der Welt zu zeigen. Daß er warm und tief fühlte, das entdeckt in seinen Werken aber der oft genug, der ein wenig hinter die Maske guckt. —

Von den Allotria-Freunden Buschs muß noch der Hofkapellmeister Hermann Levi genannt werden, nicht nur ein Musiker von hohen Gnaden, sondern auch ein Geist von feiner Kultur und überlegenem Witz. Daß er Busch gefiel, ist kein Wunder, und er mußte dem Künstler am Klavier vorspielen, am liebsten unter vier Augen. Richard Wagner aber, zu dessen verdienstvollsten Vorkämpfern Levi bekanntlich gehört hat, stand nicht auf dem Programm. Wilhelm Busch, der meinte, er sei hierzu dreißig Jahre zu früh geboren, konnte zur Wagnerschen Musik kein Verhältnis finden — und nur „so zu tun" entsprach nicht seinem wahrhaftigen Wesen.

Im Karikaturenbuch von Jung-München hatte die Zeichnungen Buschs ein Mann gesehen, der nicht nur ihren künstlerischen Wert verstand, sondern auch begriff, daß hier eine außerordentliche Begabung für seine bestimmten Zwecke vorlag; Kaspar Braun, selbst ein Maler und der Begründer der „Fliegenden Blätter". In jenes Karikaturenalbum hatte Busch unter anderem schon die erste Fassung der Versuchungen des heiligen Antonius gezeichnet und eine Reihe anderer Bilderscherze, die später unverändert in den „Fliegenden" Aufnahme fand. Braun gewann die frische junge Kraft für sein Blatt, und Busch, der vom Vaterhause nur mehr wenig Unterstützung erhielt, griff wohl mit Vergnügen zu. Damit war ja aller materiellen Not ein Ende gemacht! Am 5. November 1858 schickte er die ersten Zeichnungen an die Redaktion ein, „Der vergeßliche Stadtschreiber", „Enthusiastische Huldigung" und „Der harte Winter". Bald ist er ein beliebter, wenig später sogar der wichtigste und beliebteste zeichnerische Mitarbeiter des Blattes gewesen, das in ihm so recht einen typischen Vertreter seiner Sonderart gefunden hatte, einer harmlosen und gesunden Lustigkeit. Im Blatte erschienen in der ersten Nummer des Jahrgangs 1859 Buschs erste Zeichnungen, und zwölf Jahre lang ist dieser Mitarbeiter der „Fliegenden" ge-

blieben – sein letzter Beitrag war die Bildergeschichte „Der hastige Rausch". In den ersten Jahrgängen erschienen je zwanzig bis dreißig Beiträge von Busch, und durch das Blatt, das ja damals allein in Deutschland die künstlerische Karikatur pflegte, wurde sein Name rasch populär. Er begann wohl damit, Illustrationen zu ihm gegebenen Textunterlagen zu zeichnen; andere Beiträge waren seine eigene Erfindung, wie „Der harte Winter", zu dem ihm eine Schnurre aus dem heimatlichen Sagenschatz die Idee gegeben. Bald aber fand Busch den Weg zu seiner späteren Besonderheit, in lustigen Bildergeschichten Text und Zeichnungen in einem Busse selbst zu schaffen – erst in dieser Zweieinigkeit lag ja der rechte Ausdruck seines Stils. Er hat diese Kunstform selbst als „Bildergeschichten" bezeichnet und war der Meinung, daß eigentlich die Bilder allein sprächen, der Text erst in zweiter Reihe käme. – Damit hat er aber die unvergleichlichen Werte seiner fröhlichen und in ihrer skizzenhaften Knappheit, ihrer burschikosen Gebärde so gehaltreichen Verse weit unterschätzt. Auch seine zeichnerisch feinsten und inhaltlich witzigsten Bildergeschichten ohne Text, wie sie in zahlreichen Bilderbogen existieren, haben nur halben Reiz und, wenn man das so ziffernmäßig feststellen könnte, vielleicht nicht ein Viertel der Popularität der andern genommen. Schon im Jahre 1860 lieferte Busch den „Fliegenden Blättern" seine erste Bildergeschichte „Die Maus, oder die gestörte Nachtruhe", die dann, mit Prosatext versehen, als Bilderbogen herauskam. Vom Jahre 1864 erschienen in den „Fliegenden" von W. Busch nur mehr Bildergeschichten, die später unter den Titeln „Kunterbunt" und „Schnaken und Schnurren" in Buchform herausgegeben wurden, einzelne auch, jedenfalls zum größten Teile, als Bilderbogen. „Die Maus" bezeichnete er als „Europäische Zeitgeschichte", doch ist eine politische Symbolik nicht mehr herauszufinden; ich glaube eher, daß hinter dem geheimnisvollen Untertitel der Schalk steckt, und daß für ihn ein komisches Moment in dem Mißverhältnis zwischen dieser anspruchsvollen Bezeichnung und dem tatsächlichen Vorgang, der erfolglosen Jagd auf ein Mäuschen, bestand.

Tatsächlich politischen Hintergrund hatten zwei Bildergeschichten, die er dem Verlage von Braun & Schneider für die „Erinnerungsblätter an das Jahr 1870" lieferte. Diese Publikation schlug nicht ein, wurde nur in kleiner Auflage gedruckt, und Buschs Beiträge „Der Partikularist" und „Monsieur Jacques" wurden in den „Fliegenden Blättern", Monsieur Jacques auch als Bilderbogen veröffentlicht. Letzterer unter dem Titel „Die Hungerpille". „Der Partikularist" verhöhnt, und zwar ziemlich bitter, das undeutsche Wesen der welfischen Hannoveraner, und die Geschichte von Monsieur Jacques verulkt, ein wenig lieblos, die Leiden der zernierten, hungernden Pariser. Man war damals in Deutschland noch zu sehr in erbitterter Kampfstimmung, um ein rücksichtsvolles Mitleid zu empfinden. Der spätere Busch, so kräftig sein deutsches Empfinden war, und so scharfen Ausdruck er z. B. noch 1875 im „Pater Filucius" fand, hätte schwerlich mehr die Hungersnot im belagerten Paris zum Gegenstand einer Bilderposse gemacht. Auch eine ältere Bildergeschichte „Der freie deutsche Rhein", die sich mit der deutschen Kleinstaaterei und den damit verbundenen Zollplackereien befaßte, hatte politischen Hintergrund, und berühmt geworden sind vor allem die Satiren „Der heilige Antonius" und „Pater Filucius". Wäre des Künstlers Jugend etwa in unsere Zeit gefallen, in der ein so starkes Bedürfnis nach Karikaturenkunst herrscht, die unsere Zeitgeschichte im Zerrspiegel zeigt, er wäre auf diesem Gebiete sicher noch fruchtbarer gewesen. Vereinigte er doch die künstlerischen Voraussetzungen mit scharfem, kritischem Verstande und lauterstem Freimut der Gesinnung. Aber die Zeit wußte Politik und Kunst noch nicht zusammenzubringen und die „Fliegenden Blätter" hatten keine Lust mehr zu solchen Experimenten, nachdem sie den Versuch, politisch zu werden, mit einem starken Abonnentenverlust gebüßt hatten. Nach dem tollen Jahr hatte sich der deutsche Michel eben die Schlafhaube alsbald wieder fest über die Ohren gezogen!

Hin und wieder arbeitete der Dichter Busch allein, ohne seinen Kompagnon, den Maler Busch, für die „Fliegenden Blätter", die z. B. seinen Zyklus „Lumpenlieder" sogar mit Illustrationen von seinem Freunde Wilhelm Diez schmücken ließen. Dieser zeichnete zu den neun Gedichten „Szenen aus W. Buschs Leben". Es handelt sich um harmlose und frische Gedichte; Denkmäler der Jugend des damals (1859) 27jährigen Künstlers. Ein gesunder Übermut kennzeichnet sie – viel kluge Herzenskritik und poetischer Wert steckt nicht darin; auch die Form ist noch wenig originell.

So arbeitete Busch für Braun & Schneider in bunter Aufeinanderfolge Einzelblätter – wie die famose „Mittagstafel in der Rosenheimer Bahnhofrestauration" – und Bildergeschichten. Die letzteren gingen meist in die Sammlung der Münchener Bilderbogen über, ein als Beitrag zur Erziehung des künstlerischen Geschmacks unserer Jugend höchst verdienstvolles Unter-

nehmen. Gerade auf diesem Felde herrschte bisher recht wenig Kultur, und namentlich vom Norden her wurden Bilderbogen ins Volk verbreitet, deren Darstellungsmittel oft von einer barbarischen Ruppigkeit waren. Die Firma Braun & Schneider machte für ihre Bilderbogen nicht nur ihre besten Künstler mobil, sie sorgte auch dafür, daß neben dem Humor reichlichstes Bildermaterial aus der Erdkunde, der Ethnographie und der Geschichte geboten wurde. Wilhelm Busch hat für das Unternehmen auch eine Reihe von Bogen extra gezeichnet, die sehr bekannt geworden sind; z. B. „Die beiden Honigdiebe", „Eugen, der Honigschlecker", der später in „Schnurrdiburr" überging, „Den kleinen Maler mit der großen Mappe", eine Karikatur auf Buschs Freund Stöger. Viele, respektive die meisten dieser Bilderserien entstanden beim Aufenthalt in der Heimat Wiedensahl, und die betreffenden Korrespondenzen mit Kaspar Braun, die das belegen, sind noch erhalten. Die Arbeit des Illustrators war damals, da es noch keine photomechanischen Hilfsmittel gab, eine recht mühselige. Busch mußte zunächst einmal die Skizzen auf Papier zeichnen und dann, waren sie akzeptiert, die Zeichnungen mit scharfem Stift auf die Buchsbaumholzstöcke übertragen, aus denen sie dann der Xylograph herausschnitt — oft recht fragwürdig. Natürlich zeichnete sie der Künstler „verkehrt", eine unangenehme und geisttötende Beschäftigung, die Busch auch wenig Spaß machte. Sein Signum W. B. steht oft genug auch verkehrt unter den Bildern.

Die früheste unter den größeren Bildergeschichten, die 1865 erschien, ist „Max und Moritz", und die Historie dieser Publikation ist bemerkenswert genug. In der Brannenburger Sommerfrische war Wilhelm Busch mit Ludwig Richter bekannt geworden, dem die Künstlerkolonie, als der große Idylliker sich auf der Rückreise von Italien dort aufhielt, ein Ständchen brachte. Er lernte wohl damals das Schaffen des jungen Busch kennen und erwarb für seinen Sohn, den Verlagsbuchhändler Richter in Dresden die „Bilderpossen", vier Geschichten, Ratze und Maus, Der Eispeter, Krischan mit der Piepe und Hänsel und Gretel. 1864 kam der Band heraus, hatte aber keinen großen Erfolg im Richterschen Verlage und wurde später von Bassermann neu herausgegeben. Als Wilhelm Busch seinen „Max und Moritz" vollendet hatte, heute neben dem „Struwelpeter" das populärste Bilderbuch deutscher Herkunft, bot er es dem Richterschen Verlage an, erhielt es aber als ungeeignet zurück. Er sandte dann das druckfertige Manuskript, das er selbst in farbige Wirkung gesetzt hat, am 5. Februar 1865 an Kaspar Braun nach München, und Braun, der über die Geschichte höchst erfreut war, hatte den Mut, sie zu veröffentlichen. Daß hierzu für einen Verleger Mut gehörte, mag heute überraschen. Damals aber fand das Buch zunächst nicht vielen Anklang, das Groteske erschien dem Publikum wohl unmoralisch, und die Pädagogen zogen gewaltig dagegen los. Heute ist das Buch in 62 Auflagen mit rund 630 000 Exemplaren verbreitet, wurde 1873 ins Englische, 1891 ins Vlämische, 1902 ins Portugiesische, 1903 ins Schwedische, dann auch noch ins Wallonische und ins Japanische übersetzt.

Auch andere Verlagsanstalten fingen an, sich für Wilhelm Busch zu interessieren. Der „Wurstdieb", eine Bubengeschichte, die so mörderisch ausgeht, wie Max und Moritz, erschien bereits 1868 im Daheim, und der Hallbergersche Verlag in Stuttgart erwarb für „Über Land und Meer" und die „Illustrierte Welt" die lustigen Geschichten „Hans Huckebein" (1868), „Die Prise" (1869), „Die kühne Müllerstochter" (1869), „Das Bad am Samstagabend" (1870) und „Der Schreihals". Für die Zeitschrift „Über Land und Meer" war auch „Der heilige Antonius" bestimmt, dessen Anfänge, wie wir sahen, weit zurückreichen. Bereits 1864 war die Geschichte fertig — sie hatte sich aus der Bilderserie „Die Versuchung" im Karikaturenbuche Jung-Münchens entwickelt. Die scharf antiultramontane Tendenz der Satire aber schreckte nun Hallberger doch vor der Veröffentlichung zurück, er verschaffte dem Verfasser aber später, 1867, einen Verleger in der Person von Moritz Schauenburg in Lahr, der das Buch nach einigem Zögern zur Ostermesse 1870 herausbrachte. Nun war auch die richtige Zeit für das Opus gekommen, und es wird erzählt, daß, als Schauenburg dann in Leipzig beim Frühschoppen die ersten Druckbogen sehen ließ, sofort auch die ersten Tausende vergriffen waren. Wilhelm Busch hat für das Buch 500 Taler bekommen.

Daß dies Werk heftigen Anfeindungen begegnete, ist wohl selbstverständlich. In Rußland und Österreich wurde es verboten, der Verleger selbst vor dem Badischen Kreis- und Hofgericht in Offenburg wegen Religionsverletzung angeklagt, jedoch freigesprochen. Der Verfasser selbst ist nicht verklagt worden, erschien auch nicht zur Verhandlung in Offenburg. Wohl aber rechtfertigte er sein Werk in einem ausführlichen Schreiben an Schauenburg, und es mögen aus dem Konzept zu diesem Schreiben, das die Familie noch besitzt, einige wichtigr Stellen hier Platz finden, die

zum Verständnis der kühnen Satire nicht unwesentlich scheinen:

„Wenn das kleine Buch eine Ironie enthält, so geht dieselbe gegen die Darstellung in katholischen Wunderbüchern und ist dadurch veranlaßt. Z. B. findet sich in „Unserer lieben Frauen Kalender" eine Stelle mit Bild, wo Maria den frommen Klosterbruder an ihren Brüsten saugen läßt. Diese Übertreibung des Marienkultus ist in dem Büchlein karikiert. Die Person der Maria ist, soweit in meinen Kräften, ideal dargestellt. Jeder Unbefangene muß diese Absicht erkennen und wird in ihr nichts Lüsternes finden. Üppig sind die Zeichnungen nicht; so könnte man die Darstellungen der großen Meister nennen, die die Gestalten der heiligen Geschichte mit allen Reizen der Farbe und der Form ausgestattet haben und sie in voller Nacktheit und in der Fülle ihrer geschlechtlichen Schönheit zeigen (Rubens; Cignani; Die keusche Susanne in München; Joseph und Potiphars Weib in Dresden; auch Kaulbachs bekannte Szene — in Reinecke Fuchs). Wer eine gesunde Phantasie hat, wird da nur das Schöne, aber in den kindlich-humoristischen Darstellungen des Büchleins auch nur das Drollige sehen. Das Lächerliche und Wollüstige sind geradezu Gegensätze, und es zeigt sich die Übertriebenheit der Anklage darin, daß sie etwas Tadelnswertes mit Gewalt finden und an den Haaren herbeiziehen will."

Der berühmteste und einer der heftigsten Gegner des „Heiligen Antonius" war der Ästhetiker F. Theodor Vischer — seltsamerweise! Er sah pornographische Absichten in diesem, in Wahrheit so sauberen, wenn auch nicht für Backfischlein bestimmten Buche, und dessen sieghafte, kampflustige Schneidigkeit, dessen befreienden Humor sah er, selbst doch ein Humorist von Rang und Eigenart, offenbar nicht. Die Grazie und leichtbewegliche Überlegenheit Buschs erwuchs eben aus einer anderen Wurzel, als seine knorrige und herbe Art. Wilhelm Busch bemerkte zu Vischers Anfeindungen „seine Muse könne ruhig den Blick des alten Ästhetikers aushalten, dem wohl bei der Bestellung des eigenen Ackers ein Stäubchen Guano ins Auge geflogen sei". Sein gutes Gewissen in diesen Dingen ließ ihn auch die treffende Charakteristik für alle heuchlerischen Sittlichkeitsapostel und Nuditätenschnüffler finden, die in Eduards Traum zu lesen ist: „So ein ruppiger alter Junge schnüffelte an allen Bildern herum und suchte nach Zweideutigkeiten, um sich sittlich zu entrüsten Man nannte ihn den „Mann mit der schmutzigen Brille", weil er überall den Unrat wittert, den er mitbringt." ——

Während Buschs Aufenthalt in München — er unterbrach ihn übrigens oft genug durch Reisen in die Heimat — ist auch das berühmte Naturgeschichtliche Alphabet entstanden, das erst in den „Fliegenden Blättern", dann als Bilderbogen reproduziert, namentlich durch die Zitatenlustigen so enorme Popularität errungen hat, daß es nicht unwichtig erscheinen dürfte, wenn hier das geistige Eigentumsrecht genauer festgestellt wird. Erfunden ist die Grundidee nicht von Wilhelm Busch, sondern von dem Historienmaler Max Adamo, der auch ein paar der bekannten Reime zuerst angab. Die Bilder aber und die Verse in ihrer entgültigen Fassung rühren von Wilhelm Busch her und der gelungene Unsinn dieser Verspaare (Abb. 12 u. 13) kann mit seinen verblüffenden Wendungen und Reimen die Vaterschaft auch nicht verleugnen:

„Der Esel ist ein dummes Tier,
Der Elefant kann nichts dafür."

Oder:

„Die Zwiebel ist des Juden Speise,
Das Zebra trifft man stellenweise!"

Abb. 12 u. 13. Aus „Wilhelm Busch-Bilderbogen".

Dieser ganz harmlose und doch schalkhaft burleske Humor jener Bücher und Bilderbogen, die Busch für die Kinderwelt bestimmte und die ihm doch zugleich die Herzen aller lachlustigen Großen eroberten, ist wohl von keinerlei späteren Kinderbüchern mehr erreicht worden. Es ist seltsam, wie da im Vergleich zu seiner saftigen und bunten Komik das Naive oft läppisch, das Harmlose leer wirkt und wie selten etwas von diesen Dingen dauernd im Ohr und Gedächtnis bleibt. Man sieht die hübschen Bilder an und legt das Buch wieder weg. Die Kinderbücher Wilhelm Buschs haben für jeden von uns ein Erlebnis und einen bleibenden Besitz bedeutet!

Auch in der lustigen Naturgeschichte, die in den Siebziger Jahren im Verlag von Braun & Schneider von Miris (Franz Bonn) herausgegeben hat und die vielen Beifall fand, waltet der Humor Wilhelm Buschs. Dieser hatte die Texte „Reguläre Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte", „Die Schöpfungsgeschichte von einem orthodoxen Berliner", Abhandlungen über „Zoologie" und „Tiersprache" illustriert. Franz Bonn überarbeitete diese Texte dann und Adolf Oberländer fügte noch einiges von Bilderschmuck hinzu — der Stil des Ganzen ist aber eben doch von Wilhelm Busch bestimmt. —

Etwas über ein Jahrzehnt währte der Münchener Aufenthalt Er war für des Künstlers Schicksal in manchem Sinne entscheidend geworden, aber die lustige Isarstadt hielt den ernster gewordenen nicht auf die Dauer fest, wenn er auch später oft, gerne und zu längerem Aufenthalte zurück kam. Sein Leben rückte sachte wieder nach dem Norden. Die Zwischenstation war Frankfurt a. M. Daselbst hatte Dr. Otto Busch, sein jüngerer Bruder, eine Stelle als Erzieher im Hause des Bankiers Reßler angenommen und dies veranlaßte, daß auch Wilhelm Busch dort auf längere Frist einkehrte. So hielt ihn für die nächsten Jahre „die Mainlinie" von München fern. Die Reßlersche Familie nahm ihn mit Herzlichkeit auf. E. Daelen erzählt darüber in dem 1886 erschienenen Buche „Über Wilhelm Busch und seine Bedeutung": „Auch Wilhelm Busch, der für die Eingezogenheit und das Landleben Schwärmende, fühlte sich im Schoße dieser Familie, in der er mit dem vertrautesten Entgegenkommen aufgenommen wurde, so heimisch, daß er in der Villa Reßler ein paar Jahre lang fast ausschließlich seinen Wohnsitz hatte." Dabei wahrte er sich freilich, wie er es immer tat, als Mensch und als Künstler seine volle Unabhängigkeit. Als Gastgeschenk für das Haus Reßler modellierte er, nachdem er sich in München schon mit der Bildhauerei beschäftigt hatte, die Büste der Hausfrau, die auch in Bronze gegossen worden ist und schuf für sie seine Geschichte vom Heiligen Antonius im Stile alter Mönchshandschriften mit Farben und Tusche zu einem Prachtwerk um, das ihm köstlich gelang. Auf echtes Pergament war diese fromme Chronik geschrieben und gemalt.

Die Brüder Busch nahmen intimen Anteil am geistigen und künstlerischen Leben Frankfurts und führten regen Verkehr mit den Malern Burger und Klimsch, dem Bildhauer Schürholz u. a. Eine Zeitlang soll Busch sich sogar bereit gefunden haben, ein festes Verhältnis als ständiger Zeichner mit einem Witzblatte „Die deutsche Laterne" einzugehen, dessen textliche Redaktion der geniale Frankfurter Lokaldichter Friedrich Stolze übernehmen sollte. Johannes Proelß bestätigte das seinerzeit in der Frankfurter Zeitung — von Buschs Angehörigen wird es aber bezweifelt, weil ein derartiges Pflichtverhältnis seinen Neigungen zu sehr widersprochen hätte. Er sagte einmal, von einer solchen Verpflichtung: „Die ist wie ein gefräßiges Ungeheuer, das immer und regelmäßig gefüttert sein will. Erst gibt man ihm die besten, nahrhaftesten Speisen, ja Delikatessen; nach und nach zwingt einen das nimmersatte Vieh dazu, in den zugeworfenen Brocken immer weniger wählerisch zu werden, bis man zu faulem, stinkigem Fleisch und leeren Wurstschläuchen kommt. Die Bücher kann ich machen, wenn ich Lust habe und mir was einfällt." — Busch hat jedenfalls für die Probenummer der „Deutschen Laterne" ein paar Zeichnungen entworfen, d. h. den Scherz „Wie man Napoliums" macht, der später in „Dideldum" eine Stätte fand. Über jene Probenummer kam das Blatt allerdings nicht weit hinaus.

Hatte sich in München, der Stadt der Lebensfreude, der humoristische Stil Buschs entwickelt, so war Frankfurt für ihn eine Stätte der Vertiefung und vielleicht auch innerer Erlebnisse, über die der Schweigsame, Vivisektionen abhold, wie er einmal an Frau Anderson schrieb, keinerlei Aufschlüsse gab. Jedenfalls war Frankfurt ihm die letzte Etappe fröhlicher Geselligkeit, ehe er sich nach Wiedensahl zurückzog, um in der ländlichen Abgeschiedenheit zum Einsiedler zu werden. Als solchen hat er sich in einem Schreiben an seinen Freund F. A. v. Kaulbach, ein bayrisches Dialektwort benutzend, selbst einmal bezeichnet nämlich als „Gansigl im Hinterwald".

Durch seinen Bruder Otto, der ein Kenner Schopen-

hauers war, kam auch Busch zur Bekanntschaft mit diesem Philosophen und beide vertieften sich, wie O. Nöldeke berichtet, zusammen in die philosophischen Probleme der Zeit. Schopenhauer hat ihn lange festgehalten und er behielt die Form seiner Philosophie bei, nachdem er später über ihre pessimistische Weltanschauung längst hinausgewachsen und auf dem Wege über Kant zu dem freien Christentum gelangt war, das schließlich seine Lebensphilosophie bestimmt hat. Im Jahre 1867 war Busch das erste Mal nach Frankfurt zum Besuche des Bruders gekommen, dann dehnte er seine Besuche im Hause Keßler immer länger aus, 1869 war er ein ganzes Jahr in Frankfurt und wohnte in einer leerstehenden Kutscherwohnung im Hinterhause der Villa an der Bockenheimer Landstraße. Zu Zeiten hatte er auch sein eigenes Atelier und führte seine eigene Menage. Von einer originellen Wirtschafterin erzählte er später noch gerne; sie hatte ihm als Angehörige einer bibelfrommen Sekte ein neues Testament beim Umzuge zwischen seine Sachen gelegt und er hat das Büchlein bis zuletzt benutzt. Während des Frankfurter Aufenthaltes entstanden die Bilder zur Jobsiade und zwar als richtige Illustration zu dem humoristischen Epos Kortums, das der Verleger Grote in dieser Gestalt mit anderen illustrierten Klassikern herauszugeben gedachte. Grote gab später den Plan wieder auf und Busch fügte nun eine eigene Nachdichtung der Jobsiade den Zeichnungen bei. Er gab sie zusammen mit der Frommen Helene, deren Geburtsort ebenfalls Frankfurt a. M. ist, an Fr. Bassermann, den Freund von Jung-München her, der das väterliche Verlagsgeschäft in Heidelberg inzwischen übernommen und nach München verlegt hatte. Bei Bassermann sind von da ab bis zu der letzten Lebenszeit Wilhelm Buschs dessen sämtliche Werke erschienen und haben phantastische Auflagenziffern erreicht.

Im Jahre 1879 starb Dr. Otto Busch und sein Bruder, der die Jahre her das gesellige Leben in Frankfurt oft genug mit stilleren Wochen und Monaten in der Heimat vertauscht hatte, kam nun immer seltener nach der alten Goethestadt. Auch der Verkehr mit dem Hause Keßler schlief fürs erste ein, wurde aber in späteren Jahren wieder um so enger aufgenommen. Jahr um Jahr kam dann Busch zu seinen Frankfurter Freunden auf Besuch und das dauerte bis zum letzten Sommer vor seinem Tode. Die eigene Wirtschaft hatte er schon zu Anfang der Siebziger Jahre in Frankfurt aufgegeben, Möbel und Atelierkram nach Wiedensahl geschickt. Zunächst war er immer im Elternhaus eingekehrt, auch nachdem 1868 der Vater, 1870 die Mutter gestorben war und ein Bruder das elterliche Geschäft übernommen hatte. Dann aber siedelte er zu seiner Schwester ins Wiedensahler Pfarrhaus über, wo diese seit 15 Jahren als Hausfrau lebte und hier fand er seine Familie und widmete vor allem den Kindern seiner Schwester, von denen zweie wiederum Pastoren wurden, sein Leben und seine Sorge. Für die Welt wurde er so allmählich „der Einsiedler von Wiedensahl", war das aber, wie gesagt, durchaus nicht im Sinne engherzigen Abschlusses von der Welt. Er zog sich nur so weit zurück, daß er sich in philosophischer Ruhe als sein eigener Herr behaupten konnte und von der Mitwelt nur den Gebrauch machen mußte, der ihm zusagte. Man respektierte auch im Pfarrhause in diesem Sinne seine Wünsche und die Einsamkeit, die für andere so leicht eine Ursache der geistigen Armut und des Alleinseins wird, war für ihn zunächst eine Quelle der Freiheit und der reichsten seelischen Entwicklung. Das „Stilleben", die Welt im kleinen, hatte ihn immer angezogen, diese Vorliebe war sogar ein bedeutsamer Faktor seines künstlerischen Wesens. Nun genoß er die Gelegenheit offenbar mit tiefem Behagen, empfing sein Teil an Familienglück, da er es vorgezogen hatte, keine eigene Familie zu gründen, als besorgter und geliebter Onkel und hat da jedenfalls ein Heim im schönsten Sinne besessen. Verreisten Schwester und Schwager einmal mit den Kindern, so übernahm er das Hauswesen mit allen seinen Verpflichtungen und spielte nachmals in heiteren Briefstellen darauf an, daß er sich auch als eine Art geistlichen Verweser des Schwagers betrachtete. Er war jedenfalls der Mann dazu, einem, der mühselig und beladen ins Pfarrhaus kam, getröstet wieder heimzuschicken. Wie er's auffaßte, zeigt eine Briefstelle, geschrieben an einen Freund:

> „Für einen soliden Pfarrverweser, wie ich es jetzunder bin, geziemt es sich wohl, nach den überstandenen Sonntagsgeschäften auch ein wenig an seine abwesenden Freunde zu denken und sie zum Guten zu ermahnen und aufzumuntern. Also bete und arbeite und trinke nicht zuviel kaltes Wasser, wenn Du erhitzt bist, sondern halte Dich mehr an die braven geistlichen Getränke."

Er selbst hielt sich freilich nicht allzu intensiv an die letzteren, sondern trank nur sein mäßiges Quantum Wein und wenn er auf Reisen, etwa in München wieder einmal in einen fröhlichen Zecherkreis geriet, dann war ihm, wenigstens hinterher, nicht mehr recht

behaglich zu Mute. So 1876, als er nach München zur Ausstellung gefahren war: „Die vielen Leute, das Fest, der Lärm, das Bier, der Rauch — mir ward ganz unklug davon. Und dann nie vor nachts zwei Uhr zu Bett!“ Über den Katzenjammer schrieb er ein andermal an die gleiche Adresse: „Den Katzenjammer, diesen alten Bekannten, hab' ich seit zehn Jahren nicht wiedergesehen. Ich bin ein guter Deutscher; nur hab' ich das Quantum Bier, welches mir von Rechts wegen zukommt, schon ehemals vorweggetrunken.“ Wie in seelischen Angelegenheiten, so kam bei ihm auch, was die physischen Dinge betrifft, früh eine Zeit der Abklärung und ruhevolle, von asketischer Strenge ganz unabhängige Entsagung. Er lebte innerlich und äußerlich hygienisch und sicherte sich das von Beschwerden und Störungen freie Alter, das ihm in beneidenswertester Form beschieden war.

Noch in den siebziger Jahren kam Busch, der überhaupt damals von seinem nunmehrigen Standquartier Wiedensahl aus viel auf Reisen ging, oft und für längere Zeit nach München. Die Stadt ist eben doch seine künstlerische Heimat geblieben. Er wohnte, wenn er hier einkehrte, im Europäischen Hof in der Bayerstraße, und sein Freund Gedon hatte ihm (Karlstraße 36) ein Atelier recht hübsch und gemütlich eingerichtet. Ein wenig teuer war das allerdings gekommen, wie sich das jeder denken kann, der Gedons reichliches Schönheitsbedürfnis kannte. Busch erschrak, wie sein Neffe Adolf Nöldeke erzählt, ein wenig über die Kosten, bezahlte aber mit gutem Humor. Nach Gedons Tode (1883) kam er immer seltener in die bayrische Kunstmetropole — nach dem Hinscheiden des Freundes lag für ihn ein Schatten über den Stätten einstiger Jugendlust. Auch hatte in den siebziger Jahren eine andere Stadt starke Anziehungskraft für ihn gewonnen: Wolfenbüttel, wo sein Bruder Gustav eine Konservenfabrik und eine freundliche Häuslichkeit gegründet hatte. Er richtete sich vorübergehend sogar ein Atelier in Wolfenbüttel ein: „Ich habe mir so eine Art von Gartenhaus gebaut mit Nordlicht, so daß ich drin malen kann. An Modellen fehlt es mir nicht, weil auf meines Bruders Hofe allerlei Leute zu tun haben, die ich nur hereinzurufen brauche.“ So schreibt er im Mai 1875, und bis zum Ende des Jahrzehnts verbrachte er einen guten Teil des Sommers dort und malte ziemlich fleißig. Die Lust zum Malen kam ihm periodisch, und er ließ Pinsel und Palette dazwischen immer wieder längere Zeit ruhen. Für die Welt ein Maler zu sein, das hatte er, wie bekannt, ziemlich früh aufgegeben, und trieb diese Kunst mit resignierter Bescheidenheit, vielleicht auch aus stolzer Bescheidenheit nur zu eigener Erbauung. Daß er überhaupt nach seiner Frühzeit noch vieles und sogar recht Gutes gemalt hat, erfuhr die Welt, wie schon erzählt wurde, eigentlich erst bei seiner Nachlaßausstellung, die selbst seinen näheren Freunden manche Überraschung brachte. Man gewann da den Eindruck, daß er sich um die Malerei sogar recht ernsthaft gemüht hat und sah auch die Zeichen einer bemerkenswerten Entwicklung. Da nichts für die Öffentlichkeit bestimmt und fast nichts datiert war, ist es allerdings schwer gewesen, aus den 140 Ölstudien und Bildern, die dort ausgestellt waren, von jener Entwicklung, der Zeitfolge nach, ein klares Bild zu gewinnen. Man konnte an ihr nur jene zwei Stufen unterscheiden: eine frühere Periode einer farbenärmeren, intimeren, von den alten Holländern abhängigen Malerei, und eine spätere, mit breiterem Pinselstrich, energischerer Farbengebung und einer Vorliebe für kühlere, graue Stimmungen. Aus jener ersten Zeit stammen Bilder, die sich neben Brouwer und Teniers in Ehren behaupten können, deren leichte, dünnflüssige, die Formen mit Sorgfalt und Delikatesse nachbildende Malerei auch er zu erreichen strebte. Die Vorliebe erstreckte sich auch aufs Gegenständliche, er malte Volksszenen im altholländischen Gewande und faßte Einzelfiguren mit dem derben und frohen Wirklichkeitsgefühl der Brouwer und Teniers auf. Auch sich selbst hat er in diesem Stil, leicht karikierend, mehrfach konterfeit. Dann war's wieder der göttliche Frans Hals, dessen freien und starken Strich er sich zum Vorbild nahm, und dem er in etlichen prachtvollen Studienköpfen erstaunlich nahe gekommen ist. Er wollte offenbar mit diesen Versuchen die großen Alten mehr ergründen, als nachbilden und hat gerade wegen dieser eingeständenen Abhängigkeit von den großen Vorbildern darauf verzichtet, der Mitwelt von den Ergebnissen seiner Studien etwas zu zeigen. Er, der sonst in allem ein einziger und eigener war, hatte keine Lust in der Malerei als Epigone verschrieen zu werden und trieb sie nur als Genießender. Technisch hat er es zu hoher Vollendung gebracht, und das vielbewunderte „Handwerk“ der Holländer machte er sich in verblüffendem Grade zu eigen. Dabei war er überaus vielseitig: jene Ausstellung brachte Stilleben, Innenräume, Volksszenen im Freien und im Interieur, Einzelfiguren, Bildnisse, drastische Charakterköpfe, Landschaften und Viehstücke an den Tag, und das Beste fand schnell seine Liebhaber. Seine zweite, hellere und farbenfrohere Art muß um die Mitte der

achtziger Jahre begonnen haben. Sie zeigt oft merkwürdig impressionistische Züge, die freilich in nichts auf die französischen Väter des Impressionismus hindeuten.

Mit den Jahren ist Wilhelm Busch immer seßhafter geworden. Seine Reiselust, die ihn auch zusammen mit seinen heranwachsenden Neffen nach dem Süden, nach Südtirol und Venedig, noch öfter nach dem Norden, nach Borkum, Helgoland und Holstein geführt hatte, erlosch allgemach, die Heimat zog ihn immer stärker und fester an sich. Als im Jahre 1878 sein Schwager Nöldeke gestorben war, wollte die Schwester des Künstlers von Wiedensahl fortziehen, um ihre Söhne während deren Gymnasialzeit und ihres Universitätsstudiums bei sich haben zu können. Wilhelm Busch aber veranlaßte sie, bei ihm in Wiedensahl zu bleiben und übernahm dafür die Verpflichtung, mit ihr für ihre drei Söhne zu sorgen, an denen er auch wahrhaft Vaterstelle vertreten hat. Im Winter auf das Jahr 1879 wurde denn auch auf seine Veranlassung, auf seine Kosten und nach seinen Wünschen das Wiedensahler Pfarrwitwenhaus aufs behaglichste umgebaut und eingerichtet. „Vor allem war die große niedersächsische Hausdiele durch Täfelung und Bretterwände zu einer netten Eßhalle geworden, deren Kühle über jede Sommerhitze triumphierte, in der aber auch im Herbst ausgehalten wurde, bis gebieterisch die Notwendigkeit des Ofens die Umsiedelung in die gemütlichen, aber kleinen Wohnzimmer forderte. — Über den Gartenzaun schweifte der Blick über die Feldflur nach den Wiesen hinüber und nach dem Rande des Waldes, über dem sich der Rehburger Berg erhob, und aus dem wie eine Nadel der schlanke Turm der Loccumer Kirche aufstieg."

Das war nun des großen Dichterhumoristen Heim und Welt geworden, und hier hauste er zwanzig Jahre lang mit seiner Schwester, betreute mit ihr deren Söhne, freute sich, wenn sie in die Ferien kamen, reiste gelegentlich mit ihnen oder schickte sie allein auf Reisen. Als sie dann in Göttingen studierten, besuchte er sie oft und gerne, und das war dann auch immer ein Festtag für deren Freunde. Aber es ergab sich wohl von selbst, daß der Teil des Jahres, den er allein mit der Schwester in Wiedensahl verbrachte, immer länger und einsamer wurde. „Ich krame hier so stille weg" — so bezeichnete er selbst dieses Dasein. Besuch kam nicht viel, und von seinen Münchener Freunden haben Wiedensahl nur Gedon und Ernst Hanfstängl gesehen. Selbst F. A. von Kaulbach kam nicht dorthin; ihn traf er wohl gelegentlich in Frankfurt. Lenbach hat er 1886 in Rom besucht. Wollten ihn Freunde sehen, oder er sie, so machte man ein „Zusammentreffen auf neutralem Gebiet" aus, in Hannover oder Wolfenbüttel, Kassel oder Hildesheim. Besuch von Fremden liebte er gar nicht; wenn Manöver in die Nähe kamen, verreiste er. Der Gedanke, daß man ihn bewunderte und anhuldigte, war ihm unerträglich. Denn daß ihn die vielen doch nicht verstanden, wußte er aus der Tatsache, daß seine tieferen Werke, deren Wert ihm wohl bewußt war, am wenigsten bekannt geworden sind. Daher kam es wohl auch, daß er seine heiteren Bildergeschichten selbst später wohl zu gering achtete, nicht weil er sich ihres Tones oder ihrer Tendenz schämte, sondern weil er darüber hinaus gewachsen war. Übrigens ist wohl auch über seine Selbsteinschätzung nichts Bestimmtes festzustellen, denn er sprach über seine Arbeiten, alte und neue, merkwürdig ungern, über ein Werk, mit dem er gerade beschäftigt war, sagte er kein Wort. Es ist überraschend genug, zu hören, daß das einzige Buch, das er seinem Neffen H. Nöldeke je geschenkt hat, der späte Gedichtband „Zu guter Letzt" gewesen ist. Ein anderer von den dreien bat ihn als Student um ein Exemplar von „Julchen", das in des Onkels Stube lag und erhielt es auch, aber mit der Bemerkung: „Du hättest auch was Besseres zu tun, als so dummes Zeug unter die Nase zu nehmen."

Seiner Natur war es gemäß, daß er unter den geschäftlichen Dingen, welche die Verwertung seiner Schöpfungen mit sich brachte, wahrhaft litt. Er wußte seinen Vorteil nur wenig zu wahren und war stets froh, wenn er mit Ziffern und Geldangelegenheiten nichts mehr zu tun hatte. Daß er dann den kürzeren zog und auch einfachen geschäftlichen Aufgaben nicht gewachsen war, wurde ihm dann wieder zur Quelle neuen Verdrusses. Wie wenig weltgewandt er in Rechtsfragen war, beweist die Tatsache, daß er gelegentlich seines Abfindungsvertrages mit Bassermann die sämtlichen Originale der betreffenden Zeichnungen dem Verleger schenkte. Später stellte sich heraus: er hatte das getan, weil er meinte, sonst dauernd für die Herbeischaffung der Originale sorgen zu müssen, wenn neue Druckplatten erforderlich würden. Im allgemeinen haben seine Verleger unendlich viel mehr an Buschs Werken verdient, als er selbst; das hat ihn, trotz aller Noblesse seines Wesens, doch oft verdrossen und er hat scharfe Worte über die Ausbeutung durch das Verlagswesen gefunden. Am besten hat er sich wohl mit den Verlegern der „Fliegenden Blätter" vertragen, aber im

Jahre 1871 dann plötzlich, aus nie aufgeklärten Gründen gebrochen und erst bei seinem 70. Geburtstag kams zu einer Wiederversöhnung. Braun & Schneider hatten ihm ein Geschenk von 20000 Mark überreicht — er nahm das Geld und stiftete es für zwei evangelische Krankenhäuser. Das Dankschreiben unterzeichnete er aber „in alter Freundschaft". Im ganzen hat Wilhelm Busch nach der Schätzung der Seinigen von den verschiedenen Verlegern etwa 350000 Mark erhalten — sie haben an ihm eine runde Zahl von Millionen verdient, ein Mißverhältnis, das wohl auch nicht unwichtig ist zum Verständnis mancher seiner Eigenheiten. Z. B. daß er die Menschen, die er gewiß nicht haßte, doch recht gut auch entbehren konnte. Es iebten wenige, denen er verpflichtet war.

Das Leben in Wiedensahl floß in einer Monotonie hin, die jedem Außenstehenden, vielleicht auch manchmal den Hausgenossen, als Öde erscheinen mußte. Busch war sich mit den Seinigen selbst genug zwischen seinen vier Pfählen. Ins Wirtshaus, zu den Bauern, wie wohl behauptet worden ist, ging er nie; zu Hause beschäftigte er sich mit seinen Büchern — denn er meinte, ein gutes Buch sei stets ein guter Gesellschafter! — und dem Garten, dessen kleine Erzeugnisse ihn lebhaft bewegten. Raupen und Blattläuse an den Rosen wurden mit Leidenschaft bekämpft und er wurde nicht müde, Unkraut zu jäten. Dabei durfte ihm die Zigarre nicht ausgehen. Trat er aber ins Haus zurück, so war dann der erste Griff der nach der Zigarettendose und er drehte sich seine Papyros von früh bis spät. Diese mechanische Beschäftigung war ihm Bedürfnis, wenn er plauderte oder grübelte. Denn auch das letztere hat er in den Wiedensahler Jahren, wie erzählt wird, reichlich getan und zwar, scheint es, manchmal bis zu der Grenze hin, wo's gefährlich wird, so daß ein Wegzug nach Bückeburg, Celle oder Wolfenbüttel mehrmals ernstlich erwogen wurde. Aber schließlich blieb man doch bis zum Jahre 1898.

Das Einsamkeitsbedürfnis Buschs wurde von der Familie mit Pietät respektiert und sein Zimmer blieb den Neffen ein stets nur mit Scheu betretenes Heiligtum. Nach den Mahlzeiten blieb jener dann gerne länger im Familienkreise bei der Pfeife oder der geliebten Zigarette sitzen, manchmal still seinen Grübeleien nachhängend, oft aber auch wieder heiter und gesprächig. Er plauderte dann über die Bücher, die er gerade las, über die Angelegenheiten der Seinigen und zuzeiten blitzte dann wohl auch der alte Humor wieder vor. Er konnte brillant und unterhaltend erzählen, und das unglaublich reiche Wissen auf den verschiedensten Gebieten, der Philosophie, Literatur, Kunst, Naturwissenschaften, das er sich, alleingängerisch und autodidaktisch angeeignet hatte, kam da an den Tag und ihm und seinen Hörern zugute. Die Bildung, die er sich erworben hat, obwohl er so wenig Schulen besuchte, ist dem Maße und der Vielseitigkeit nach erstaunlich — aber man begegnet dem Phänomen, daß ein begabter Künstler im Leben ganz von selbst auf diesem Gebiete das in der Jugend Versäumte nachholt, ein kenntnisreicher und ein scharfer Denker wird, nicht allzu selten. Solche Begnadete fassen mit ihren hellen Augen das intuitiv auf, was ein anderer nach mühseligem Abwetzen der Schulbank erreicht. Busch konnte noch in hohem Greisenalter Nächte durch aufsitzen und, vom Hundertsten ins Tausende springend, plaudern, wenn er einen guten Gesellschafter fand. Dazu trank er gerne ein gutes Glas Rheinwein, auch wohl Champagner — des Biers hatte er sich schon früher entwöhnt. In den späteren Jahren nahm er für gewöhnlich nur mehr nach dem Essen ein kleines Glas Bier zu sich. Seine Kost mußte einfach, schlichtbürgerlich, aber gut zubereitet sein, wenn er auch gelegentlich einem Leckerbissen nicht abgeneigt war. Wo immer man das Leben und die Gewohnheiten dieses so ganz auf sich selbst gestellten, außergewöhnlichen Menschen anpackt, immer stößt man auf eine gleichmäßige, abgeklärte Kultur. Und immer auf eine Kultur, deren A und O die weise Resignation, Maßhalten in allen Dingen ist! In gewissem Sinne ist Maßhalten, Beschränkung aufs allerwesentlichste, ja auch die grundlegende Besonderheit seiner Kunst!

Bewegung in frischer Luft, genußreicher Aufenthalt in der freien Natur durch den Wechsel aller Jahreszeiten durch, wurde stets geübt. Vor dem Abendbrot wanderte Busch täglich hinaus und wenn schlimmes Winterwetter nichts anderes zuließ, spazierte er wenigstens ein halbes Stündchen auf der Loccumer Chaussee. In Wald und Wiesen gab's immer etwas zu suchen und zu finden. Waldmeister im Frühling, Pilze aller Art im Sommer und Herbst. In früheren Jahren wurden Skizzenbuch und Feldstuhl auf solche Wanderungen mitgenommen und der Reichtum an Skizzen, den seine Münchener Nachlaßausstellung aufwies, zeigt, wie fruchtbar diese Studiengänge für ihn waren. Über die ganze Art, in der sich sein Leben seit der Rückkehr in die Heimat abspann, die Vielseitigkeit seiner geistigen Interessen, über seine ganze Denk- und Gefühlsweise gibt Wilhelm Buschs Briefwechsel mit Frau Maria

Anderson, der 1908 herausgeben wurde, wert- und reizvolle Aufschlüsse. Es handelt sich um 70 Briefe an eine holländische Schriftstellerin, die sich im Jahre 1875 an Wilhelm Busch mit der Bitte wandte, er möge ihr ein Wort in der „Kritik des Herzens" erklären, das sie nicht verstand. Dies betraf die Verse:

„Und ärgert sich, als wie ein Stint,
Daß andre Leute eitel sind!"

Busch gab freundlichen Aufschluß über diese sprichwörtliche Redensart, das Urteil der Dame über jenes, in Deutschland nicht allzu wohlverstandene Buch erfreute ihn und er ließ sich, was er sonst nur selten tat, in einen anregenden Briefwechsel mit der Dame ein, bei der beide Teile zu geben hatten. Es gibt sonst wohl keine derartige zusammenhängende Briefreihe aus der Feder des Maler-Philosophen und Dichter-Humoristen und darum sind jene 70 Briefe kostbar für uns. Schon durch ihre Wahrhaftigkeit. Die Briefe sind interessant, weil sie nicht geschrieben sind, um interessante Briefe zu sein, sie spiegeln Augenblicksstimmungen, wie elementare Lebensanschauungen mit frischer Unmittelbarkeit wieder, sind „ganz Busch" in der gemütlichen Knappheit und Farbigkeit ihrer Rede und sind authentische Dokumente über manche Einzelheit aus seinem Leben. Sie geben wenigstens, als eine kleine Zahl loser Tagebuchblätter betrachtet, einen kleinen Trost dafür, daß dieser Mann, der Herr eines ganz ungewöhnlich reichen Innenlebens war, kein richtiges Tagebuch und nur wenige selbstbiographische Aufzeichnungen hinterlassen hat. Und zu guter Letzt lehren sie uns begreifen, daß dieser Geist in der, damals allerdings noch oft unterbrochenen Einsamkeit von Wiedensahl Genüge finden konnte. Über Leben und Meinungen, über die holländische Kunst, über Religion und Naturphilosophie, die Parthenogenesis bei den Bienen, über Tierliebe und Grausamkeit, über Liebe und Ehe und hundert andere Dinge werden in aphoristischer Kürze köstliche Bemerkungen gegeben, die immer den gründlichen und klaren Denker verraten und in der Form den Künstler. Die letzten Zeilen stammen aus dem Sommer 1878.

Genau zwanzig Jahre nach dem Umbau des Pfarrwitwenhauses in Wiedensahl wurde Wilhelm Buschs Neffe, Pastor Otto Nöldeke von seiner ersten Pfarrstelle nach Mechtshausen am Harz versetzt. Da das Pfarrhaus für die kleine Familie zu geräumig war, schlug Pastor Nöldeke der Mutter und dem Onkel, die in Wiedensahl immer mehr vereinsamten, die Übersiedelung nach Mechtshausen vor. Busch kam zu Besuch und Mechtshausen gefiel ihm so wohl, daß er im Herbst 1898 dorthin übersiedelte. Es ward ihm wohl zum Segen, denn, nachdem er sich erst einmal an die Lebhaftigkeit eines Haushaltes gewöhnt hatte, in dem kleine Kinder ihr Wesen trieben, erblühte ihm hier ein schöner sonniger Lebensherbst. Zuerst ging die Sache freilich nicht ganz leicht, denn Wilhelm Busch war durch seine selbstgewählte Isolierung in Wiedensahl in bezug auf Ruhe im Hause anspruchsvoll und wohl auch ein wenig wunderlich geworden. Bald aber spürte er, wie der Umgang mit der Jugend verjüngt und die Kinder des Neffen wurden seine ganze Freude. „Es wurde", schreibt Otto Nöldeke, „ein solch inniges Verhältnis, daß zu Besuch kommende Kinder die beiden Alten ohne weiteres als Großvater und Großmutter ansahen und wirklich war's auch für uns bald nichts anderes mehr." Das Studium der Kinderseele war seliges Neuland für den Alternden. Er schrieb darüber einmal an seinen Freund Bachmann: „Auch ich habe hier Gelegenheit, kleine Menschen zu beobachten; besonders unser Kleinstes macht mir täglich Vergnügen. Mit immer neuem Erstaunen seh' ich zu, wie so ein Würmchen in der Geschwindigkeit vieles begreift, wie es versteht, was man sagt, wie es verständig zu essen und zu trinken lernt, wie es läuft und herumhantiert, wie es die Dinge seiner Umgebung bei Namen nennt. Vielleicht in keiner späteren Zeit seines Lebens macht es solch auffällige Fortschritte." Nach und nach lernte „Großvater Busch" sogar geduldig ertragen, was ihm zuerst unerträglicher Greuel gewesen war, daß die Kleinen im Garten herumtollten, Blumen abrissen und die Beete in Unordnung brachten. Den Seinigen wurde er in diesem Zusammenleben in gewissem Sinne noch mehr, als er ihnen bisher gewesen war und seine reife Lebensweisheit half ihnen über Stunden der Sorge liebreich hinweg. Der Pflege des Gartens widmete er sich jetzt mit besonderer Hingabe, Rosen und Obstbäume wurden sorgsam gepflegt, alles Kleinleben in der Natur aufmerksam beobachtet und gedeutet. Er las viel, namentlich auch Zeitschriften verschiedener Art und es wird manchen verwundern, daß ein Mann, der bedingungslos national dachte, auch den sozialdemokratischen „Vorwärts" täglich zu lesen pflegte. Freilich weniger wegen seiner politischen Leitartikel, als wegen der kleinen Chronik, die ihm Tatsachen erzählte vom Schicksal des Volkes. An der Politik nahm er regen Anteil als ein liberaler Mann; mit Sorge sah er die allenthalben zunehmende Reaktion. Er meinte: „Das müßte erst

noch viel ärger kommen, ehe die freieren und wirklich liberalen Geister sich zusammentäten und sich zu Taten aufrafften."

Viel Besuch kam auch nach Mechtshausen nicht. Busch wollte nicht in dem ihm liebgewordenen Lebensgang gestört, nicht bewundert und nicht interviewt werden. Das letztere scheint er ganz besonders gefürchtet zu haben. Gewaltigen Zorn hegte er gegen einen Besucher, der flüchtige Gespräche mit Wilhelm Busch zu wichtigen Beziehungen aufbauschen und dies geschäftlich ausnützen wollte. „Hätten wir doch solch eine Zecke gleich ablaufen lassen!" meinte er. In den ersten Jahren hatte er übrigens seinen Aufenthalt in Mechtshausen so sorgsam geheim gehalten, daß die Leute ihn noch in Wiedensahl vermuteten. Noch bei seinem 75. Geburtstage konnte man in vielen Festartikeln vom Einsiedler von Wiedensahl lesen. Und er datierte zunächst seine Briefe auch nicht von Mechtshausen aus. Als er im Jahre 1902 seinen siebzigsten Geburtstag feierte, war die Teilnahme in ganz Deutschland groß und das stille Pfarrhaus wurde mit Briefen und Telegrammen überschwemmt. Zwei Äußerungen, die er selbst an jenem Tage tat, mögen hier Platz finden. Die Münchner „Jugend" hatte ihm eine Festnummer gewidmet und um einen Beitrag gebeten. Er sandte ihr ein Gedichtchen, das so schön ist, als es wehmütig stimmt:

Wie andere, ohne viel zu fragen,
Ob man hier oben mich gebraucht,
So bin auch ich zu Lust und Plagen
Im Strom der Dinge aufgetaucht.
Geduld! Nach wenigen Minuten
Versink ich wieder in den Fluten.

Gratulanten und Deputationen fanden ihn an seinem siebzigsten Geburtstage nicht zu Hause. Er war nach Ebergötzen und Hattorf gereist. Seinen Dank an die Leute, die ihn gefeiert hatten, sandte er an eine Berliner Zeitung zum Abdruck:

Mein Dank.

Für die vielen Zeichen der Teilnahme bei Gelegenheit meines siebzigsten Geburtstages spreche ich meinen verbindlichsten Dank aus — nicht ohne Verlegenheit; denn, wenn ich zurück denke an das, was ich war, so kommt es mir fast vor, als ob ich es gar nicht gewesen wäre.

Die Art, wie ich über die Peinlichkeiten der Welt ein wenig zu triumphieren versuchte, ist nicht durchweg gebilligt worden. Von Leuten, die den prüfenden Tugendblick lieber nach außen als innen richten, bin ich strengstens verurteilt. Man hat mich sogar, freilich ohne daß ich bis jetzt was davon merke, zur Verbüßung meiner zahlreichen Fehler ins Kloster geschickt. Manche dagegen wollen behaupten, ich sei zu schwach, um die bösen Geschichten allein zu machen. Solche aber, denen ich längst zu lange lebe, haben mich stoßweise seit fünfundzwanzig Jahren bereits tot gesagt.

Wer mit seinen Kunstkindern bei Sonnenschein im Freien spazieren geht, muß eben erwarten, daß ihm allerlei neckisches Zeug um die Ohren schwirrt. —

„Fortuna lächelt, doch sie mag,
Nur ungern voll beglücken;
Schenkt sie uns einen Sommertag,
So schenkt sie uns auch Mücken.

Was tut's? Mir wenigstens hat die Verfertigung meiner Sachen nicht bloß an sich schon Vergnügen bereitet, sondern ich fand mehr als genug Beifall obendrein."

Der Lebensepilog eines Überwinders, selbstsicher und bescheiden in einem Atem! — Eine der originellsten Ehrungen übrigens, die Busch damals zu teil wurden, haben ihm die Deutschen Österreichs ausgedacht und der lustige Streich mag seinem humorgesegneten Geiste wirklich Spaß gemacht haben. In Österreich ist bekanntlich der Heilige Antonius von Wilhelm Busch verboten. Nun brachte die Partei der Alldeutschen im Reichsrat zu Wien über dieses Verbot eine Interpellation ein und sie lasen dabei das ganze Werk vor. An sich schon ein parlamentarisches Kuriosum. Nun kann aber die Verbreitung des stenographischen Protokolls einer Reichsratssitzung natürlich nicht verboten werden und seitdem versieht der Verlag von Schauenburg in Lahr die für Österreich bestimmten Exemplare einfach mit dem Vermerk, daß sie wieder abgedruckt sind aus dem betreffenden Sitzungsbericht vom 16. April 1902. Damit ist das Verbot des Heiligen Antonius unwirksam gemacht!

Auch an seinem 75. Geburtstage ist Wilhelm Busch den Gratulanten aus dem Wege gegangen und verbrachte die Zeit in vergnügter Heimlichkeit zu Münster in Westfalen. Als er wieder heimgekehrt war, schrieb er an über hundert Kinder, die ihm gratuliert hatten, Ansichtskarten, die sein Bildnis trugen. Er war wieder milder geworden und hatte die Kinder liebgewonnen. Der Allgemeinheit dankte er abermals in einem Gedicht, das von ähnlicher Resignation durchklungen ist, wie jenes in der „Jugend". Es schließt:

„Nun kommt die Nacht, Ich bin bereits am Ziele.
Ganz nahe hör ich schon die Lethe fließen.
Und sieh! Am Ufer stehen ihrer Viele,
Mich, der ich scheide, freundlich zu begrüßen.
Nicht allen kann ich sagen: Das tut gut!
Der Fährmann ruft. Ich schwenke nur den Hut."

In den Mechtshauser Jahren hat Wilhelm Busch gar nicht mehr gezeichnet oder gemalt. Damit hatte er abgeschlossen und überdies sah er nicht mehr so scharf, als er's für seine Art, zu zeichnen, brauchte. Plakate, sagte er, möchte er nicht zeichnen. Gedichte schrieb er noch bis in seine letzte Lebenszeit. 1904 gab er noch den Gedichtband „Zu guter Letzt" heraus und sammelte dann auch eine große Zahl charakteristischer und mit Versen versehener Zeichnungen, die unter dem Titel „Hernach" nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten. Siebzig Gedichte, eine Auswahl der besten aus den letzten Jahren von Buschs Leben, fand man nach seinem Hinscheiden druckfertig reingeschrieben vor und sie wurden, nach dem Titel des Eingangsgedichtes „Schein und Sein" benannt und 1909 herausgebracht.

In seinen letzten Jahren hat sich der Dichter mit dem Gedanken an den Tod immer mehr vertraut gemacht und auch in Briefen vielfach darauf angespielt, daß er „auf der Grenze von hier und dort" stehe. Er war aber noch munter und guter Dinge, machte seine alljährlichen Reisen und wollte auch noch Neujahr 1908 nach Hannover, um, wie immer, seine finanziellen Angelegenheiten selbst zu regeln. Am Abend vor der geplanten Abreise fühlte er sich unwohl, ohne jedoch die Sache ernst zu nehmen. Aber die Schwäche nahm zu und am Morgen des 9. Januar schlief er ohne Kampf und Todesangst sanft hinüber.

Die Beerdigung konnte nicht in so stiller Form vor sich gehen, wie er es gewünscht hatte. Zuschauer und Teilnehmende kamen von allen Seiten. Der Regierungspräsident von Hildesheim legte im Namen des Kaisers einen Kranz am Sarge nieder. Ein Kissen mit den Orden des Verstorbenen brauchte man nicht hinter der Bahre herzutragen — Wilhelm Busch besaß keine einzige solche Auszeichnung. Der bayrische Maximiliansorden war ihm einmal in seinen späteren Jahren zugedacht worden, die Reaktion hatte das aber hintertrieben und ihm war das sehr angenehm gewesen, denn er war ein aufrechter Mann und haßte das Titel- und Ordenswesen. Hatte er doch schon in der „Kritik des Herzens" über einen Exlibertiner gespottet, der schließlich doch dazu kommt, zu finden, „daß so ein kleines Endchen Ehr' im Knopfloch gar nicht übel wär'!"

Auf dem Friedhofe von Mechtshausen liegt sein Grab unter einer schönen Fichte. In den Grabstein ist ein Lorbeerkranz eingemeißelt, immergrüne Sträucher umgeben ihn. Und der Blick schweift von dort weit hinaus über die Höhen des Harzgebirgs.

* * *

Wilhelm Busch ist nicht nur als künstlerischer Schöpfer, sondern in allen Fragen der Weltanschauung eigene Wege gegangen. Er hat sich in Fragen des Glaubens, der Philosophie, der Ästhetik und der Lebenskultur und nicht minder in seinem Verhältnis zum Mitmenschen zu einer Selbständigkeit der Ansichten entwickelt, die sich kaum auf irgendeinem Gebiete ganz mit einem gangbaren Schema deckt und ebensowenig mit etlichen Schlagworten zu bezeichnen ist. Seine Lebensphilosophie war kein System für alle, sondern nur eins für Wilhelm Busch. In sich harmonisch — für den Außenstehenden nicht frei von Widersprüchen. Sie ist die Lebensphilosophie eines Künstlers. Mächte des Gefühls springen, soviel dieser seltene Geist auch nachgedacht hat, zur rechten Zeit für die Logik ein. So ist ihm auf dem Gebiete des Glaubens, der Religion, oft schwer zu folgen. Er zeigt in seinen Schriften und Gesprächen die größte Freiheit und Unabhängigkeit des Geistes — immer wieder aber bricht eine starke gefühlsmäßige Religiosität, oder besser ein Bedürfnis nach Religiosität durch. Er hat alles Formelwesen in der Religion überwunden — ihre Form aber wahrt er sich und will sie den andern, dem Volke gewahrt wissen. Nicht umsonst ist Busch in evangelischen Pfarrhäusern groß geworden, hat er vielmals, ja meistens in ihrem Milieu gelebt. Ihm gilt der Wahlspruch: „Glaubenssachen sind Liebessachen; die kann man keinem einreden und keinem ausreden". Die ethische Bedeutung des Christentums steht ihm so hoch, daß daneben alles, was nach Dogma aussieht, unbeträchtlich wird. Er schöpft einen großen Reichtum an Lebenswahrheiten aus der Bibel, aber sie ist ihm eben ein Buch der Weisheit, nicht eins der Offenbarung. So sagt er einmal: „Ob die Jugendgeschichte Jesu nun historisch oder Legende ist, bleibt sich ganz gleich. Sie ist gar nicht auszurotten und in dem Sinne so wahr, wie sie dasteht in der Geschichte des Christentums." Die Bekenntnisse des Augustinus haben ihn nicht nur gefesselt, sondern auch seine ganze Anschauungsweise stark beeinflußt. Von allen Beweisen für das Dasein Gottes, welche die Theologen haben, gilt ihm

nur einer, der des Paulus, der Beweis des Geistes und der Kraft. In Buschs Prosaschriften klingen hohe Gedanken aus des Paulus erstem Korintherbriefe wieder in wundervollen Variationen, spiegeln sich die Bilder aus der Bergpredigt und der Offenbarung Johannis. Aber von der Offenbarungstheorie, von allen Bestrebungen, die Schönheiten des Urchristentums zu dogmatisieren und zu einem Mittel der Geistesknechtung zu machen, will er nichts wissen. Er sagte einmal zu Hermann Nöldeke, seinem Neffen, der über Buschs Lebensanschauung so viele kostbare Aufschlüsse gibt: „Die Inspirationstheorie ist sehr bequem; nicht naiv, wie es scheint, sondern gerade Rationalismus; sie ist etwas für Faullärze, die nicht nachdenken mögen, sondern eine feste Unterlage für ihre Faulheit haben wollen und sie um jeden Preis verteidigen; was für Starrköpfe, die dann aber auch Flachköpfe sind! Ebenso ist's mit den Dogmen." — Da spürt man wieder den scharfen Kritiker des Herzens, der klar erkennt, wie menschliche Schwäche die edelsten Grundstoffe des Christentums „chemisch verändert". Mancher Freidenkende, der Busch nicht näher kennt, wird sich darüber wundern, daß er bei so freimütiger und selbständiger Kritik der „Form" des Christentums überhaupt bedurfte — aber es war auch nicht das Christentum des Alltagsmenschen! Es war eben eins, das ihm „Liebessache" war, und was er von der Form bewahrte, war ihm lieb geworden, so zu sagen durch den täglichen Gebrauch eines langen Lebens. „Wer in Glaubenssachen den Verstand befragt, kriegt unchristliche Antworten." Ein andermal: „Der Glaube soll ruhig auf seiner Burg bleiben. Da ist er sicher und geborgen und niemand kann ihm was anhaben. Steigt er aber herunter in die Niederungen und meint, sein Recht erst beweisen und verteidigen zu müssen mit verstandesmäßigen Gründen, dann muß er sich auch den Gesetzen des Landes fügen. Und da ist er auf dem Holzwege. Da geht's ihm schlecht." Wie frei seine Art von Christentum und Gläubigkeit von allem Buchstabenkram war, das illustriert nichts schöner als der Satz: „Worte sind Bilder, und ganz besonders da, wo es sich um transzendente Dinge handelt: Gott Vater, Sohn Gottes, Gottes Kinder, Himmel, Ewiges Leben usw. Es ist, wie Paulus sagt, wir sehen das alles in einem Spiegel dunkler Worte, oder Goethe: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis." Wir können ja nicht anders, wir müssen darüber reden, sollten das aber nie vergessen. Wollen wir's gar definieren und in Begriffe fassen, so sehen wir bald, daß das überhaupt nicht geht oder nur in Negationen. Ewig, allmächtig, selig, heilig, frei, unsterblich — es ist alles eine Verneinung der Wirklichkeit."

Der Klerikalismus irgendwelcher Form, der Buchstabenchrist irgendwelcher Konfession wird das alles sehr unchristlich finden, und der Rationalist hinwiederum dem Gefühl auf dem ureigensten Felde der Erkenntnis keine so hohen Rechte zugestehen. Aber im Grunde: Ungefähr sagt das der — Goethe auch, nur mit ein bißchen anderen Worten:

„Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsglut."

Die Weltanschauung Wilhelm Buschs deckt sich also nicht mit dem Buchstaben einer Konfession, mit den Lehren einer Kirche. Mit dem orthodoxen Protestantismus nicht viel besser, wie mit dem römischen Katholizismus. Er hatte die „Katechismuswahrheiten" und dogmatischen Lehren früh schon abgelehnt und war ihnen auch später nicht wieder näher gekommen, als er die religiöse Form für seine Anschauung wieder schätzen lernte. Hierzu war er auf dem Umwege über das Studium philosophischer Systeme gelangt — kirchenfromm war er dabei freilich nicht geworden und die Mehrzahl der Kirchenfrommen würde seine Weltanschauung wohl nicht religiös nennen. Sie bedeutet ja auch in bezug auf die Erkenntnis der letzten Dinge Resignation — Ignoramus — ignorabimus! Er sagt von den Philosophen, die ihn einst bewegten: „Ihre Schlüssel passen ja zu vielen Türen in dem verwunschenen Schlosse dieser Welt, aber kein „hiesiger" Schlüssel, so scheint's, und wär's der Asketenschlüssel, paßt jemals zur Ausgangstür." So lehnt er die Möglichkeit einer endgültigen Erkenntnis überhaupt ab, wenigstens die Möglichkeit eine solche in Worte zu fassen — „Worte sind Bilder". Die Gewißheit eines Fortlebens, ja eines persönlichen Lebens nach dem Tode stand für ihn fest, wenn er selbstverständlich auch nicht an eine Auferstehung des Fleisches im jüdischen und mittelalterlich-kirchlichen Sinne glaubte. Jenes Leben war ihm, wie H. Nöldeke auseinandersetzt, ein Leben geistiger Art, als solches aber nicht erst ein zukünftiger, sondern ein gegenwärtiger Besitz. Kurz vor seinem Tode, „an der Grenze von dort und hier", sagte er: „Mir ist, als wäre beides eins." An die Unsterblichkeit der Seele glaubte er fest, und der Tod hatte für ihn keine Schrecken mehr. Eine unbestimmte Vorstellung von Seelenwanderung lehnte

er nicht ab, ja vielleicht hat er sogar bestimmtere Vorstellungen darüber gehabt und sie nur nicht formuliert. Daß die Seelen so vieler Menschen bei ihrem Tode noch nicht geläutert sind, gab ihm zu denken, der bis zuletzt an der eigenen Läuterung arbeitete. Er sah unbegrenzte Möglichkeiten eines Weiterlebens, ewigen Lebens auf dieser Erde, oder einem der zahllosen anderen Sterne im Weltenraum. Was aus dem toten Leibe wurde, das war ihm gleich: „Das ist man ja gar nicht mehr!"

In der Einleitung zum „Schmetterling" hat er der seltsam resignierten Zuversicht, mit der er die Dinge ansah, wundersam Ausdruck gegeben: „Kinder in ihrer Einfalt fragen immer und immer: Warum? Der Verständige tut das nicht mehr; denn jedes Warum, das weiß er längst, ist nur der Zipfel eines Fadens, der in den dicken Knäuel der Unendlichkeit ausläuft, mit dem keiner recht fertig wird, er mag wickeln und haspeln, so viel er nur will."

Das mag freilich für viele keine sehr positive Weltanschauung sein, und es sei zugegeben, daß ein anderer nichts Rechtes mit ihr anfangen könnte. Aber für andere hat er sie auch im Grunde nicht gezimmert, und ihm mag sie doch wohl gegeben haben, was er haben mußte. Was er zu seinem religiösen Bedürfnis brauchte, zum Trost in Lebensnöten und als Grundlage für sein feinnerviges, in allem so ungewöhnlich reines sittliches Gefühl. Er hatte in moralischen Dingen die Religion, die Goethe meint, wenn er sagt: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat Religion". Der Abscheu gegen das sittlich Häßliche und Gemeine bedingte ihm allein schon eine moralische Lebensführung, eine wahrhaft vornehme und „adelige" Gesinnung. Dann war Kants kategorischer Imperativ der Pflichterfüllung für ihn ein menschliches, unumgängliches Postulat, und in allen Fragen, an die es rührte, war er von strengster Selbstzucht und Selbstkritik und suchte das zu überwinden, was etwa in ihm jenen Forderungen entgegenstrebte. So kam er auch zu einer großherzigen Beurteilung der anderen — im Leben. In seinen Büchern, in seiner Tätigkeit als Satiriker hat er Zustände und Typen, Gesinnungen und Meinungen gegeißelt, aber keinem einzelnen weh getan, und mochte es auch nicht leiden, wenn andere das taten. Er, der sich selbst nichts nachsah, fand, daß die Bösen doch immer Mitleid und nicht Verdammnis verdienten. Er konnte es einem Gott der Liebe nicht zutrauen, daß er seine Geschöpfe für ihre Schwäche mit ewigen Höllengluten bestrafe, wie dies das dogmatische Christentum aus den Vorstellungen des alttestamentarischen Fanatismus übernommen hat, und ihm gefiel besser der Gedanke einer „Wiederbringung aller Dinge", einer Aufwärtsentwicklung der Menschheit, bis schließlich alle das Ziel des Guten erreicht haben, und verflocht mit dieser Idee wohl auch seine Gedanken über Seelenwanderung.

Verhaßt war ihm alle Heuchelei, religiöse und andere, alle zur Schau getragene Frömmigkeit, hinter der sich dann doch wieder Feigheit und Gemeinheit verbarg. Seine Religiosität, die Liebessache war, war als solche auch zu keusch, um sich der Welt zu zeigen. Wer ihm nicht nahe stand, bekam sie gewiß nicht zu sehen. Jede, im besonderen Sinne kirchliche, Beeinflussung lehnte er ab. Vor dem Jahre 1880 hatte er die Kirche nicht besucht, von da ab hin und wieder, mehr wohl, weil er, der im Pfarrhaus lebte, im Dorfe nicht durch sein Fernbleiben auffallen wollte. Ein starkes Bedürfnis dazu fühlte er nicht, seine Art von Religiosität konnte ihn auch ohne jeden kirchlichen Apparat befriedigen, und in der Kirche gab es vieles, was ihn störte, Mängel des Gesanges oder Orgelspiels zum Beispiel. Doch trat er für die Notwendigkeit kirchlicher Organisationen, zum Beispiel des Gottesdienstes in der Kirche, ein. Seine Ansicht hierüber ist bezeichnend: das sei nötig für alle, die bei ihrer Arbeit „im Dreck und Mist wühlen müßten, Bauern und Tagelöhner, Handwerker und Fabrikarbeiter, überhaupt alle, deren Leben in Handel und Industrie so stark in Anspruch genommen sei, daß sie leicht zu „Dreckseelen" würden, wogegen Tingeltangel und Stammtische nicht schützen; in der Kirche würden sie doch auf Augenblicke einmal aus all dem Staub und Schmutz herausgehoben und kämen wenigstens in Berührung mit einer höheren Welt, auch dann, wenn die Predigt nicht auf der Höhe sei, durch das vorgelesene Bibelwort und das gesungene Lied." Man sieht, wie Busch auch in diesen Fragen durch das Gefühl, durch eine Art von ethischem Schönheitskultus geleitet wurde.

Zu seinem Neuchristentum ist er erst nach dem Jahre 1880 gelangt, als er durch seine studierenden Neffen mit der wirklich modernen Theologie bekannt wurde, die frei war von den verjährten Absonderlichkeiten, die ihn bisher ferngehalten hatten. Er las viel auf diesem Gebiete und vor allem hat er sich, selbstständig und kritisch, in die Schriften des Neuen Testamentes vertieft. Im Alten Testamente stieß ihn vieles ab, vor allem der nationale Dünkel des „auserwählten Volkes", manche Barbarei und Härte und unduldsame Leidenschaft. Vor dieser Umkehr zu freichristlichen

Anschauungen hatten ihn, wie schon erzählt, die Philosophen stark beschäftigt. Vor dem Jahre 1848 schon war ihm Kants Kritik der reinen Vernunft in die Hände gefallen und hatte, wie er sich ausdrückte, in ihm die Neigung erweckt, „in der Gehirnkammer Mäuse zu fangen, wo es gar zu viel Schlupflöcher gibt". Von Kant ließ er sich im Denken schulen. Spätere deutsche Philosophen, von Schopenhauer abgesehen, schätzte er wenig, mehr die Engländer Locke und Berkeleys Versuch über die Prinzipien der menschlichen Erkenntnis. In den Sechziger und Siebziger Jahren vertiefte er sich, wie mitgeteilt ist, mit Leidenschaft in Schopenhauer und Darwin, und der Satz Schopenhauers, „daß die Welt nicht nur meine Vorstellung, sondern auch mein Wille ist, daß sie von all' den einzelnen Willen zum Leben gebildet ist und gebildet wird", wurde ihm zu wertvollem und dauerndem Besitz. Für ihn war aus diesen Erwägungen heraus jeder Einzelne mit schuldig und mit haftbar an der Masse des Bösen in der Welt und es berührten sich die pessimistischen Gedanken Schopenhauers für ihn anscheinend mit der christlichen Idee der Erbsünde. „Gibt es eine Erbstrafe, so gibt es doch auch wohl Erbsünde". Zu seinem Neffen sagte er einmal: „Der Schopenhauer wohnt Wand an Wand mit dem Christentum. Nur daß die Wand keine Tür hat". Und er brauchte eine Türe von dem lebensverneinenden Pessimismus zu einer lebensbejahenden Auffassung der Welt. Ihm brachte sie freilich doch wohl keinen fröhlichen Triumph über das Leben, sondern mehr ein entsagendes „Trotz alledem!" So kam er zu dem Glauben aus Liebe, der im letzten Grunde nicht mehr nach dem Warum? frägt. Kam verhältnismäßig früh dazu. Schon 1881 schrieb er in einem Briefe: „Meine alte Philosophie langt nicht mehr; ich sehe mich nach einer neuen um."

Auf Darwin und Schopenhauer vermochte er diese neue Philosophie nicht zu gründen, sein ganzes Fühlen war mit tausend Wurzeln in christlichen Ideen verankert und verwachsen und ließ eine materialistische Anschauung der Dinge nicht zu. So äußerte er sich scharf ablehnend gegen Haeckel — nicht gegen den Gelehrten, aber gegen den philosophischen Schriftsteller, selbst gegen den alten Brehm und tat die ganze Erörterung der Welträtsel von monistischem Standpunkte recht radikal ab, aus dem Gefühl heraus und vielleicht nicht immer gerecht. Wenn er von Darwin sagte, daß ihm dessen riesiges Einzelwissen imponiere, daß er aber ein „ziemlich langweiliger Kerl" sei, so hatte er doch wohl vergessen, daß Darwin ein Naturforscher sein wollte, kein philosophischer Weltbeglücker und daß er sein enormes Material zur Entwicklungslehre nicht aufgehäuft hatte, um kurzweilig zu sein, sondern um zu beweisen. Die letzten materialistischen Schlüsse zog Darwin ja gar nicht aus seinen Lehren und ich vermute, daß dieser, in gewissem Sinne fromme Mann, in seiner Stellung zum Göttlichen recht viele Berührungspunkte mit Busch gehabt hätte, da, wo „Gefühl alles ist." Auch in manchen sehr angriffslustigen und summarischen Bemerkungen über Haeckel zeigt sich Busch im Eifer um seine „Liebessachen" nicht immer sehr tolerant und vergißt ein wenig, daß es sich um gleiche Liebessachen auch bei den anderen handelt, und daß er namentlich jenen großen Gelehrten und Vorkämpfern ebenfalls deren feurigen Glaubensmut hätte anrechnen müssen. Ein geistreiches Wort findet sich in den polemischen Reden Buschs freilich: „Die Kerle sind mir zu abergläubisch" sagt er einmal und trifft dabei die Orthodoxie der „naturwissenschaftlichen Konfessionen" an ihrer schwächsten Stelle. Inzwischen ist freilich auch diese Weltanschauungsweise von vielen Jugendkrankheiten genesen.

Im übrigen gibt es in religiösen Anschauungsfragen keine absolute Toleranz und wenn Wilhelm Busch in seiner Ablehnung fremder Meinungen da reichliche Schärfe zeigt, beweist das nur den heiligen Ernst seiner eigenen, durch Kämpfe und Nachdenken eroberten Meinung. Man möchte solche Druck- und Schlagschatten im Bilde dieses ganzen Menschen nicht missen.

In alle Tiefen, in alle Zusammenhänge mit seinen Erlebnissen kann man ihm überhaupt nicht folgen, wenn man seine Meinungen von Gott und Welt analysiert. Er ließ sich nicht aushorchen und die Seinigen, die ihn nicht nur als treubesorgten Vater, sondern auch als ihren religiösen Erzieher verehrten, hüteten sich, ihn über gewisse intimste Dinge des Glaubens zu fragen, wo er nicht selbst reden wollte. Sie konnten oft nur Schlüsse ziehen. In seinen eigenen Schriften gibt er vielleicht über das meiste Auskunft, aber fast immer sind seine Antworten, wie die „Dinge allhier so verpackt, daß man sie nicht wie Nüsse knackt."

Auch wer seine feine, buntschillernde Symbolik in diesen Schriften zu lesen versteht, wird da auf so manche Grundfragen vergeblich einen bestimmten Bescheid suchen. Am letzten Ende geht Wilhelm Buschs Philosophie ja immer auf einen Verzicht in diesen Fragen hinaus. „Der philosophische Ballon steigt nicht über die irdische Atmosphäre", heißt's in den „Sprickern"

und ebenda: „Auch das kleinste Ding hat seine Wurzel in der Unendlichkeit, ist also nicht völlig zu ergründen."

Wie sehr dieser Mann nicht nur an seiner Welterkenntnis, sondern auch an seiner seelischen Entwicklung zum Guten gearbeitet hat, läßt sich schön, rührend schön, an seinem Verhältnis zum Tiere verfolgen, an Dingen, von welchen schon kurz die Rede war. Er hat sich, wie man zu sagen pflegt, sein Leben lang den Kopf darüber zerbrochen, daß wir den Kannibalismus der Fleischnahrung nicht entbehren können und Tiere zu diesem Zwecke töten. Hat er sich auch nicht zu vegetarischer Lebensweise entschlossen, immer wieder machte er sich doch Gewissensbisse über die menschliche Grausamkeit der Mitkreatur gegenüber und lieh ihr Ausdruck in Versen und Prosa. Die Sache ist so bezeichnend, so lehrreich für das Verständnis des Denkers, des Menschen, des Lyrikers und des Humoristen Busch, daß jene Stellen hier wohl Platz finden mögen. Der Zwiespalt zwischen Gut und Böse in der menschlichen Natur wird für ihn gerade in diesem Punkte immer wieder peinlich klar und er sieht die Sache oft recht pessimistisch an. Am 6. Nov. 1875 schreibt er an Frau Anderson:

„Die Voraussetzung: Der unverdorbene Mensch hat von Natur bei allen Leiden seiner Mitgeschöpfe ein unangenehmes Gefühl" ist falsch, weil einseitig. Das Leiden, die Marter hat vielmehr etwas schauderhaft Anziehendes, es bewirkt Grauen und Ergötzen zugleich. Haben Sie jemals den Ausdruck von Kindern bemerkt, wenn sie dem Schlachten eines Schweines zusehen? — Nein? — Nun so rufen Sie sich das Meduſenhaupt vor die Seele. Tod, Grausamkeit, Wollust — hier sind sie beisammen. — Muß ich Ihnen sagen, wie das kommt? — Der gute und der böse Dämon empfangen uns bei der Geburt, um uns zu begleiten. Der böse Dämon ist meist der stärkere und der gesundere; er ist der heftige Lebensdrang. —... Kurzum, der natürliche, unverdorbene (?) Mensch, also besonders das Kind, muß überwiegend böse sein, sonst ist seines Bleibens nicht in dieser Welt. — Und die Jagdlust? — die Jagdlust ist ein Stück Lebenslust. Sie ist eine Übung der Daseinsbedingungen: List, Scharfblick, Kraft, Gewandtheit, verbunden mit dem Reiz der Grausamkeit. Sie ist folglich natürlich, folglich bös. — Und die Strafe bleibt nicht aus. Jeder Jäger wird mal ein Hase, früher oder später, denn die Ewigkeit ist lang."

Über die Jagd schrieb W. Busch im Herbst 1884 auch an seinen Freund Friedrich August v. Kaulbach, der ja ein großer Jäger vor dem Herrn ist, interessante Worte; sie zeigen, wie sehr er sich — und nicht bloß schroff ablehnend! — mit diesen Fragen beschäftigte:

„Übrigens bin ich nicht so, daß ich den Kopf schüttle über anderer Leute Passionen; hab' genug zu schütteln über meine eigenen. Und was das Bedauern betrifft, so pflegt man den Mitmenschen wegen seiner Laster weniger zu bedauern, als zu beneiden ..... Eine Folge dieser Herzensschlechtigkeit ist natürlich die Freude an den Widerwärtigkeiten, welche demjenigen mitunter zu begegnen pflegen, der auf dem Pfade des Lasters wandelt. Wenn Du mir also einige recht unangenehme Jagdstrapazen, oder gar Enttäuschungen mitteilen könntest und wolltest, so würde mir das sehr erquickend sein."

Wie viel Selbstbeobachtung steckt hinter dem offenen Humor und dem verpackten Ernste dieser Briefstellen! Sie lassen erkennen, wie die mehrfach besprochene Vorliebe des Humoristen Busch für peinliche Erlebnisse seiner „Helden" auch nicht auf zufälligen grotesken Launen beruht, sondern ihre Wurzeln in Erlebnissen und Erkenntnissen hat. Die geistige Überlegenheit des Humoristen Busch zeigt sich immer wieder in der Objektivität, mit der er sich zu den Leiden und Untaten seiner Mitmenschen zu stellen weiß. Sein Gemüt stellt sich in Wahrheit ganz anders dazu, aber er versteht die Kunst, es auszuschalten, wo er es zu künstlerischem Ausdruck nicht brauchen kann. Oft mischt er die lachende Objektivität auch seltsam mit Empfindung. Z. B. in dem Gedichte „Bis auf Weiteres", das sich auf jene Beobachtungen beim Schweineschlachten bezieht; es ist 1909 in dem posthumen Versbüchlein „Schein und Sein" erschienen, aber doch wohl schon lange vorher, gleichzeitig etwa mit dem Briefe an Frau Anderson entstanden. Auch andere Gedichte dieses merkwürdigen Bandes finden Parallelstellen in jenen Briefen. „Bis auf Weiteres" lautet:

Das Messer blitzt, die Schweine schrei'n,
Man muß sie halt benutzen,
Denn jeder denkt: Wozu das Schwein,
Wenn wir es nicht verputzen?

Und jeder schmunzelt, jeder nagt
Nach Art der Kannibalen,
Bis man dereinst Pfui Teufel sagt
Zum Schinken aus Westfalen.

Im gleichen Buche findet sich auch ein Gedicht

„Bös und gut", das sich auf die Barbarei des Tötens bezieht, aber nur eine frühere oder spätere Version eines anderen Gedichtes bedeutet, das 1904 in dem vorletzten Gedichtbändchen Buschs „Zu guter Letzt" erschien:

Schon viel zu lang
Hab' ich der Bosheit mich ergeben.
Ich lasse töten, um zu leben,
Und bös macht bang.

Denn niemals ruht
Die Stimme in des Herzens Tiefe,
Als ob es zärtlich klagend riefe:
Sei wieder gut.

Und frisch vom Baum
Den allerschönsten Apfel brach ich,
Ich biß hinein und seufzend sprach ich,
Wie halb im Traum:

Du erstes Glück,
Du alter Paradiesesfrieden,
Da noch kein Lamm den Wolf gemieden,
O komm zurück!

Auch das Schinkenessen sei „indirektes Schweineschlachten" sagte Wilhelm Busch und träumte, wie jene schönen Verse es aussprechen, von einem goldenen Zeitalter, in dem also diese Grausamkeit verschwände. Er selbst, als einzelner, brach, wie gesagt, nicht mit dem Brauche des Fleischessens — ein Utopist ist er ja in nichts gewesen; er hoffte nur, daß eine kulturell höher entwickelte Zeit einmal mit der Auffassung Schluß machen werde, daß alle Tiere nur für den Menschen geschaffen wären, respektive, daß der Mensch das Recht hätte, als Tier unter Tieren handelnd, im Kampfe ums Dasein seine Mitgeschöpfe zu vernichten. Für sich selber resignierte er auch da, vielleicht ein wenig aus der Überzeugung heraus, daß auch dieser Faden in den Knäuel der Unendlichkeit ausläuft: daß der, der den Fuchs schont, den Hasen töten hilft, daß der Verzicht darauf, das Reh zu jagen, in kürzester Frist dies schöne Tier der Vernichtung preisgäbe und daß, wenn man kein Vieh mehr schlachtete, nicht bloß die Metzger aussterben würden, sondern auch die Rinder.

Daß ein Mann von solchem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der ganzen Schöpfung auch die entsprechende Stellung zur Menschheit, zum Nächsten einnahm, versteht sich von selbst. Er war tolerant und milde mit dessen Schwächen, die er schärfer als ein anderer durchschaute, mit allen Leuten, wenn deren Gesellschaft ihm auch in späteren Jahren nicht mehr allzu notwendig schien. Daß er als Humorist bestimmte Leute nicht angriff, wurde schon ausgeführt: „Zum Gebrauch in der Öffentlichkeit habe ich nur Phantasiehanseln genommen. Man kann sie auch besser herrichten nach Bedarf und sie eher sagen und tun lassen, was man will." Daß er niemanden persönlich kränken wollte, damit hing wohl auch sein Verzicht auf eine politisch-satirische Tätigkeit zusammen, die ohne ein scharfes und sicher oft verletzendes Zugreifen nicht möglich ist. Er hatte ein warmes Herz für die Leiden und Freuden des Volkes; in seinen Geschichten kamen ja auch lauter „Kleine Leute" vor. Er selber war ein Mann aus dem „Deutschen Adel", wie ihn Meister Wilhelm Raabe als eine Aristokratie des Gemüts, des Altruismus und der Ehrenhaftigkeit meint, und lehnte selbstverständlich alle Bevorrechtung einzelner Stände, alles Feudalwesen und alle Streberei schroff ab. Und den dummstolzen Bureaukratenhochmut anderen gegenüber, die keinen Einfluß haben, den Untergebenen vor allem! Busch hatte das stolze Selbstgefühl des fest auf sich selber stehenden Mannes, jenen Stolz, der eigentlich immer der Nährboden echter Bescheidenheit ist, der schamhaft gegen das Lob macht und den alle auffallenden Auszeichnungen verletzen. Gegen dummstolzes Wesen, mangelnde Selbstkritik, alberne Überhebung richten sich die spitzesten Pfeile seiner Dichtungen. Seine Vaterlandsliebe und seine Teilnahme an allem Menschlichen brachten es mit sich, daß er auch von seiner beschaulichen Einsamkeit aus die politischen Vorgänge verfolgte. Aber das häßliche Parteigetriebe in Politik, Kirchenfragen und auf sozialem Gebiete weckte seinen Abscheu. Er sah, wie da mancher Charakter verdorben wurde, und wie im Dienste der Partei manch einer Dinge trieb, die er als Privatmann weit von sich gewiesen hätte, als unanständig und unehrenhaft. Er sah, was die berechtigte Grundlage der Sozialdemokratie ist, so fern er der Partei auch stand und meinte, diese habe das halbe Recht und den ganzen Verstand. Er wollte keinen Chauvinismus, war aber ein deutscher Mann in allem Fühlen und liebte seine engere und weitere Heimat aus ganzem Herzen. Darum ergrimmte ihn die Vorherrschaft des Ultramontanismus, die Ungeheuerlichkeit, daß „ein alter Italiener, der von deutschem Wesen keine Ahnung habe, sich erdreiste, uns in unsere Angelegenheiten reden zu wollen, die ihn nichts angingen." Und wenn die Regierung den römischen Zumutungen allzu schwach und allzu „politisch" nachgab, ergrimmte ihn das ganz besonders. Das Zentrum schien ihm gefährlicher als die

Sozialdemokratie. Nicht umsonst galten jene von seinen Bildergeschichten, die durch eine kecke Angriffslust ausgezeichnet waren, dem Übermut und der Unwahrhaftigkeit des Klerikalismus. Dieser widersprach ja auch schon seinem tiefinnigen religiösen Gefühl; steht er doch im krassesten Gegensatz zum Christentum! Übrigens hatten die orthodoxen Machthaber auf der evangelischen Seite erst recht nicht seine Sympathie, und er meinte, die meisten von ihnen seien auch mehr katholisch als evangelisch.

Mit Bewunderung hat Wilhelm Busch zu Bismarck aufgesehen, den er als Menschen und Staatsmann gleich hochhielt. Aber zu einer Wallfahrt nach Friedrichsruh war er nicht zu bringen, obgleich er durch Lenbach freundliche Einladungen dorthin erhalten hatte und auch in Frankfurt von Bismarck eingeladen worden war. Er sagte von dieser Sache: „Daß ich doch so was nicht getan hätte. Auch nicht die geringste Neigung habe ich dazu gehabt, in das Getus' zu gehen, was sie da um ihn machten. Wer wird sich denn in solchen Zwang begeben." Er, der selbst nicht bewundert und bewallfahrtet werden wollte von Neugierigen, hat eben in diesem Sinne auch den Burgfrieden jenes Gewaltigen respektiert. „Ich weiß, was er getan hat. Dazu brauchte ich ihn nicht zu sehen. Recht mit ihm reden hätte man doch nicht können. Er war ein ganz anderer Mann mit ganz anderen Interessen." Im tiefsten erregt hat ihn Bismarcks Entlassung und der Versuch, den Reichsgründer zum bloßen Handlanger zu stempeln. Der Stumpfheit, mit der die Welt nach diesem Ereignis zur Tagesordnung überging, widmete er einen Absatz in „Eduards Traum", der zu den Juwelen dieses reichen Buches gehört: „Vor wenigen Tagen war der größte Mann seines Volkes vom Bocke gestiegen und hatte die Zügel der Welt aus den Händen gelegt. Nun, hätte man meinen sollen, gäb's ein Gerassel und Kopfüberkopfunter. Doch nein! Jeder schimpfte und schacherte und scharwenzelte weiter und spielte Skat und Klavier oder sein Los bei Kohn und leerte sein Schöppchen, genau wie vorher, und der große Allerweltskarren rollte die Straße entlang, ohne merklich zu knarren, als wäre er mit Talg geschmiert. — Die Welt ist ein Brei. Zieht man den Löffel heraus, und wär's der größte, gleich klappt die Geschichte wieder zusammen, als wenn gar nichts passiert wäre."

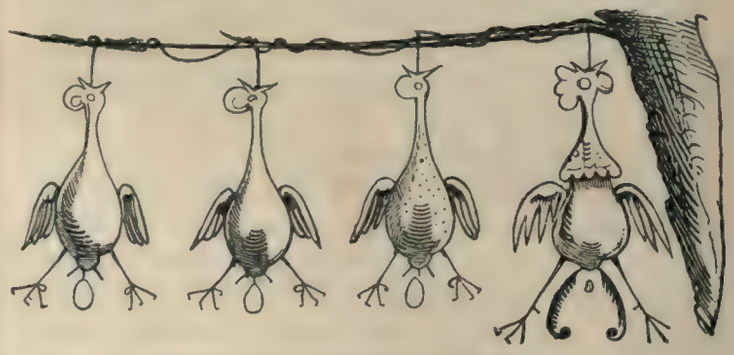
Allem Philistertum war er gram. Dem Bierbankphilister, wie dem Kulturphilister, dem Snob. Seine Lebensbedürfnisse waren auf Echtheit und Gediegenheit gerichtet, der Luxus der Großstadt, der neben dem größten Elend wohnt, war ihm verhaßt. Schlüpfrigkeit und Gemeinheit ebenso und Prüderie erst recht. In den Frauen ehrte er das Geschlecht seiner geliebten Mutter. In seinen Büchern wird der geübteste Schnüffler keine Unanständigkeit finden — wenn er da von erotischen Dingen redet, ist's entweder im Ton der Satire, oder er spricht mit einem frischen, mannhaften Freimut, der so kerngesund ist, daß er reinlich wirken muß. Etwa in dem Gedicht in der Kritik des Herzens, das von der unverhüllten Schönheit des Weibes redet. Edlere und schwungvollere Worte sind über das heikle Thema kaum je in deutschen Versen gesagt worden. Das braust wie ein Sturmwind hin und läßt keine Schwüle aufkommen. — —

Über vieles in der Weltanschauung Buschs geben die Aufzeichnungen seiner Neffen noch Bescheid. Und wo wir ihn anschauen, immer zeigt sich diese Natur ganz, klar, stark und rein. Gewiß nicht frei von menschlichen Eigenheiten und auch nicht frei von einem gesunden Egoismus. Er hatte früh gelernt, alles Störende von sich abzuhalten und forderte, daß man seine besondere Art in Ehren hielt — auch wenn es denen, die um ihn waren, nicht in allem passen, auch wenn diese Art von selbstherrlichem Eigenleben nicht ganz ohne Härte gegen die anderen abgehen mochte. Den Seinigen schenkte er dafür aber auch wieder die reiche Fülle seiner Liebe, und der Mitwelt, von der er sich abschloß, gab er, wie jenen, dafür die Schätze seines Geistes, sein Werk. Es mag nun freilich seltsam scheinen, daß das Lebenswerk dieses ernsthaften, oft allzu ernsthaft scheinenden Denkers — Humor ist. Aber wer ihn näher kennen gelernt hat, weiß: hier blendet kein Schein, hier klafft kein Widerspruch. Das beste an seinem Humor wächst aus dem Ernst seiner Lebensanschauung heraus, wie das Beste aus seinen Schöpfungen aus der Ernsthaftigkeit seiner künstlerischen Arbeit. Sein Humor ist ein Geist, der immer strebend sich bemüht und der nicht verneint, sondern nur die Eitelkeiten des Lebens feststellt. Mit lächelnder Wahrhaftigkeit und weiser Resignation. Humor, der nicht auf solchen Errungenschaften fußt — ist keiner!

Sein Werk.

Das Werk Wilhelm Buschs umfaßt alles in allem fast drei Dutzend Publikationen, wobei die Folge von 50 Bilderbogen nur als eine einzige Nummer gerechnet ist. Es repräsentiert also auch dem Umfange nach ein nicht zu unterschätzendes Stück Lebensarbeit, vom Gehalt so wenig zu reden, wie von der an Vorarbeiten und künstlerische Entwürfe gewendeten Mühe. Dies kostbare Werk setzt sich zusammen aus großen und kleinen Bildergeschichten, d. h. Büchern und Bilderbogen und aus rein poetischen Werken in Vers und Prosa. Ein Bändlein Briefe und die Sammlung „Ut ôler Welt", die Schätze niederdeutschen Volkstums umfaßt, kommt dazu.

Von den Bildergeschichten war das Buch „Max und Moritz" jenes Werk, das, wie ausgeführt wurde, die größte, ja eine ungeheure Verbreitung gewann und im Jahre 1865 den Namen des damals 33jährigen Wilhelm Busch der ganzen Welt bekannt machte. Wer die „furchtbar brave" Tendenz und gerne fingerdick aufs Brot gestrichene Moral der damaligen Kinderbücher kennt, begreift schließlich, daß die Herren Pädagogen ein wenig erschrocken waren und ihre Schwierigkeiten machten. Die Helden der Geschichte waren ein paar Prachtexemplare der Gattung Lausbub und die Strafe für ihre Banditenstreiche, die sie am Schlusse trifft, ist so grotesk trotz aller Erschröcklichkeit, daß sie doch wieder nicht als „Moral aus der Geschichte" wirkt, sondern erst recht wieder als Ulk. Da war der Struwelpeter (1847 erschienen) denn doch moralischer und zeigte die bösen Folgen jeder einzelnen schlechten Gewohnheit mit weniger Ironie und drastischerer Folgerichtigkeit. Fanden die Pädagogen. Aber die sieghafte Lustigkeit von Buschs Werk überwand jene philiströsen Bedenken, und seine Helden sind in die Vorstellungswelt der deutschen Jugend als unveräußerlicher Besitz übergegangen; sie haben ihre Wesenheit darin so gut wie Rotkäppchen und Schneewittchen. Sie existieren außerdem jetzt als Puppen und Gipsbüsten, als Pfefferkuchen und werden in Fruchteis geliefert; sie sind in Musik gesetzt und auf die Szene gebracht worden — sie sind unsterblich. Sieben Streiche haben sie auf dem Gewissen. Der erste gilt den Hühnern der guten Witwe Bolte — drei Hennen und ein Hahn sind es, die Max und Moritz mit einem Fadenkreuz fangen, an dessen Enden Brotbrocken als Köder befestigt sind. Schließlich baumelt die Hühnerfamilie am Aste eines Apfelbaumes.



Jedes legt noch schnell ein Ei —
Und dann kommt der Tod herbei.

Abb. 14. Aus „Max und Moritz".

„Dieses war der erste Streich — Doch der zweite folgt sogleich." Frau Bolte brät die gemordeten Hühner — Max und Moritz angeln sie durch den Schornstein (Abb. 15) vom Herde und verzehren sie — der unschuldige Spitz kriegt dafür die Prügel. Dann sägen sie dem Schneidermeister Böck den Steg vor seinem Hause durch, beleidigen ihn durch höhnisches „Meck-meck!"

Schnuppdiwupp! da wird nach oben
Schon ein Huhn heraufgehoben.

Abb. 15. Aus „Max und Moritz".

und wie er ihnen nacheilt, stürzt er in den Bach. Hätte ihn nicht ein Gänsepaar gerettet, er hätte elendiglich ersaufen müssen. Aber was macht das den frivolen Burschen. Gleich folgt der vierte Streich: sie schütten dem braven Lehrer Lämpel Schießpulver in die Tabakspfeife; wie er nach besorgten Amtsgeschäften rauchen will, gibt es eine grausame Explosion und der Lehrer der Jugend wird arg verbrannt. Die fünfte Niedertracht der bösen Buben ist, daß sie ihrem Onkel Maikäfer ins Bett praktizieren (Abb. 16), was ihm seine Nachtruhe kostet, beim sechsten Streich brechen die Kanaillen beim Bäcker ein, um Bretzeln zu stehlen, dabei fallen sie in den Kuchenteig, werden vom Bäcker erwischt und als Brote gebacken,

„Bau!" schreit er — „Was ist das hier?"
Und erfaßt das Ungetier.

Abb. 16. Aus „Max und Moritz".

fressen sich aber glücklich wieder durch die Kruste durch, um noch ihren letzten Streich verüben zu können. Sie schneiden den Bauern Löcher in die Kornsäcke, werden erwischt, in einen Sack geschaufelt, darin zum Müller getragen und in den Mühltrichter geworfen:

Hier kann man sie noch erblicken
Fein geschroten und in Stücken.

Doch sogleich verzehret sie
Meister Müllers Federvieh.

Abb. 17. Aus „Max und Moritz".

„Bosheit ist kein Lebenszweck": ist die wenig sentimental vorgetragene Nutzanwendung aus der Geschichte.

In „Schnurrdiburr oder Die Bienen", erschienen 1869, sind köstliche naturgeschichtliche Beobachtungen aus dem Bienenleben mit lustigen Bilderbogenmotiven zusammengeschmiedet. Wir sehen im ersten Kapitel die fleißigen Arbeitsbienen in ihrer Tätigkeit als Soldaten und Baumeister, als Kinderpflegerinnen und Zofen der Königin, als Liebesboten der Blumen und Sammlerinnen von Vorräten und

erfahren, was andererseits die Drohnen für ein faules Bummelleben führen. Im zweiten Kapitel erwacht die Wanderlust im Bienenstaate und der Hochzeitsflug

Abb. 18. Aus „Schnurrdiburr oder Die Bienen".

— eine der Meisterzeichnungen Wilhelm Buschs! — beginnt! (Abb. 18.) Im vierten Kapitel holt Hans Dralle den Schwarm von einem Ast, der Schwarm entkommt wieder und richtet allerlei Unheil an. Der Knabe Eugen, der Honiglecker, der inzwischen zu Dralles Körben gekommen ist, um zu plündern, erfährt schweres Mißgeschick, das ihn aber nicht hindert, im nächsten Kapitel noch einmal — und dieses Mal mit Erfolg aufs Honigstehlen auszuziehen. Schließlich führen Honigangelegenheiten und ein honigraubender Bär auch noch ein Liebespaar zusammen. Dessen Schicksal und die Streiche des Honigleckers Eugen, eines rechten Vetters von Max und Moritz, sind schließlich nur der Rahmen für jene liebenswürdigen Schilderungen aus dem Bienenleben; sogar die verschiedenen Bienengäste aus der Insektenwelt werden im Endkapitel noch vorgeführt — Naturgeschichte im lustigen Bilderpossenstil! (Abb. 19.) Vielleicht nimmt einmal ein anderer diesen glücklichen und hübschen Gedanken wieder auf — es kann sein, daß unsere Zeit mehr dafür übrig hat, als die Leserwelt um 1869. Der Betreffende muß allerdings Poet, Künstler und Kenner zugleich sein!

Schau! Holzbock, der Lange,
Ist eifrig im Gange
Mit Bienenlieschen
Auf zierlichen Füßen.

Abb. 19. Aus „Schnurrdiburr oder Die Bienen".

Ein Jahr später als das Bienenepos kam „Der heilige Antonius von Padua" an die Öffentlichkeit. Daß er schon früher vollendet, schon 1864 Hallberger angeboten worden war, wurde oben bereits berichtet und auch mitgeteilt, was das Buch sonst für Schicksale erfuhr. Es ist eine Kampfschrift gegen jene schwüle Mystik mit ihrem, dem Christentum so wesensfremden Heiligenkult, die den Christen Busch im Innersten erregen konnte. Er ist in diesem Buche (und im Pater Filucius) ungemütlicher als sonst, die Geißel, die er hier schwingt, hat Widerhaken. Das hat ihm ein ehrenvolles Maß von Haß seitens der Betroffenen eingetragen. Im Vorwort heuchelt der Schalk wiederum tiefe Betrübnis über die Abnahme der Frömmigkeit und kirchlichen Gesinnung:

Wehe! Selbst im guten Öster-
Reiche tadelt man die Klöster — —

Wobei dann in einem lehrreichen Bildchen gleich die Geschichte einer eingemauerten Nonne illustriert ist, die damals vorkam und die Welt empörte. Im Gegensatze zu einer Epoche, in der man selbst fromme Nonnen einsperrte, weil sie eine Mitschwester folterten,

lobt der Dichter es, „wie man sonsten fromm gewesen"; wie z. B. St. Anton — „Unser Kirche großer Sohn — Litt und stritt und triumphierte — Kurz ein christlich Leben führte — Dieses laßt uns mit Bemühen — Heute in Erwägung ziehen!"

Wir hören dann, wie schon der kleine Antonius früh das Talent zum Heiligen zeigte und an den kirchlichen Fasttagen die Mehlspeisen lieber aß, als „Bouillon und Fleisch und Leberkloß", dem Gärtner dann die Äpfel vom Baum und die Fische aus dem Teich stahl. Wie er die vielen Feiertage „geduldig ohne Klage trug" und fleißig beichtete, um die Beichtzettel — billig an andere Knaben abzugeben. Und so weiter! Der heranwachsende Jüngling gerät in den Bann illegitimer Liebe und muß vor dem Degen eines rabiaten Ehemanns auf dem denkbar übelsten Wege entfliehen.

Er kommt gekrochen und gefroren
Zu eines Klosters ernsten Toren.

Abb. 20. Aus „Der heilige Antonius von Padua".

Nun weiht er sich dem Dienst der Himmelskönigin. Zunächst als Maler. Er „malt auf Gold schön rot und blau — Das Bildnis unsrer lieben Frau." Dieses Bildnis verdrießt den Teufel, den St. Anton zu Füßen der Heiligen aufs Bild gebracht hat „schwarz und fürchterlich." Der Böse kommt nun zur Rache in Gestalt einer Schwester Laurentia aus dem benachbarten Frauenkloster in St. Antonii Zelle, verlockt ihn zur Flucht und entpuppt sich draußen als der Teufel. Antonius wird von den Brüdern zurückgeholt und in den Kerker geworfen — am Morgen aber hat die Himmelskönigin ein Wunder getan: St. Antonius finden die Mönche emsig malend an seiner Staffelei und im Kerker sitzt der Teufel „mit Knurren und Zähneblecken" und wird vom Prior exorziert. Im nächsten Kapitel geht der fromme Bruder Antonio mit dem Skeptiker Doktor Alopecius über Land. Ein Wetter kommt. Der Doktor spottet, Antonius betet — ein Blitzstrahl fährt nieder und der Doktor liegt verkohlt am Boden, ein Vorläufer der Frommen Helene — Antonius aber wird wieder durch die Intervention der Himmelskönigin gerettet. Und immer mehr bewährt sich der Heilige als Wundermann. Er rettet den Klosterkeller durch sein Gebet vor Brandschaden, hängt angesichts des Bischofs Rustikus seine Mütze an einen Sonnenstrahl und kriegt schließlich einen mächtigen Heiligenschein. Nun kommt das Hauptkapitel, in dem die schöne Sünderin Monika sich krank stellt und den Pater Antonius in ihr Schlafgemach holen läßt, um ihn zu verführen. Sie setzt ihm heiß zu — er aber läßt sich nicht kirren.

Kehrt würdevoll sich um — und klapp!! —

Die Türe zu — geht er treppab.

Abb. 21. Aus „Der heilige Antonius von Padua".

Da sprach die schöne Monika,
Die dieses mit Erstaunen sah:
„Ich kenne doch so manchen Frommen,
So was ist mir nicht vorgekommen!"

Auf einer Wallfahrt wird Antonius von einem Bären angefallen, der ihm den Esel auffrißt — Antonius ladet dem Bären sein Gepäck auf und reitet auf ihm in die Stadt zurück. Diese Geschichte erzählt die katholische Legende allerdings auch von einem andern Heiligen; Busch hat aber überhaupt hier verschiedene Legenden zusammengeschmolzen, die ihm besonders widersinnig und arm an ethischem Gehalt erschienen. Auch die berühmten „Versuchungen" beziehen sich ja bekanntlich auf einen anderen Antonius als den von Padua. In der „Letzten Versuchung" bei Wilhelm Busch erscheint dem Gottesmann, der „bei seinem Heiligenschein" bis tief in die Nacht hinein liest, der Teufel als üppige Schöne in Gestalt einer Ballerina, setzt ihm noch gefährlicher zu als die schöne Monika — Antonius aber beschwört ihn und —

Puh!! Da sauste mit großem Rumor

Der Satanas durchs Ofenrohr.

Abb. 22. Aus „Der heilige Antonius von Padua".

Zuletzt wird Antonius ein Klausner. Wildes Kraut wächst dem Frommen, der Tau trinkt und Moos ißt, aus Ohr und Nasenlöchern, Vögel nisten in seiner Kapuze. Ein Wildschwein, das ihm ein Brünnlein aus dem Waldboden wühlt und dazu eine Portion Trüffeln, wird sein treuer Gefährte. Bis an sein selig Ende. Nach diesem nimmt Antonius den borstigen Genossen mit in den Himmel, dessen Bewohner — zumal die Juden und Türken — ein großes Geschrei anheben und das Schwein nicht einlassen wollen. Aber noch einmal interveniert die Himmelskönigin zugunsten ihres Schützlings und spricht:

Willkommen! Gehet ein in Frieden!
Hier wird kein Freund vom Freund geschieden!
Es kommt so manches Schaf herein,
Warum nicht auch ein braves Schwein?
Da grunzte das Schwein, die Englein sangen;
So sind sie beide hineingegangen.

Die Zeichnungen zum Heiligen Antonius gehören zum Zierlichsten und auch zum Lustigsten, was Busch geschaffen hat und die Grazie, die er der himmlischen Erscheinung leiht, bildet ein ergötzliches Gegenspiel zu dem derben Humor, mit dem der Kapuzinertyp des Antonius geschildert ist. Man muß da an Gottfried Kellers Legendenbuch denken, das im Grunde den gleichen Gedanken verfolgt; nur ist hier die Ironie noch tiefer in anmutigen Bildern versteckt und gelegentlich ist der Dichter in seiner Freude, den Legenden ihren poetischen Gehalt abzugewinnen, fast ganz vom Pfade der Satire abgekommen.

Eine Kampfschrift ist, wie gesagt, auch der Pater Filucius, der fünf Jahre später (1875) bei Bassermann erschien. Busch nannte ihn auf dem Titelblatt ein „Allegorisches Zeitbild". Dies gilt in erster Linie dem Jesuitismus, der, wie noch heute, mit allen Feinden des deutschen Reiches innig verbunden ist. Dem Büchlein ist eine Erklärung beigegeben, die besagt: „Man versteht diese allegorische Darstellung der kirchlichen Bewegung, welche sich im Anfange der Siebziger Jahre abspielte, wenn man für Gottlieb Michael den deutschen Michel, für Tante Petrine die römische, Pauline die evangelische Kirche setzt; die Base Angelika ist dann die freie Staatskirche der Zukunft. Der Jesuit Filucius führt den Hund Schrupp, die demokratische Presse, ein und sucht mit seinen Helfershelfern, den Internationalen und den Franzosen, den Haushalt zu stören; dagegen ruft Michel Hiebel den Wehr-, Fibel den Lehr- und Bullerstiebel den Nährstand zu Hilfe, mit deren Unterstützung er auch die ganze unsaubere Wirtschaft zum Fenster hinauswirft."

Mit sehr viel Witz ist dieser reichliche Gehalt an Tendenz in eine fröhliche Bildergeschichte hineingearbeitet, sind die Typen zeichnerisch fixiert. Zum Beispiel die beiden alten Tanten, die feiste Petrine und die asketisch magere Pauline, die stramme gesunde Angelika, der grinsende „Filucio". Allerhand Tort tut der Filucius, Petrinens Busenfreund, dem Gottlieb Michael an, bringt ihm Ungeziefer ins Haus mit dem Hunde Schrupp, pürscht sich an die dralle Angelika heran, die ihm einen Löffel Apfelmus in die Gaunervisage klatscht, treibt seine Seelen- und Busenfreundschaft mit Petrine so weit, daß ihn schließlich Michael „wirbelartig" (Abb. 23) aus der Türe schmeißt, versucht auch noch, Gift in Michaels Abendsuppe zu schütten — alles endet aber mit eklatanten Niederlagen des Filucius. Und der Dichter begleitet alle Mißgeschicke des Loyolajüngers mit dem berühmten Refrain:

Ach, man will auch hier schon wieder
Nicht so, wie die Geistlichkeit!

Durch des Armes Muskelkraft,
Wird der fromme Pater Luzi
Wirbelartig fortgeschafft.

Abb. 23. Aus „Pater Filucius".

Zuletzt ruft Pater Luzi finster blickend zwei Genossen zur Rachetat herbei: den Internazi und den Jean Lecaq. Ihre Verschwörung wird aber von Angelika belauscht und nun verbindet Michael sich mit Hiebel, Fibel und Bullerstiebel. Michaels Widersacher dringen in sein Schlafzimmer mit Dolch, Pistole und Knüttel, treffen aber im Bett nur den Hund Schrupp, der sich hineingeschlichen und werden dann von Michael und seinen Verbündeten aus dem Fenster geworfen. Michael aber erklärt Angelika, die Retterin, als seine Braut. Ein zerbrochenes Schwert, eine zerhauene Schlange und eine zerfetzte Schrift geben die symbolische Schlußvignette. Man muß die Geschichte aus ihrer Zeit heraus verstehen, aus den Sorgen und aus den Hoffnungen einer Zeit, die dem neuen deutschen Reiche Widersacher und Gefahren innen und außen brachte. Über den „Internazi" hat Busch, wie bekannt, später ein wenig anders gedacht. Aber mit Jean Lecaq ist Filucius heute noch gut Freund und seine Jünger hetzen noch immer drüben in Frankreich gegen Michael. —

Dem Buch Filucius wurde in späterer Auflage die feine selbstbiographische Skizze „Von mir über mich" beigegeben, in der die in der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte Selbstbiographie „Was mich betrifft" benutzt ist und das Gedicht „Der Nöckergreis", das nicht zu den bedeutendsten Verschöpfungen des Dichters gehört, aber sich immerhin über allerhand Nörgler und Angstmeier in gelungener Weise lustig macht. Der Pater Filucius mag, abgesehen von der Riesenauflage des Sammelwerkes „Humoristischer Hausschatz", der ihn ebenfalls enthält, in 70—80 000 Exemplaren verbreitet sein.

Eine Art von Trilogie macht mit den beiden letztgenannten Bildergeschichten „Die fromme Helene" (1872) aus. Auch sie wendet sich gegen Aberglauben und Heuchelei. Aber nicht, indem sie den Klerikalismus und seine Ideen parodiert und nicht, indem sie mit dem Mittel der Symbolik kämpft. Hier greift der Dichter-Maler — und zwar mit ganz besonders glücklichem Zupacken! — ins volle Menschenleben und schildert die Entwicklung einer Betschwester vom lüsternen Backfischlein bis zur „schlanken Büßerin", die ihren Trost gleichzeitig im Gebetbuch und in der Kümmelpulle sucht. Der Griffelkünstler Busch hat nichts Vollkommneres geschaffen als dieses Werk — jede einzelne Zeichnung ist ein kleines graphisches Meisterwerk und eine Perle des Humors, und jedes Verspaar unter den Bildern ist auch eines. Die „Fromme Helene" entstammt der beglückten Frühsommerzeit von Wilhelm Buschs Leben. Unausgegeben, in heller Freude an seinem Können und dem selbstgeprägten Stil hat er da geschaffen, so frei, als einer überhaupt nur schaffen kann. So hat das Werk den Zauber ewiger Jugend bekommen, ist populärer geworden als alle andern, wird mehr zitiert und mehr belacht als sie. Es enthält unendlich viel Lebensbeobachtung und Herzenskritik; sein Humor ist noch frei von allen resignierten Untertönen und ebenso wenig klingt irgend etwas hinein, was wie eine Rücksicht auf das Publikum und den Markt gedeutet werden könnte. Die Fromme Helene ist in ihrem frischen und organischen Stil das Urbild aller späteren Bildergeschichten Wilhelm Buschs — erreicht hat sie in ihrer Fülle und Geschlossenheit keine wieder. Jugendkraft, Kampfstimmung, echter künstlerischer Übermut beleben das Werk von der ersten bis zur letzten Seite und es bedeutet nicht bloß ein Ereignis für die deutsche Kunst, sondern auch eins für die Literaturgeschichte. —

Wie der Wind in Trauerweiden
Tönt des frommen Sängers Lied,
Wenn er auf die Lasterfreuden
In den großen Städten sieht . . .

So hebt die Einleitung zur Frommen Helene an. In Anbetracht jener Lasterfreuden wird die kleine Helene von ihrem Vormund zu Onkel und Tante Nolte auf das Land gebracht. Sie empfängt hier weise Lehren. „Oh hüte Dich vor allem Bösen! Es macht Plaisier, wenn man es ist; es macht Verdruß, wenn man's gewesen!" ermahnt sie der weise Onkel Nolte und flugs geht Helene hin — und näht ihm das Nachthemd zu. Der Kampf mit dem Nachthemd zeitigt natürlich eine Katastrophe im echten Wilhelm Buschstil, bei der vieles in Scherben geht.

Helenchen wächst und wird gescheit

Und trägt bereits ein langes Kleid.

Abb. 24. Aus „Die fromme Helene".

Der Vetter Franz kommt an, ein Student. Helenchen belauscht ihn bei der intimsten Morgentoilette; fällt hernach über die Treppe hinunter und kollidiert mit Hannchen, Onkel und Tante samt dem Kochgeschirr im Treppenhause herum. Verwickeltes Mißgeschick und Scherben! Mit dem unternehmenden Vetter entspinnt sich selbstverständlich eine Liebelei, ein Idyll in den „Schnabelbohnen" wird vom Künstler belauscht.

Oft ist z. B. an den Stangen
Die Bohne schwierig zu erlangen.

Abb. 25. Aus „Die fromme Helene".

Das frivole Paar fängt einen Frosch

Und setzt ihn heimlich nackt und bloß
In Nolten seine Tabackdos —,

woraus allerlei neues Unheil sich entspinnt. Franz muß aus den Ferien wieder aufs Gymnasium und Lenchen gießt ihm in einem Briefe ihr Herz aus über Onkel und Tante: „Der Onkel ist, gottlob! recht dumm — Die Tante nöckert so herum — Und Beide sind so furchtbar fromm — Wenn's irgend möglich, Franz so komm." Der Onkel sieht der Briefschreiberin über die Schulter und preßt ihr zornig die Nase ins Siegellack — eine Aventüre mit wenig Handlung, aber mit unendlich vielem zeichnerischen Humor geschildert!

Und an Helenens Nase stracks
Klebt das erhitzte Siegelwachs.

Abb. 26. Aus „Die fromme Helene".

Ein böser Streich bringt das Maß von Helenens Sünden zum Überlaufen. Sie angelt Onkel und Tante nachts das Deckbett weg, so daß die guten Leute in Streit geraten, weil eines das andere für den Übeltäter hält. Schließlich tritt der Onkel in den Angelhaken und muß erschrecklich leiden. Helene aber wird aus dem Hause gejagt. Sie will's ganz gewiß nicht wieder tun, aber: „Es ist zu spät! — Drum stantepeh — Pack Deine Sachen! — So! — Ade!" —

Nun lebt Helenchen allein, als einsame Jungfrau mit Kanarienvögeln und Katzen — schon ein bissel altjüngferlich. Die berühmte Affäre mit dem Kater Munzel, der Venus von Medici, dem Kristallüster, mit „Klickeradoms" und „Klingelingelings!" spielt sich ab und am Schlusse wird dem Übeltäter eine Düte an den Schwanz gesiegelt und angezündet: „Mau! Wie ist die Hitze groß!" — Immer ist Lenchen noch ledig und empfindet eines Tages bei der Morgentoilette die Vergänglichkeit ihrer weiblichen Reize. „Die Locke wird hinweggerafft!" Noch ist die Schönheit allerdings durch Kunst zu heben und noch beglückt Helene durch ihr Jawort einen Freier „Schmöck & Compagnie". „Und als der Frühling kam ins Land, ward Lene Madam Schmöck genannt." Schmöck ist ein jovialer, dicker Herr. Am Hochzeitsabend, in Heidelberg, zeigt er sich als höchst prosaisches und wenig erotisches Gemüt, holt sich bei der „Witwe Klicko" einen Haarbeutel und sinkt schließlich zum Schmerze der jungen Frau schnarchend ins Bett. „Plumps! Liegt er da und rührt sich nicht."

Eine Zähre rinnt über die Wange Helenens. Mit dem Eheglück ist es nicht weit her und Helene wird nun fromm, bekehrt ihren weinliebenden Diener „Schang" zur Mäßigkeit, wandert fleißig zur Kirche „obschon sie fern" und tut den Armen Gutes. Nämlich: der Arzt hat ihr „geraten, den Leib in warmem Wein zu baden" und das tut die gute Seele und schenkt hinterher den Wein an die Armen „die, sich recht innerlich zu laben, doch auch mal etwas Warmes haben." Trotz dem wohlverdienten Segen des Himmels bleibt Lenes Ehe kinderlos. Sie wallfahrtet daher nach einem Pilgerort, den junge Frauen in solchen Fällen mit Erfolg aufzusuchen pflegen: „Chosemont de bon secours". Köstlich ist der Wallfahrtszug beschrieben:

Itzo kommt die Jungferngilde,
Auf den Lippen Harmonie,
In dem Busen Engelsmilde,
In der Hand das Paraplü.

Mit Helenen wallfahrtet der — Vetter Franz.

Denn ihr einziger Begleiter
Stillverklärt im Sonnenglanz
Ist der gute Vetter Franz,
Den seit kurzem die Bekannten
Nur den „heil'gen" Franz benannten. —
Traulich wallen sie zu zweit
Als zwei fromme Pilgersleut.

Abb. 27. Aus „Die fromme Helene".

Die gemeinsamen Gebete der Wallfahrer führen denn auch zu einem guten Resultat. Nach den mannigfachen Zwischenfällen der Wallfahrt, die in sehr ergötzlichen Bildern und Versen erzählt werden, bringt der Klapperstorch „Schmöcks" ein Zwillingspaar. Wie aus dem Gesichte geschnitten ist das Pärlein — so sehen wir aus der Zeichnung — dem Vetter Franz.

Der Vetter Franz, mit mildem Blick,
Hub an und sprach: „Oh, welches Glück!"

Abb. 28. Aus „Die fromme Helene".

Schmöck in seiner Vaterfreude kommt vergnügt und munter zu Tische „denn heute gibt's Salat und Fische." Aber eine Gräte kommt verquer. Schmöck wird blau und hustet sehr, bis ihm der Salat aus den Ohren fliegt und — „Bums! Da! Er schließt den Lebenslauf" bemerkt der Dichter mit tiefem Empfinden. Franz ist nun der einzige Freund Helenens, d. h. beinahe der einzige. Denn nach der dunklen Schattierung von Lenens Nase zu urteilen, hat sie noch einen Tröster gefunden und zwar noch einen treueren als der Franz ist. Dieser nämlich hat einen fatalen Hang zum Küchenpersonal und wie er nun beim Fortgehen die Kathi in der Küche aufsucht, kommt Schang mit einer Bouteille daher.

Von großer Eifersucht erfüllt,

Hebt er die Flasche rasch und wild.

Abb. 29. Aus „Die fromme Helene".

Er schlägt sie dem Gottesmann Franz „bis tief in das Gedankenfach." Dessen Lebensfaden bricht. Helene ist

doppelt verwitwet und tut alle Eitelkeiten dieser Welt von sich:

„Fort! Ihr falschgesinnten Zöpfe,
Schminke und Pomadentöpfe!

Fort! Du Apparat der Lüste,
Hochgewölbtes Herzgerüste!
Fort vor allem mit dem Übel
Dieser Lust- und Sündenstiebel!
Trödelkram der Eitelkeit,
Fort, und seid der Glut geweiht!"

Abb. 30. Aus „Die fromme Helene".

Helene ist nun ganz Büßerin. Aber: „Es ist ein Brauch von alters her: Wer Sorgen hat, hat auch Likör!" Helene kniet betend an ihrem Pult — auf dem Tisch steht die Flasche. Lene rutscht immer näher an den Tisch heran und obwohl ihr jetzt „im sel'gen Nachtgewande" die jüngst verstorbene Tante erscheint, mit geisterhaftem Schmerzgetöne „Helene!" rufend, packt das fromme Lenchen die Pulle und beginnt mächtig zu saugen. Sie schwankt, wirft die Lampe um — und

Hilflos und mit Angstgewimmer
Verkohlt das fromme Frauenzimmer!

Abb. 31. Aus „Die fromme Helene".

Der Teufel fährt mit ihrer schlanken Seele zur Hölle: „Hinein mit ihr! Huhu! Haha! — Der heil'ge Franz ist auch schon da." Mit schmunzelndem Pharisäergesicht spricht Onkel Nolte den Epilog:

„Ei ja! — Da bin ich wirklich froh!
Denn, gottseidank! Ich bin nicht so!"

Abb. 32. Aus „Die fromme Helene".

Nach der frommen Helene gab Wilhelm Busch zunächst kürzere Sachen heraus, so seine berühmtesten Bilderbogen: Hans Huckebein (1868), Die kühne Müllerstochter (1869) usw. Wie die „Bilder zur Jobsiade", die Bassermann 1874 verlegte, entstanden sind, wurde schon mitgeteilt. Auch diese Vers- und Bilderfolge ist nicht allzu weit verbreitet worden, wenigstens gilt dies, wenn man ihre Auflageziffer mit der der übrigen Schwänke vergleicht. Und doch verdient das, den Manen Karl Arnold Kortums gewidmete Buch alle Beachtung. Der breite Humor des alten komischen Epos wird heute manchem nicht mehr mundgerecht sein und in der Neudichtung Buschs mit ihren wundervollen Illustrationen kann jeder das Opus behaglich als Extrakt genießen. Im Lebenslauf des Hieronymus Jobs vom Wickelkind bis zum Nachtwächter fehlt nichts wesentliches!

1875 kam das Bändchen „Dideldum" — auch eins von denen, die weniger große Auflagen erreichten. Es enthält eine Sammlung recht verschiedener Dinge, ein paar Gedichte mit und ohne Vignetten und ein paar Bilderbogengeschichten, wenn man die kürzeren Bilderpossen so nennen darf. Recht lustig ist ein „Trinklied" (Abb. 33) mit antiklerikalen Zeitbeziehungen, die sich leitmotivartig durchs Ganze hindurchziehen — ein origineller Niederschlag der Kulturkampfzeit! Auch die Anleitung zur Verfertigung historischer Porträte hat hier Platz gefunden: Da lernt man den Alten Fritz in einem Zug zeichnen, und den großen und den kleinen Napoleon bilden — den letzteren aus einem Kürbis,

„Alldieweil der Durst so groß,
Trink ich etwas eilger
Und erglänze allsobald
Wie ein neuer Heiger."

Abb. 33. Aus „Dideldum".

einer Gurke und drei „Radi's". Einen prächtigen Bilderbogenstoff behandelt die Jagd eines Gärtners auf einen „Maulwurf". Daß, ehe der schwarze Wühler zur Strecke gebracht ist, verschiedenes andere in Scherben geht oder verletzt wird, braucht nicht erst gesagt zu werden. Der tragischen Romanze vom Schneiderlein folgt dann die Bildergeschichte „Die Kirmeß" mit den Abenteuern des Fräuleins Hermine, die zu nächtlichem Tanzvergnügen aus dem Fenster entwischt. Wunderbare Typen vom Tanzboden werden vorgeführt. Zuletzt bleibt die Jungfrau beim Wiedereinsteigen ins elterliche Fenster am Spalier hängen, kopfunter, bis der Vater den Rockzipfel durchschneidet:

Und mit gedämpftem Schmerzenshauch

Senkt sie sich in den Rosenstrauch.

Abb. 34. Aus „Dideldum".

Im „Cylinder" werden die Schicksale des frommen Jünglings Joseph und seines Zylinderhuts mit Kunst und Schadenfreude geschildert. Ein paar Stücke feiner Lyrik sind dem Büchel beigegeben — auffallend ist ihre optimistische, im Titel „Dideldum" schon angedeutete Grundstimmung, eine richtige Gaudeamus-Tonart, die wohl verhindert hat, daß die Gedichte in die „Kritik des Herzens" aufgenommen worden sind.

Noch feuchtfröhlicher sind „Die Haarbeutel" vom Jahre 1878, eine der unzweifelhaft humorvollsten Schöpfungen des Meisters. Keine „Saufpoesie", keine Verherrlichung des Alkohols und deutschen Männertrunkes, sondern im Gegenteil boshafte Kritik der Folgen des Trinkens. An acht Exempeln werden nach einer tiefsinnigen Einleitung diese Folgen klar gemacht und damit ist eine Naturgeschichte des Haarbeutels gegeben, der man geradezu wissenschaftliche Gründlichkeit und Beobachtungsschärfe nachrühmen kann. Dies Heldenlied beginnt mit dem Kapitel „Silen" im klassischen Altertum:

Siehe, da sitzet Silen bei der wohlgebildeten Nymphe.

Gerne entleert er den Krug, was er schon öfters getan.

Abb. 35. Aus „Die Haarbeutel".

So verkündet das Eingangsdistichon. Mit Mühe gelangt infolge des Krugleerens Silen auf sein Grautier: „Fast vergißt er den Thyrsos, woran er sein Lebtag gewöhnt ist; käme derselbe ihm weg, wär' es ihm schrecklich fatal." Schwer schwankend reitet der mythologische Zecher nach Hause. Amor, der Lausbub, macht ihm mit einem Blasrohr den Esel scheu, wird gefangen und durchgehauen. Grausamlich rupft ihm Silen ein paar Federn aus den Schwingen und reitet nach Hause, flötend auf der Hirtenpfeife: „Freilich verschiedenerlei, aber doch meist düdellüt!" Schlimmer als dem Urvater aller Kneipgenies geht es schon dem

Menschen Namens Meier in der Geschichte „Der Undankbare."

Diesen Menschen, namens Meier
Schubst man aus des Hauses Tor
Und man spricht, betrunken sei er;
Selber kam's ihm nicht so vor.

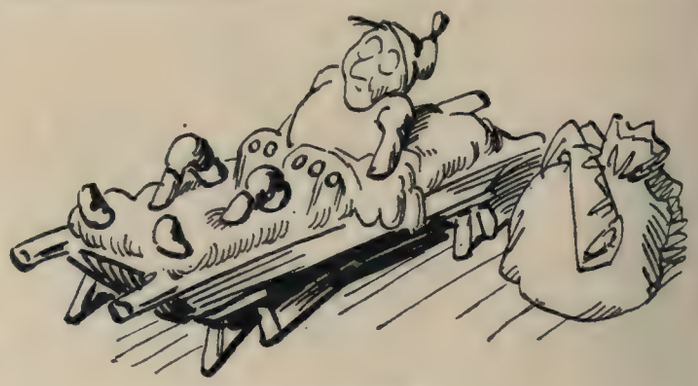
Meier hat sehr schwer geladen. Im Schlürferschritte bewegt er sich im spitzen Schotter „knickebeinig fort"; es will ihm scheinen als wenn sich die Straße hebe, dabei fällt Meier auf seinen Bauch und zerreißt sich die Hosen.

Schnell sucht er sich aufzurappeln,
Weh, jetzt wird die Straße krumm,

Und es dreh'n sich alle Pappeln,
Und auch Meiern dreht sich um.

Abb. 36. Aus „Die Haarbeutel".

Schließlich fällt er auf seine Taschen, in denen er noch zwei wohlgefüllte Weinflaschen stecken hatte, sitzt nun, hilfsbedürftig, voller Schmerzen da in Glas und Kies, bis ihn ein Passant „mit gutem Herzen" aufhebt. Und Meier treibt ihm zum Dank den Zylinder über die Augen, ein Akt schnöder Undankbarkeit, der ebensogut beobachtet ist, wie alle übrigen Phasen dieses klassischen Haarbeutelfalles. „Eine wilde Geschichte" schildert das oben schon erwähnte Schicksal des Bauern Bunke, der spät und bombenvoll geladen heimkehrt und in alkoholischer Zerstreutheit seiner Gattin teiggefüllten Backtrog mit seinem Bett verwechselt. Wie der Bauer sich in dies „milde" Bette legt und wonniges Behagen verspürt, bis ihm der Teig den Mund bedeckt, wie er sich aufrafft und, die Backmulde auf dem Rücken, der Schildkröte gleich einherkriecht, wie ihn dann Frau Bunke mit dem Besen in der Hand und einer monumentalen Träne im Auge vom Teige reinigt, das gehört zu den unvergänglichen Perlen dieser Dichtung und Kunstschöpfung.



Unverzüglich, weil er matt,
Sucht er seine Lagerstatt.
Diese kommt ihm sehr gelegen,
Um darin der Ruh zu pflegen.

Abb. 37. Aus „Die Haarbeutel".

Schlimmer geht die Geschichte von „Fritze", dem Ladenjüngling aus, welcher dem alten Mädchen Grete aus Versehen statt des erbetenen Kümmels ein Glas Vitriol kredenzt. „Greten nagt die scharfe Säure ihre Mädchenseele ab" und gleichzeitig stürzt Fritze, der vorher die Kümmelflasche sich heftig zu Gemüte geführt, infolge von Gleichgewichtsverlust in das Faß mit grüner Seife. Die Kümmelflasche hat zwei Todesfälle auf dem Gewissen. — „Nur leise!" sagt — nächstes Kapitel — Studiosus Döppe, der sich, nachdem er die Stiefel ausgezogen, „mit Pfeife, Rausch und Pudelhund" die Treppe hinaufschleicht. Er weiß, warum er so vorsichtig seinen Zustand verbirgt: Pauline, die Besitzerin vom Haus, ist seiner Werbung nicht abgeneigt, macht ihr Jawort aber von der Abkehr von seinen feuchten Neigungen abhängig: „Doch dies Gepolter auf der Treppe fast jede Nacht ist bös, Herr Döppe." Daher die Vorsicht des Studiosus. Zuletzt stürzt er aber doch die Treppe hinunter, die Stiefel fliegen an Paulinens Tür.

Pauline kommt mit Kerzenlicht;
Beschämt verbirgt er sein Gesicht!

Man hört nichts weiter von Paulinen,

Als: „Döppe, ich verachte Ihnen!"

Abb. 38. Aus „Die Haarbeutel".

Der kleine Schwank „Vierhändig" ist ein Präludium zu „Fipps, der Affe". Wir sehen einen Menschen, der seinen Punsch nicht ausgekriegt hat und neben dem Tisch in tiefem Schlummer liegt. Sein Affe kommt über die Punschterrine, bekommt ebenfalls seinen Rausch und leistet nun die entsprechenden Streiche. Am nächsten Morgen sitzen sich Herr und Affe mit schmerzlichen Katzenjammergefühlen gegenüber.

„Eine kalte Geschichte" ist die vom Meister Zwiel. Er wankt in einer Winternacht nach Hause, seiner kalten Hand entfällt der Hausschlüssel; er bückt sich; jetzt fällt ihm der Hut in die Regentonne; er setzt ihn auf und fällt selbst sitzlings in die Tonne und bleibt sitzen:

Das Wasser in dem Fasse hier
Hat etwa Null Grad Reaumur.

Abb. 39. Aus „Die Haarbeutel".

Zwiel gefriert ein, von den „sogenannten Eiskristallen" überzogen. In der Frühe findet ihn Frau Pieter, die Milchfrau, als formloses Eisgebilde, und auch Frau Zwiel bemerkt, daß sie auf so kaltem Wege zur Witwe geworden ist: „Von nun an, liebe Madam Pieter — Bitt' ich nur um ein Viertel Liter." — In der „Ängstlichen Nacht" schließlich kämpft ein schwer alkoholisierter Mann einen Kampf mit seinem gesamten Mobiliar, das seinem überreizten Gehirn in den unheimlichsten Gestalten erscheint. Endlich, nachdem er Uhr, Stiefelknecht und Kleiderständer in wildem Ringen besiegt hat, entschlummert er, um später zu erwachen. „Ein jedes Haar ein Propfenzieher." — In den übrigen Werken von Wilhelm Busch, zumal unter dem Bilderbogen („Der hastige Rausch") findet sich noch so manche Haarbeutelgeschichte, die sich hier würdig angereiht hätte. Für Wilhelm Buschs Art, die Menschen von ihrer komischen Seite, in ihren verschuldeten Schwächen zu studieren, bot eben das Gebaren betrunkener oder doch angeheiterter Menschen eine unerschöpfliche Quelle komischer Erscheinungen. Ziemlich stark beeinflußt vom Stern oder Unstern des Alkohols ist auch die Geschichte „Der Geburtstag oder Die Partikularisten", ein Schwank mit 100 Bildern, der im Jahre 1876 erschien. An einem Stammtisch kleinbürgerlicher Kannegießer wird beschlossen, einer hohen Persönlichkeit ein Präsent zu machen. Es handelt sich wohl um Pfahlbürger eines deutschen Staates, die mit der geschichtlichen Entwickelung des Reiches nicht einverstanden waren, um welfisch Gesinnte in Hannover vielleicht. Näheres wird nicht bekannt gegeben und in der Folge wird nun gezeigt, wie die großen Patrioten recht kleinlich gesinnte, auf den eigenen Vorteil erpichte Menschen sind. Herr Apotheker Pille denkt zunächst an sein Geschäft und schlägt vor, „Ein Dutzend Flaschen oder so" — von seinem Magenlikör „Busenfreund" der geheimnisvollen Persönlichkeit als Geschenk zu überreichen, was genehmigt wird. Der Flaschenkorb wird durch einen Boten nach der Post geschickt, aber der Bote erleichtert ihn alsbald um eine Flasche, wird unnüchtern und die Ehrengabe fällt ihm schließlich in eine Pfütze, wo sich Gänse und Schweine, sowie ein Ziegenbock daran gütlich tun. Die betrunkenen Tiere richten allerlei fröhlichen Unfug an, und die Partikularisten müssen sich über eine neue Ehrengabe einigen. Man beschließt einen Korb Eier an die große Persönlichkeit zu schicken, zu dem jeder im Ort sein Teil beiträgt. Der alte Veteran Korte mit zwei Ehrenjungfrauen soll die Gabe in der Kutsche des Pastors an ihren Bestimmungsort bringen. Selbstverständlich wird die Kutsche umgeworfen, „in Eigelb merklich eingehüllt", entsteigen die dreie der Arche.

Die Jungfrau und der Ehrengreis
Sind alle drei ganz gelb und weiß.

Abb. 40. Aus „Der Geburtstag oder Die Partikulariſten".

Und die Eier riechen bedenklich übel. Man beſchließt jetzt eine „Butterhenne", zu der wiederum jeder nach Kräften beiſteuern ſoll, als Präſent zu ſchicken. Meiſter Knickebieter modelliert eine mächtige Henne und bemerkt, daß von den beigeſteuerten Butterſtollen einer inwendig aus Kartoffelbrei beſteht. Der iſt gewiß von Kriſchan Stinkel, der erſt ſchon die faulen Eier geliefert hatte. Der Modelleur gibt nun der Butterhenne die richtige Form, aber immer wieder erſcheint ſie ihm zu groß, er knappſt was ab und macht ſie kleiner. Schließlich ſteht ein niedliches Butterhennchen auf dem Tiſch und eine ſtattliche Tonne voll „übriggebliebener" Butter ſchafft der Biedere auf ſeine Seite. Der Bürgermeiſter in Perſon will das Kunſtwerk in die Stadt fahren — da wird ſein Gaul ſcheu und ſchon ſitzt der Mann auf der Butterhenne. —

Abb. 41. Aus „Der Geburtstag oder Die Partikulariſten".

„Oha!" ſchrie Alles voller Not —
„Herrgott! He ſit de Glucken dot!"

Die Zeit iſt inzwiſchen um, es iſt für dieſes Jahr zu ſpät, noch ein neues Geſchenk auszudenken und nach einer ſolennen Wirtshausprügelei ſitzen die Partikulariſten wieder um ihren Stammtiſch bei Mutter Röhm, um einen zu genehmigen:

Für Mutter Röhm

War alles dieſes angenehm.

Abb. 42. Aus „Der Geburtstag oder Die Partikulariſten".

Das Büchlein iſt luſtig genug auch für den, der ſich keine Rechenſchaft gibt über die dahinterſteckende politiſche Satire. Dem Partikularismus hatte Buſch, wie erwähnt, ſchon früher einen boshaften Bilderbogen verſetzt: da wird ein welfiſcher Patriot während des deutſch-franzöſiſchen Krieges gezeigt. Erſt freut er ſich darauf, daß die Preußen Schläge kriegen, aber mit jedem deutſchen Sieg werden ihm Naſen und Ohren länger und zuletzt hat er einen ausgewachſenen Eſelskopf auf. —

Die „Knopp-Trilogie" gehört wiederum zu den meiſtverbreiteten Schwänken von Wilhelm Buſch und zeichneriſch, wie dem Texte nach zu ſeinen reifſten Werken, mag ſie auch die „Fromme Helene" in dieſen Dingen nicht ganz erreichen. Das Problem war eben auch viel harmloſer geſtellt als dort, es handelt ſich um Bilder aus dem Familienleben ohne Gift und Galle, ohne Pfeffer — wenn auch gewiß nicht ohne Salz! 1876, mit Jubel begrüßt, wurde der erſte Teil der Öffentlichkeit übergeben, die „Abenteuer eines Junggeſellen" und es war wohl der große Erfolg dieſes Epos, der Buſch veranlaßte, die Sache zu einer Trilogie auswachſen zu laſſen. Die Abenteuer des Junggeſellen Tobias Knopp ſind erfüllt von einer göttlichen, harmloſen Fröhlichkeit. Was ihm an leichten Mißgeſchicken auf ſeiner Fahrt paſſiert, iſt frei von jedem peinlichen

Erdenrest und das Endergebnis höchst moralisch und befriedigend. Tobias Knopp haust als wohlsituierter Junggeselle, nur von seiner wackeren Wirtschafterin Dorothee betreut.

Zwar für Stiefel, Bett, Kaffee
Sorgt die gute Dorothee;
Und auch wenn er dann und wann
Etwas nicht alleine kann,

Ist sie gleich darauf bedacht,
Daß sie es zurechte macht.

Abb. 43. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen".

Es geht ihm nicht schlecht, aber eines Tages bemerkt er doch: „Ja die Zeit entfliehet schnell; Knopp, Du bist noch Junggesell!" Der Schädel wird immer blanker vornherum — und „Hinten ist erst recht nichts los!" Auch das Bäuchlein rundet sich bedenklich. Eine Karlsbader Kur bringt nur sehr unvollkommene Hilfe. Knopp erfassen bittere Gedanken über die Möglichkeit eines einsamen Alters — kurzum, er beschließt, sich zu vermählen und „mal umzusehen". Er verreist. Zunächst besinnt er sich einer „reizenden Adele" von einst und sucht sie wieder auf. Er trifft aber jetzt eine alte Schachtel an, die sich freilich sehr entgegenkommend erweist, ihn jedoch durchaus nicht mehr verlockt.

„Knopp begibt sich weiter fort
Bis an einen andern Ort —"

um einen alten Freund, den Förster Knarrtje aufzusuchen. Er wird herzlich aufgenommen — und kommt mitten in ein eheliches Drama hinein — Frau Knarrtje hat einen Seelenfreund vom Stamme des Filucius und während dieser durchs Fenster entflieht mit einem durch den treuen Waldmann hervorgerufenen Defekt an der Rückseite des Talars, fliegt die Frau zur Türe hinaus. Knopp, der vermitteln will, kriegt auch was ab und „begibt sich weiter fort, Bis an einen andern Ort", wo sein alter Freund Rektor Debisch wohnt. Hocherfreut schickt der weise Pädagoge Debisch seinen Sohn in den Keller um eine Flasche Wein; der Bengel säuft sie zum Teil leer und füllt sie in der Regenröhre auf. Knopp findet allerlei unappetitliche Dinge in seinem Glas. Zuerst, sozusagen Taubenmist. Dann etwas —

Dies — spricht Debisch — scheint mir ein

Neugeborner Spatz zu sein.

Abb. 44. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen".

Knopp, dem das Bild aus dem Familienleben wenig zusagt, begibt sich weiter fort — zu Meister Druff, der seinen Rangen im Gegensatze zum vorigen mit Schlägen erzieht. Mit gleich schlechten Resultaten. Wie sich Knopp mit der Familie zum Schützenfest begibt, hängt ihm der kleine Franz „eines Schweines Ringelschwanz" hinten an den Rock. Knopp exzelliert bei der Française im Solotanz, wobei sich sein Ringelschwänzchen überaus neckisch ausnimmt.

Keiner hat so hübsch und leicht
Sich wie unser Knopp verbeugt.

Abb. 45. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen".

Wie er wieder Platz nehmen will, zieht ihm der kleine Franz die Bank weg, Knopp stürzt, seine Hose erlebt eine Katastrophe — und er begibt sich weiter fort. Auf stiller

Wiese zieht er das Beingehäuse aus, um es zu flicken, aber allerlei Leute, z. B. eine Gouvernante mit zwei Dämchen, wandern vorbei und der schamhafte Knopp kommt in große Verlegenheiten. Jetzt besucht er den alten Freund Babbelmann, einst der „Lustigste von allen." Mit Schaudern sieht der Gast, daß Babbelmann ein Betbruder geworden ist und seine Frau eine Betschwester:

Und empfiehlt sich alsobald
Äußerst höflich, aber kalt,

Abb. 46. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen".

nicht ohne daß die Schirmspitze des Enteilenden nach Buschscher Methode peinliche Bekanntschaft mit der Nase der frommen Frau gemacht hat.

Beim Küster Plünne ist Waschfest, aber trotzdem wird Knopp gastlich aufgenommen. Die Suppe ist unter dem Federbett der Familienlagerstätte warm gestellt —

„Nämlich dieses weiß ein jeder:
Wärmehaltig ist die Feder."

Auch sonst erfährt Knopp, der den schreienden Säugling zu halten bekommt, allerlei Peinliches und Feuchtes, während Plünne den Tisch deckt — schnell verläßt er diesen Ort. Bei seinem Freund Mücke glaubt er endlich ideale häusliche Zustände zu entdecken. Mücke entführt den Gast bald, um ihn „im historischen Verein vorzustellen." In Wahrheit aber ist der „historische Verein" ein gemütliches Lokal, wo Mücke allerlei Gutes, auch „Mussö", auftragen läßt und sich sehr vertraut mit der Kellnerin Kathinka zeigt. „Knopp, Du machst wohl Richtigkeit!" sagt der joviale Mücke, wie's ans Bezahlen geht. Sehr angeheitert kehren sie zu Mücke's Heim zurück. Schlau läßt dieser den Freund vorauspazieren und von „Mückens Ehgemahl" wird Knopp dann vermittels des Besens in eine sehr unangenehme Behandlung genommen. Als regellose Masse findet er sich zuletzt auf der Gasse und verläßt auch diesen Ort. Seinen Freund Sauerbrod, den er nun heimsucht, sieht er quietschvergnügt beim Punsch sitzen:

„Heißa!" — rufet Sauerbrod —
„Heißa! meine Frau ist tot!"

Das freudige Ereignis wird begossen — Madam Sauerbrod liegt im Nebenzimmer auf dem Schragen. Knoppen ist's aber nicht recht behaglich — ahnungsvoller Engel! Es öffnet sich plötzlich die Tür und Frau Sauerbrod, die schein-tot gewesen, tritt herein. Der rückgängige Witwer stirbt vor Schreck.

Starr vor Schreck wird Sauerbrod,
Und nun ist er selber tot.

Abb. 47. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen".

Und Knopp begibt sich weiter fort. Bei seinem alten Freunde Piepe findet er gastliche Aufnahme und zwei liebreizende Töchter — und die Ältere, die schlanke Klotilde, tut es ihm an. Sie schenkt ihm eine Rose und Knopp fühlt in diesem Augenblick: „Da erfüllt sich Dein Geschick!" Mit seligen Gedanken geht er schließlich schlafen — d. h. noch nicht schlafen. Erst ist ihm so: „Knopp Du mußt noch etwas lesen." Mit den „Times" in der Hand, wandert er nach der Klause „stillberühmt im ganzen Hause." Und schläft ein! Wie er erwacht, ist's heller Tag und mit nicht viel mehr als der Zeitung bekleidet, stürzt er hinaus und durch den Saal, wo die Mädchenschar schon beschäftigt ist. An der Kammer-

schwelle stolpert er, „entblättert sich“ vor den Damen und flieht dann beschämt durchs Fenster. Im Gebirge trifft er noch den Einsiedler Krökel, der sich aus Knoppens Reiseflasche derart stärkt, daß er sich schließlich schwerbeladen „nach hinten senkt“, nachdem er noch weinselig einen Hymnus an die heilige Emmerenzia gerichtet — eine Reminiszenz an die Tonart des Heiligen Antonius.

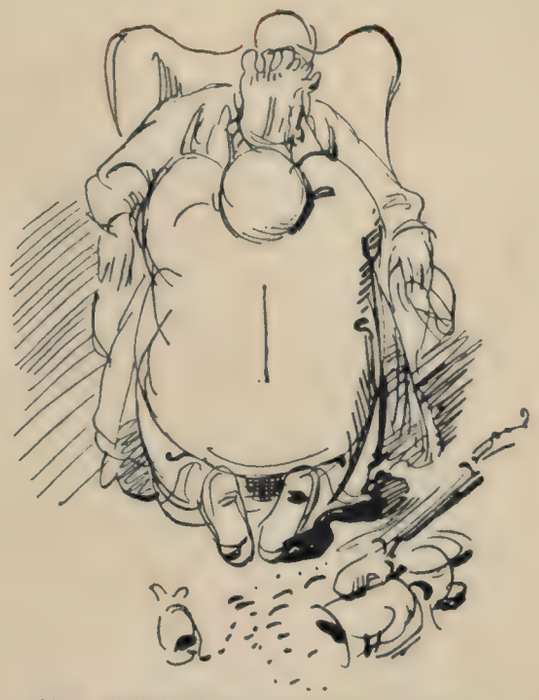
„Schnell verlassend diesen Ort, eilet Knopp nach Hause fort.“ Er hat die Ehe von den mannigfachsten Gesichtspunkten aus beobachtet und die Liebe auch, zuletzt sogar in der Form der „Liebe per Distanz“, die Krökel zur heiligen Emmerenzia hegt. Gefallen hat ihm nichts dadraußen. Aber wie er heimkehrt und „seine nette, gute Dorothee“ bei häuslicher Hantierung erblickt, weiß er, was er zu tun hat:

„Mädchen“ spricht er — „sag mir ob —“

Und sie lächelt: „Ja, Herr Knopp!“

Abb. 48. Aus „Tobias Knopp, Abenteuer eines Junggesellen“.

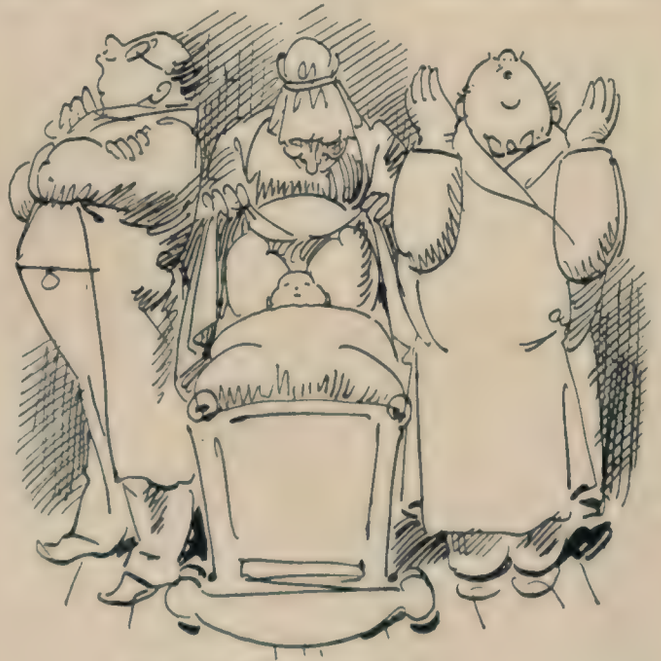
Die glückliche Ehe von „Herr und Frau Knopp“ bildet den Inhalt von der Trilogie zweitem Teil, einem Idyll, das wenige Schatten unterbrechen. Ein Bissel Dienstmädchengeschichten allerdings kommen vor — Knopp zwickt einmal zerstreut die fensterputzende Liese in die Wade, Frau Knopp kommt dazu und das Mädchen wird aus dem Hause geschickt. Statt ihrer kommen schlimme Küchendragoner, Katharine, ein ausgewachsenes Ferkel, Adelheit, die im Gegensatze zu ihr so reinlich ist, daß sie sich mit Knoppens Zahnbürste die Zähne blank fegt — kurz es ziehen leichte Wölkchen am Ehehimmel auf. Knopp geht mal aus, kommt sehr animiert nach Hause — die Ehemänner kommen bei Busch meistens sehr animiert nach Hause — er wird hinausgesperrt und sitzt am nächsten Morgen „greulich brütend im Stuhl der Sorgen.“ Aber Frau Doris besänftigt seinen Grimm bald durch das bekannte errötende Geständnis, das sie ihm ins Ohr flüstert.



Und tieferschüttert und allsogleich
Zeigt er sich milde, gerührt und weich.

Abb. 49. Aus „Herr und Frau Knopp“.

Frau Wehmut kommt, die Brave, Ehrenwerte, Ofterprobte, Vielbegehrte. Der Doktor Pelikan kommt. Und schließlich kommt der Storch — Julchen wird geboren.



Stolz ist Doktor Pelikan,
Weil er seine Pflicht getan. —
Aber unser Vater Knopp
Ruft in einem fort: „Gottlob!“

Abb. 50. Aus „Herr und Frau Knopp“.

Und „Julchen“ gilt der dritte Teil der Trilogie, mit dem zweiten im Jahr 1876 herausgegeben. Wir erleben mit Knopp Vaterfreuden und Vatersorgen, Babystubenidylle und Störungen der Nachtruhe, erleben allerlei Streiche der munteren kleinen Jule, die dem Vater mit seinem Rasiermesser die Pfeife reinigt, den Frack verkürzt und außerdem den Zweck eines Zylinderhutes völlig verkennt. Wir lernen Julchens Spielkameraden kennen und ihre späteren Verehrer, darunter Försters Fritz, der schließlich als Forstadjunkt die andern aus dem Felde schlägt und nach einigen aufregenden Erlebnissen im Hause Knopp auch richtig die Braut heimführt. Zuletzt ist Knopp ein alter Mann geworden. „Runzlig wird sein Lebensbild“, das einst so rundlich gewesen —

„In der Wolke sitzt die schwarze
Parze mit der Nasenwarze,
Und sie zwickt und schneidet, schnapp!!
Knopp sein Lebensbändel ab.
Na, jetzt hat er seine Ruh!
Ratsch! man zieht den Vorhang zu.“

Die beiden letzten „Bildergeschichten“ Wilhelm Buschs, die Menschliches behandeln, „Balduin Bählamm, der verhinderte Dichter“ und „Maler Klecksel“ entstammen den Jahren 1881 und 1883. Der Dichter und Maler führt uns ein paar gelungene Beispiele von Zunftgenossen minderer Höhe vor und gibt im Rahmen ihrer Lebensgeschichte allerhand kostbare und allgemeine Beobachtungen zum besten. Balduin Bählamm — „ein guter Mensch, der Bählamm hieß und Schreiber war“ — ist freilich nur ein Schöpfer ungesungener Lieder, wie schon der Untertitel vermuten läßt. Verwickeltes Mißgeschick läßt ihn nicht zum Dichten kommen und er muß sich seinen Idealismus und seinen dichterischen Drang verkneifen. In einer mit Bosheiten gespickten Introduktion betrachtet der Autor das Glück und die herrlichen Gaben des Dichters im allgemeinen, prüft dies und jenes ironisch im Gegensatze zu der übrigen Menschheit Los:

Nicht so der Dichter. Raum mißfällt
Ihm diese altgebackne Welt,
So knetet er aus weicher Kleie
Für sich privatim eine neue
Und zieht als freier Musensohn
In die Poetendimension.

Dann wird geschildert, wie er Laura, seine süße Qual, besingt und besiegt, bis daß sie flüstert:

„Göttlicher Mensch, ich schätze Dich!
Und daß Du so mein Herz gewannst,
Macht bloß, weil Du so dichten kannst.“

Balduin ist freilich ein solider Familienvater, den der Gott im Busen zur Poesie treibt. Aber, wohin er sich wendet — immer findet er etwas, was ihn nicht zum Dichten kommen läßt. Er geht Abends in den Park, um sich Inspiration zu holen.

Doch schon besetzt ist jeder Platz
Von Leuten mit und ohne „Schatz.“

Abb. 51. Aus „Balduin Bählamm“.

Er setzt sich in einen Bierkeller und wird von einem prosaischen Freund am Empfang der richtigen Inspiration gehindert; er will zu Hause dichten — da stört ihn die Gattin mit der Schusterrechnung, die Kinder krabbeln an ihm herum und statt den Pegasus zu reiten, muß er selbst das Pferdchen machen; sogar die Poesie der stillen Nacht raubt ihm das Schnarchen der Familie. Also aufs Land in ein idyllisches Dörfchen! Daß ihm schon auf der Reise und am Ziel erst recht unendliches hinderndes Mißgeschick begegnet, braucht nicht erst versichert zu werden. Das liebe Vieh, die Schnaken und gar erst die Menschen lassen es nicht zum Kuß der Muse kommen. Unwetter verjagt ihn

vom Platz, wo er dichten will, ein galantes Abenteuerchen endet mit einer Ohrfeige, er versucht es fortzusetzen und die Rache des Nebenbuhlers versenkt ihn in eine Pfütze, er bekommt Zahnweh, wird vom Zahnarzt geschunden, scheidet mit geschwollner Backe von seinem ländlichen Idyll, erlebt noch ein letztes fatales Abenteuer im Eisenbahnwagen und geht schließlich „wie ehedem auf sein Bureau." Ihm ist die Poesie nicht gewogen.

Kleckſel, sein Gegenstück, ist ein verhinderter Maler. Hier fehlt aber offenbar nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die innere Berufung. Als Kind zeigt er auf die übliche Weise allerdings malerische Neigungen und auch jenen gewissen bösartigen Humor, den manche Leute für genialisch halten. Er kommt in die Lehre zu Malermeister Quast, macht sich aber durch schlimme Streiche unmöglich. Dann besucht er die Akademie, pumpt und kneipt, stellt ein Bild im Kunstverein aus, wird von der Kritik vermöbelt, vermöbelt nun seinerseits den Kritiker. Eine ideal gesinnte Dame interessiert sich für ihn, die derb reale Susel vom Schimmelwirt desgleichen.

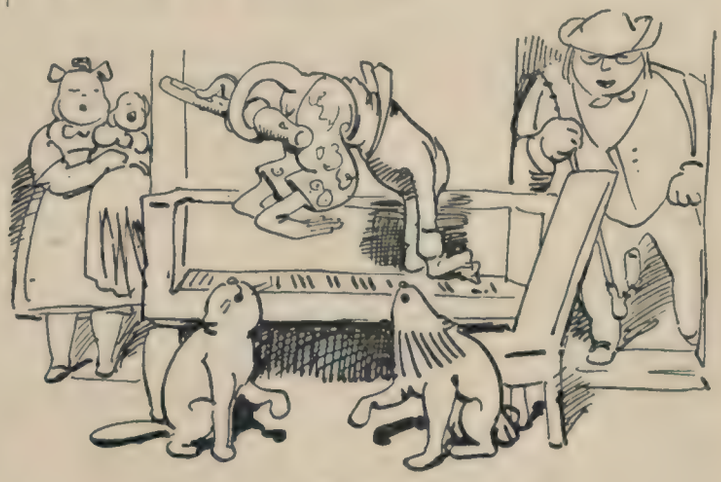
Ja, dies Verhältnis hier gedieh
Zu ungeahnter Harmonie.

Abb. 52. Aus „Maler Kleckſel".

Die hagere Idealistin trifft aber zur Unzeit die dralle Susel im Atelier — mit allen idealen Aussichten geht's zu Ende. Kleckſel heiratet die Susel und wird nach dem Tode des alten Schimmelwirts nun selber Schimmelwirt. Nur die langen Künstlerlocken verraten seine einstigen Bestrebungen. Ein typisches Kunstjüngerschicksal ist hier humorvoll zur Epopoe verarbeitet. Wie Manchem ist es schon gegangen wie Kleckſel, wie Manchem, der sich einst gesagt:

Darum, o Jüngling, fasse Mut;
Setz auf den hohen Künstlerhut
Und wirf Dich auf die Malerei;
Vielleicht verdienst Du was dabei!

In „Fips der Affe" (1879) verwertete der Künstler wiederum das mehrfach, in Bilderbogen, im Haarbeutel usw. verarbeitete Motiv vom Affen, der das verschiedenartigste Unheil anrichtet, als eine naive, elementare Kraft, die das Böse schafft, ohne das Böse zu wollen, so recht das Medium, das Busch für seine, der geplagten Menschheit zugedachten Streiche braucht. Er hat sehr genaue und zweckbewußte Vorstudien nach Affen gezeichnet und dies erklärt die meisterliche Leichtigkeit, mit der er Fipsen nach Gestalt und Ausdruck in allen erdenklichen Situationen schildert. In einem tollen Tempo fegen die Geschicke dieses Buches an uns vorbei, wie eben solch ein behender Vierhänder im Zoo durch das Affenhaus jagt.



Oft wird es Einem sehr verdacht
Wenn er Geräusch nach Noten macht.

Abb. 53. Aus „Fips der Affe".

Einmal gibt's einen Brand in dem Hause, in dem Fips lebt, und dieser macht seine Streiche wieder gut, indem er Elisen, das Kind seiner Herrschaft, aus den Flammen rettet. Er wird nun hochgeehrt und gepflegt, setzt aber seine Untaten, schuldig — unschuldig in seinem Affengemüte, fort, bis sein Maß voll ist und die Nachbarn den Racker vom Baume schießen. Die ewige Regsamkeit und körperliche Gewandtheit des Affen, der burleske Humor, der seiner Halbmenschlichkeit und seinem unermüdlichen Betätigungsdrang entspringt, das alles ist hier mit der Schärfe beleuchtet, mit der Busch die Tiere überhaupt betrachtete. Zum Beispiel auch „Plisch

und Plum", die Helden seiner Hundegeschichte von 1881. Auch hier ist die Tierschilderung die Hauptsache und die, an den üblichen Zwischenfällen und Schmerzlichkeiten nicht arme Geschichte vom bösen Nachbar Schlich und der guten Familie Fittig nur der Rahmen. Schlich wirft eingangs die beiden Hunde ins Wasser:

Wenn mir aber was nicht lieb,
Weg damit! ist mein Prinzip.

Abb. 54. Aus „Plisch und Plum".

Die Knaben Paul und Peter retten die beiden Tierchen und wie nun Paul und Peter aus sehr ungezogenen Lausbuben nach und nach zu wohlerzogenen Jungen werden, so werden auch Plisch und Plum allgemach kluge, wohldressierte Hunde, die am Ende ein reicher Mister, Namens Pief, um eine Stange Goldes kauft. Der böse Schlich, der sich während der ganzen Geschichte gefreut über alle Fatalitäten, die Plisch und Plum ihren Rettern angetan haben, „kriegt vor Neid den Seelenkrampf, — Fällt ins Wasser, daß es zischt — Und sein Lebensdocht erlischt." Wenn Wilhelm Busch die Dame Nemesis zur Vergeltung ruft, besorgt sie die Rache gleich gründlich!

Etwa siebzig kürzere Geschichten mag Wilhelm Busch geschrieben und gezeichnet haben, die als „Bilderbogen" betitelt werden können. Ein Teil war vorher in den „Fliegenden" erschienen und kam dann in deren Verlag in Buchform unter den Titeln „Kunterbunt" und „Schnaken und Schnurren" heraus, etliche erschienen als „Bilderpossen", ein paar in den Hallbergerschen Zeitschriften. Eine Sammlung von rund 50 Bilderbogen hat der Verlag von Braun & Schneider in einem Bande vereinigt. Zu den ältesten von diesen Stücken, die an Bedeutung und Fülle durchaus nicht gegen die größern Bildergeschichten zurückstehen und die zum Teil populärer wurden wie sie, zumal in der Kinderwelt, gehören die 1864 von Richter herausgegebenen, 1880 von Bassermann übernommenen „Bilderpossen": Der Eispeter, Krischan mit der Piepe, Katze und Maus, Hänsel und Gretel. Bezeichnend für sie ist ihr derber, fester Holzschnittstil — wie viel von diesem auf Rechnung Buschs, wie viel auf die des Xylographen kommt, ist nicht leicht mehr festzustellen. Vermutlich hat der letztere sein Hauptanteil an dem schweren Stil, den Buschs gleichzeitige Arbeiten für die „Fliegenden" nicht mehr in solcher Gestalt aufweisen. Die ganze lange Reihe der Bilderbogen kann hier nicht Revue passieren — ein Teil der besten wird übrigens in diesem Bande ohnedies wiedergegeben. Diese Bilder und die Begleitverse, zum Teil so viel zitiert, wie die Glanzstellen aus den größeren Geschichten, haben Generationen der deutschen Jugend vergnügt gemacht; ihr krauser phantastischer Humor spukte durch die Träume derer, die vor einem halben Jahrhundert Kinder waren, und alle Bestrebungen der „Kunst für das Kind" von heute haben deren Kindern und Enkeln nichts bieten können, was so sehr festhält mit Behagen, so sehr die Phantasie anregt zum Weiterspinnen, wie jene schnurrigen Historien. Busch hat in ihnen eine ganze eigene Welt jenseits der Wirklichkeit gebaut, echte Märchenstimmung wechselt darin mit lachender Objektivität, Kindliches mit überlegen Groteskem. Wie haben uns A-B-C-Schützen in den sechziger Jahren die „Kleinen Honigdiebe" durch Mitleid wissend gemacht, denen die Nasen von wegen der Bienenstiche zu Kürbissen anschwollen, bis ihnen der Schmied mit seiner größten Zange die Stacheln herauszog; wie haben wir mit wollüstigem Gruseln der Schadenfreude den „Kleinen Maler mit der großen Mappe" auf seinen abenteuerlichen Fahrten begleitet, oder den kühnen „Bärenjäger" verfolgt, der dem betrunkenen Meister Petz seinen Korkzieher in die Nase bohrt und ihn so gefangen nimmt! Die „Geschichte vom Bauern und vom Windmüller", vom „Bauern und seinem Schwein", vom „Rabennest",

von den „Enten und dem Frosch“ sind nicht minder bekannt gewesen in „kleinen Kreisen“ wie „Max und Moritz“:

Drei Wochen war der Frosch so krank!
Jetzt raucht er wieder, Gott sei Dank!

Abb. 55. Aus „Busch-Bilderbogen“.

Das Bild wurde auf Tabakspfeifen und Aschenschalen gemalt und die Verse wurden und werden unendlich oft zitiert. „Der Hahnenkampf“, „Der hohle Zahn“, „Die Rache des Elefanten“ —

„Ein Mohr, aus Bosheit und Plaisier,
Schießt auf das Elefantentier“ —

sind der Kinderwelt vertraut geworden wie nur irgend Etwas, „Die bösen Buben von Korinth“, die der Diogenes mit seinem Fasse platt wälzt, „Der Floh oder die gestörte Nachtruhe“, „Die zwei Diebe“, „Der hinterlistige Heinrich“, das alles wurde Gemeingut der deutschen Jugend. Das „Naturgeschichtliche Alphabet“ von den Versen:

„Im Ameishaufen wimmelt es,
Der Aff frißt nichts Verschimmeltes“

bis zu der tiefsinnigen Schlußstrophe konnte jeder deutsche Jüngling von Ambition auswendig und die „Entführung aus dem Serail“:

„Der Sultan winkt — Zuleima schweigt
Und zeigt sich gänzlich abgeneigt —“

kannten wir besser, als die von Mozart. „Der Virtuos“ („Das Neujahrskonzert“) ist so was wie die beste, witzigste musikalische Karikatur, die je geschaffen wurde. Ich fand das Werk, von einem strebsamen Abzeichner gestohlen und natürlich ohne den Namen Wilh. Buschs, in der Auslage eines Pariser Kunsthändlers. Die „Kluge Katze“, „Müller und Schornsteinfeger“, „Die Brille“ und nicht zuletzt „Die Folgen der Kraft“ haben stets zu den Leckerbissen der Jugend gezählt (Abb. 56).

Einseitig aber ist der Mann,
Der's nicht mit beiden Händen kann.

Abb. 56. Aus „Busch-Bilderbogen“.

Besonders die letztere Geschichte gehört mit dem „Virtuosen“ zu den Meisterschöpfungen Buschs. Und mit diesen „Hans Huckebein, der Unglücksrabe“ und „Die kühne Müllerstochter“, die auch als Sonderpublikationen herausgegeben wurden und für den Stil Buschs in jener fröhlichen Zeit seines jungen Ruhmes um das Ende der sechziger Jahre überaus bezeichnend sind! Als Tierkarikatur ist der Unglücksrabe besonders glänzend gelungen — es will schon etwas sagen, wenn ein Zeichner die Erscheinung eines jungen Rabenviehs in beinahe fünfzig Abwandlungen immer wieder neu und originell gestaltet. — „Sechs Geschichten für Neffen und Nichten,“ zuerst unter dem Titel „Stippstörchen für Äuglein und Öhrchen“ publiziert, ist ein richtiges Kinderbuch mit Märcheneinschlag, ein Buch für die Kleinsten. Auch in den Bildern redet hier der Dichter, alle Schärfe der Satire, die sonst wohl auch durch des Meisters Bilderbogen und Bilderbücher klingt, ist in diesem Werke der Liebe vermieden. Es verdiente ein Lieblingsbuch der deutschen Kinderwelt zu sein. Von ähnlicher Leichtigkeit des Wesens, wenn auch ohne den Ton zarter Märchenpoesie, der die „Stippstörchen“ durchdringt, ist ein anderes kleines Bilderbuch „Der Fuchs — Die Drachen. Zwei lustige Sachen.“ Es handelt sich um ein richtiges Bilderbuch und der Text ist nicht mit beweglichen Lettern gedruckt, sondern mit der Feder neben die Bilder geschrieben.

Das letzte Werk mit Bildern und Versen kam 1908 nach dem Tode Buschs unter dem Titel „Hernach“ heraus. Es ist eine Sammlung von zierlich leichten, meist vignettenartigen Federspielen mit kurzen Begleitversen, welche die schöne, von Lothar Joachim verlegte Faksimile-Ausgabe mit der Handschrift des Dichters wiedergibt. Harmlos, oft pointenlos wie japanische Lyrik, haben jene Verse meist nur den Zweck, eine Stimmung, einen Eindruck anzudeuten — unter

den Bildchen sind altmeisterlich schöne Dinge, wie etwa die „Rast im Walde", das „Idyll" und die „Schnitzeln" – diese Auswahl aus einer großen Masse von Skizzen und Handzeichnungen hat Busch noch selbst getroffen und nur künstlerisch Wertvolles aufgenommen. Es sind kleine Kabinetstückchen von meisterlicher Knappheit des Ausdrucks darunter. Der Nachlaß Buschs enthielt freilich noch hunderte von solchen liebenswürdigen Kleinigkeiten, die sich von dieser Auswahl dem Werte nach sicher nicht sehr zu ihren Ungunsten unterschieden hätten.

Von Wilhelm Buschs drei Versbüchern ist die 1871 schon veröffentliche „Kritik des Herzens" das erste gewesen. Wir wissen, daß es dem Dichter manchen Verdruß bereitet hat, daß dies Büchlein nicht so recht verstanden wurde, und er durfte sich wohl zugestehen, daß es gute und neue Werte enthielt. Neu war vor allem, daß diese Lyrik eben fast durchweg „Kritik des Herzens" bedeutete, daß jedes dieser kurzen Gedichte seine Spitze in einer feinen psychologischen Beobachtung am lieben Ich oder am lieben Nächsten hat. Auch mit den beiden späteren Gedichtbüchern „Zu guter Letzt" und „Schein und Sein" ist es nicht viel anders; nur mischen sich in diesen mehr allgemein philosophische Gedanken in die spezielle Betrachtung der menschlichen Eigenart und Schwäche. Ein paar Proben dürften das Wesen dieser „Kritik des Herzens" klar machen. Da ist zum Beispiel ein Wichtigtuer in drei Strophen abgemalt:

Wirklich, er war unentbehrlich!
Überall, wo was geschah
Zu dem Wohle der Gemeinde,
Er war tätig, er war da.

Schützenfest, Kasinobälle,
Pferderennen, Preisgericht,
Liedertafel, Spritzenprobe,
Ohne ihn, da ging es nicht.

Ohne ihn war nichts zu machen,
Keine Stunde hatt' er frei.
Gestern, als sie ihn begruben,
War er richtig auch dabei.

Ein andres Mal gilt es gewissen, köstlich beobachteten Auswüchsen des Familiensinnes:

Die erste alte Tante sprach:
Nun müssen wir auch dran denken,
Was wir zu ihrem Namenstag
Dem guten Sophiechen schenken.

Drauf sprach die zweite Tante kühn:
Ich schlage vor, wir entscheiden
Uns für ein Kleid in Erbsengrün,
Das mag Sophiechen nicht leiden.

Der dritten Tante war das recht:
Ja, sprach sie, mit gelben Ranken!
Ich weiß, sie ärgert sich nicht schlecht
Und muß sich auch noch bedanken!

Ein paar Mal ist freilich auch in diesem Buche ein ernster Ton angeschlagen, so in dem seltsamen kleinen Gedicht über des Dichters Jugendliebe:

„Sie war ein Blümlein hübsch und fein
Hell aufgeblüht im Sonnenschein" —,

einem Poem, das in die bösen Zeilen ausklingt:

„Ein alter Esel fraß die ganze,
Von ihm so heißgeliebte Pflanze."

Und voll tiefen, echten Gefühls ist das letzte Gedicht des Bändchens, das dem Andenken der Mutter geweiht ist. Den philosophischen Auftakt zu der Sammlung „Zu guter Letzt" (1904), die wohl Gedichte aus vielerlei Lebensphasen Buschs enthält, geben die resignierten Verse:

Halt Dein Rößlein nur im Zügel,
Kommst ja doch nicht allzuweit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.

Nenne niemand dumm und säumig,
Der das Nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

Überlegen scharfe Herzenskritik spricht dann wieder aus den Strophen:

Sie ist ein reizendes Geschöpfchen,
Mit allen Wassern wohl gewaschen;
Sie kennt die süßen Sündentöpfchen
Und liebt es, häufig draus zu naschen.

Da bleibt dem sittlich Hochgestellten
Nichts weiter übrig, als mit Freuden
Auf diese Schandperson zu schelten
Und sie mit Schmerzen zu beneiden.

Ein Jahr nach des Dichters Tode, 1909, ist bei Lothar Joachim der dritte Gedichtband „Schein und

Sein" erschienen, in dem sicherlich manches Gedicht steht, das seinem Schöpfer besonders lieb war. Ein Abfallen des Wertes ist in den Sammlungen überhaupt nicht zu spüren — nur die lustige Ironie nimmt ab und macht einer reifern und tiefern Anschauung Platz. Man denkt an ein schönes Gedicht aus Heinrich Heines Leidenstagen, wenn man liest:

Die alte Sorge.

Er kriegte Geld. Die Sorge wich,
Die ihn bisher beklommen.
Er hat die Jungfer Fröhlich sich
Zu seinem Schatz genommen.

Sie tranken Wein, sie aßen fein,
Sie sangen zum Klaviere;
Doch wie sie sich so recht erfreun,
Da klopft es an die Türe.

Die alte Sorge war's, o weh,
Die magerste der Sorgen.
Sie setzte sich ins Kanapee
Und wünschte Gutenmorgen.

Die letzten Zeilen in diesem letzten Buche des Dichters Wilhelm Busch lauten:

Buch des Lebens.

Haß, als minus und vergebens,
Wird vom Leben abgeschrieben.
Positiv im Buch des Lebens
Steht verzeichnet nur das Lieben.
Ob ein Minus oder Plus
Uns verblieben, zeigt der Schluß.

Ob man die Lebenswege Wilhelm Buschs verfolgt, oder sein Werk — man nimmt deutlich wahr, wie sich die Bilanz immer mehr zugunsten der Liebe verschiebt. Diese Aufwärtsentwicklung durch sieghaft bestandene Lebenskämpfe spiegelt sich klar und schön in den, im Verlaufe dieser Skizze schon oft gerühmten Prosaschriften des Dichters, die, wie man wohl sagen kann, sein Werk krönen und deren die deutsche Literatur wenig Gleichartiges an die Seite zu stellen hat. Ihr Stil ist vollkommene Eigenart, sie sind durchziseliert, wie feine kleine Werke der Goldschmiedekunst, so reich an kostbaren und liebenswürdigen Einzelheiten, daß man neue Kunstwerkchen und Schmuckstücke, neue funkelnde Edelsteine in ihrem Gefüge entdeckt, so oft man sie wieder lesen mag. Zeitereignisse sind gestreift von blühenden Glanzlichtern, Ewiges ist mit überlegener Klugheit und oft in wundersam schön geprägter Form erörtert, Menschliches, Allzumenschliches wird mit reifem Humor enthüllt. Das Publikum, das 1891, als „Eduards Traum" herauskam, noch nicht in die Tiefe von Wilhelm Buschs Wesen gedrungen war, empfand den Wert dieser Dichtung noch nicht; schien doch auch ihre Form für den flüchtigen Leser zu übermütig und burschikos, als daß er poetische und philosophische Kostbarkeiten hinter diesen schnurrigen Phantasien vermutet hätte. Man muß sich in ihren Reichtum und ihre Tiefe hineinlesen und, was noch schwerer ist, man muß die stilistischen Schnörkel, das lustige Drum und Dran, die gelegentlichen Ausblicke auf den Alltag und die ernst und bedeutsam gemeinte Symbolik auseinander halten lernen. Die beiden Seelen, die in des Dichters Busen, wie in der Brust Faustens leben, haben ihren Anteil an diesen Schöpfungen — der lustige Autor der Bilderpossen spricht da so gut, wie der Dichter und Denker!

„Eduards Traum" nennt Busch selbst in einem Briefe vom 17. Dezember 1893 „einen kleinen Scherz, nicht ohne Fleiß durchdacht, zur Unterhaltung für wenige, die an so was Vergnügen finden. Die Probleme sind eingewickelt und wollen nicht losgemacht sein. Sonst müßte man dem Vogel die Federn ausrupfen, und dann fliegt er nicht mehr." Daß die Probleme eingewickelt sein und bleiben wollen, das ist das wesentliche und merkwürdige am Stil dieser symbolischen Dichtungen. Ihren Sinn soll und kann man empfinden, nicht ausdeuten bis zum letzten Jota. Es ist wohl selten Lebensweisheit so absolut in der Form der Kunst geboten worden, wie hier in Eduards Traum. — Der Held ist eingeschlafen. Sein Ich schrumpft zu einem Punkte zusammen, verläßt den Körper und sieht ihn erst einmal von außen an: „Da lag er; Augen zu, Maul offen, ein stattlicher Mann." Der denkende Punkt nun begibt sich auf Reisen, von allen Hemmungen durch Raum und Zeit befreit. Zunächst geht's in ein hübsches arithmetisches Städtchen im Gebiet der Zahlen, wo tolle Erlebnisse mit einer Wurst zum Preise von 93 Pfennigen, 17 Schneidergesellen und einer Metzgersfrau von 257 Pfund Lebendgewicht Veranlassung zu philosophischen Betrachtungen über die Relativität aller, sogar der sogenannten mathematischen Wahrheiten geben. Dann reist der Punkt Eduard zum Völklein der Punkte. „Gelungene Burschen, diese Art Punkte!" Der alte Bennecke, mein Mathematiklehrer, pflegte freilich zu sagen: „Wer sich keinen Punkt denken kann, der ist einfach zu faul dazu!" „Ich hab's oft versucht seitdem. Aber just dann, wenn ich denke, ich hätt' ihn, just dann habe ich gar nichts. Und überhaupt meine

Freunde! Geht's uns nicht so mit allen Dingen, denen wir gründlich zu Leibe rücken, daß sie grad dann, wenn wir sie mit dem zärtlichsten Scharfsinn erfassen möchten, sich heimtückisch zurückziehen in den Schlupfwinkel der Unbegreiflichkeit, um spurlos zu verschwinden wie der bezauberte Hase, den der Jäger nie treffen kann? Ihr nickt; ich auch." — Die nächste Etappe der Reise führt Eduard ins Reich der geraden Linien: „Alles flach, wie Judenmatzen, ja noch zehntausendmal flacher"; dann ins Reich der geometrischen Figuren, schließlich in den dreidimensionalen Raum, dessen Bewohner hohl sind, nur Oberfläche haben. Von hier aus eröffnen sich natürlich die mannigfachsten Perspektiven auf Menschliches. Fernerhin besucht Eduard das merkwürdige Gebiet der aparten Körperteile, wo die Köpfe, die Hände, die Füße für sich hausen, zuletzt gelangt er von hier aus „vermittelst eines parabolischen Sprunges in die gewöhnliche Welt hinein, wo jeder seine gesunden Gliedmaßen beieinander hat." Von Haus zu Haus schwirrt der denkende Punkt; wie in einem Kaleidoskop, das man leise schüttelt, wechseln die Bilder und alle erzählen sie von menschlicher Schwäche, Niedertracht und Gaunerei. Aber es ist alles mit wundersamen Humor und aus der Höhe gesehen und alle jene phantastischen Momentbilder sind durch diesen Humor verknüpft. Zum Beispiel:

„Im wohnlichen Stübchen voll sumsender Fliegen steht das tätige Mütterlein. Sie sucht Fliegenbeine aus der Butter, die sie demnächst zu kneten gedenkt; denn Reinlichkeit ist die Zierde der Hausfrau. Aber ihr Stolz ist die Klugheit. Mit mildem Kartoffelbrei füllt sie die Butterwälze, denn morgen ist Markttag in der Stadt. — Ich schwirrte ins Nachbarhaus. — Der Bauern Töchterlein sitzt am Klavier. Es klopft. „Sind der Herr Vater zu Hause?" so fragt der Hammelkäufer. „Bedaure sehr!" erwidert sie zierlich. „Papa fährt Mist!" — Ein erfreuliches Beispiel frisch aufblühender Bildungsverhältnisse, die noch etwas von dem kräftigen Duft des humushaltigen Erdreichs an sich haben, worauf sie gewachsen sind." — Eduard sieht einen zerstreuten Bauern, der eine brennende Kerze ins Stroh steckt und fortgeht, drei lustige Gesellen im Wirtshaus, die eben drei handfeste Meineide abgeliefert und bereits drei neue in Akkord haben, einen Strolch, der eine Börse findet und nicht abliefert usw. Überall wird das Unzulängliche Ereignis, Sünder sind alle allzumal. Von der Landstraße und ihrem Dunstkreis reist Eduard, der Punkt, mit dem Kurierzug — auch der ist voll wunderlicher Heiliger! — in die Stadt. Zu den höheren Schichten der Gesellschaft in einer „feinen und hochgebildeten Metropole." „Eine leichte heidnische Dunstwolke mit einem aromatischen Anhauch von Pomade und Knoblauch, die über der christlichen Stadt schwebte, umfing mich", erzählt Eduard. Haß und Sünde, Roheit, Selbstsucht, Unverträglichkeit und Betrügerei in allen Etagen. Auch auf die Kunst fallen Streiflichter, nachdem Eduard im Theater ein naturalistisches Stück besucht hat: „Was nun aber das Kunstwerk betrifft, meine Lieben, so meine ich, es sei damit ungefähr so, wie mit dem Sauerkraut. Ein Kunstwerk, möcht' ich sagen, müßte gekocht sein am Feuer der Natur, dann hingestellt in den Vorratsschrank der Erinnerung, dann dreimal aufgewärmt im goldenen Topfe der Phantasie, dann serviert von wohlgeformten Händen, und schließlich müßte es dankbar genossen werden mit gutem Appetit." Dem Tempel der Wissenschaft macht er auch Besuch: „Da drinnen hocken sie, Zahlen im Kopf, Bazillen im Herzen. Alles pulverisieren sie: Gott, Geist und Goethe. Und dann die Besengilde, die gelehrte, die den Kehricht zusammenstttchet vor den Hintertüren der Jahrtausende. — Siehst du das Fuhrwerk da? Siehst du den Ziegenbock, der jeden Morgen das Wägelchen Milch in die Stadt zieht? Sieht er nicht so stolz aus, als ob er selbst gemolken wäre?" — Ähnliche geistvolle und witzige Glossen erfährt alles, was zur Kultur gehört. Z. B. das Museum, die Verpflegungsanstalt für bejahrte Gemälde, die Bilderklinik, wo die Bresthaften kuriert und geflickt werden. Der Kunstverein und die Kritikusse und Sittlichkeitsschnüffler. Folgt die Episode mit dem „wahrhaft guten Menschen", eine kleine, berechtigter Skepsis volle Satire auf menschheitbeglückende Utopisten, die Otto Erich Hartleben später einmal zu einer Komödie ausgezogen hat. In wilder Jagd geht's von Zustand zu Zustand, von Motiv zu Motiv. Ein Seitensprung ins Weltall gibt Veranlassung zu tiefsinniger Philosophie — in der leeren Dunkelheit draußen fängt es an, den denkenden Punkt Eduard zu frieren und er rettet sich noch rechtzeitig auf die Erde zurück. In ein Kommunalwesen ohne Fehl und Makel, ohne Not und Sorgen, ein Schlaraffenland, wo jeder mit dem fünfunddreißigsten Jahre auf die Leibzucht zieht. Den Leuten wird dort die „Konkurrenzdrüse" obligatorisch ausgebohrt, darum ist's aus mit dem Gedrängel und der Haßpasserei. Die Leute leben so einträchtiglich, daß sie den Herrgott und seine zehn Gebote nicht mehr nötig haben. „Nur eins war schade. Das Lachen hatte aufgehört." — Jenes wonnige Bewußtsein, daß wir wen vor uns haben, der noch dümmer oder häß-

licher ist als wir selber; diese aufrichtige Freude an der Bestätigung unserer überwiegenden Konkurrenzfähigkeit, deren lauten oder leisen Ausdruck wir Lachen oder Schmunzeln nennen, konnte unter derartig geregelten Verhältnissen nicht mehr vorkommen. Es ist unerträglich in diesem Utopien. An jedem Baum in den gemütlichen Parkanlagen daselbst hängt einer, der sich aus Langerweile aufgeknüpft hat! — Da ist wieder im bizarrsten Gewande tiefe Wahrheit über die Quellen des Humors offenbart, wie sie eben nur ein Humorist vom Geiste Wilhelm Buschs zu bieten hat. Mit noch groteskerer Symbolik wird die Naturphilosophie abgetan. — Eduard besucht einen weltberühmten Naturphilosophen in seinem Laboratorium; der Kreislauf der Dinge, des Dinges an sich, Empfindungen und Gedanken, Lust und Leid des Herzens werden an merkwürdigen Apparaten demonstriert — daß die Belehrungen nicht recht befriedigend ausfallen und sehr skeptisch aufgenommen werden, kann man sich denken. In diesen Schlußkapiteln steigert sich der Gehalt des Werkes seltsam und ganz besonders im letzten, wohin alle die Irrenden und Sündhaften, die wir kennen gelernt haben, zusammenströmen im „Wirtshaus zum lustigen Hinterfuß" am Fuße des Berges. Sie wandern auf breiter, ausgetretener Straße dorthin und werden zuletzt alle in einem eigentümlichen schwarzen Hotelomnibus weggefördert in einen dunklen Tunnel hinein. Etliche haben freilich versucht, den Berg zu ersteigen, zur Bergstadt emporzuklimmen, die vier guten Vorsätze: Willich, Wolltich, Wennaber und Wohlgemut. Nach und nach aber bleiben sie zurück, einer nach dem andern und zuletzt rutschen auch sie in das reizende Etablissement zum „Lustigen Hinterfuß" hinab. Eduard versucht den Anstieg, aber in die glänzende Burg oben, die den Berg krönt, kommt er nicht. Er hat kein Herz, der denkende Punkt, darum geht's nicht. Nur ein paar stille Wanderer gelangen durch das Pförtchen ins Schloß. Recht betrüblich im Grunde! Aber da ist die Rede von einem Tunnel zwischen dem geheimnisvollen Schlosse und jenem lustigen Wirtshaus drunten. Und aus dem Tor des Schlosses drängt ein Schwarm rosiger Kinderchen, Störche holen sich ihr Teil davon weg, allerdings nicht, ohne daß jedes Kindlein vorher von einen der zahlreich versammelten Teufelchen einen kleinen Wischer weggekriegt, als hätten sie „schwarzen Peter" gespielt. Wir fühlen den Gedanken einer Wiedergeburt in dem bunten Märchenbilde — die Wiederbringung aller Dinge bis zu erreichter Vollkommenheit war dem Dichter ja ein lieber Gedanke, wie wir sahen.

Eduard erwacht. Die Gattin steht an seinem Bette und meldet, daß der Kaffee fertig sei. „Wer war froher als ich. Ich hatte mein Herz wieder und Elisen ihres und dem Emil seins, und Spaß beiseit, meine Freunde, nur wer ein Herz hat, kann so recht fühlen und sagen, und zwar von Herzen, daß er nichts taugt. Das weitere findet sich."

Die Schlußweisheit dieser buntschillernden Allegorie, die uns in Märchensprüngen vom hundertsten ins tausendste über alle großen und kleinen Dinge des Lebens führt, ist wiederum jene, der unser Dichter so oft Ausdruck gegeben — daß der Geist allein auf jene Fragen keine befriedigenden Antworten erhält. „Glaubenssachen sind Liebessachen. — Wer in Glaubenssachen den Verstand befragt, kriegt unchristliche Antworten. — Mit Gewalt ins Himmelreich: durch Wollen, nicht durch Grübeln" heißt's in den „Sprickern." —

Leichter zu packen in seinen allegorischen Tiefen als diese Traumgeschichte mit ihren Kreuz- und Quersprüngen, ist „Der Schmetterling." An den seltsamen Schicksalen *eines* einzelnen Lebens zeigt uns der Dichter hier *das* Menschenleben überhaupt. Unwirkliches ist natürlich auch hier mit schlagend echter Wirklichkeit gemischt und wer nicht tiefer schürfen will, kann das Ganze getrost auch als ein phantastisches Märchen nehmen — er kommt auch dann auf seine Rechnung. Wie in Eduards Traum erzählt der Held seine Geschichte im Ichton selber, erzählt sie mit Selbstironie und jener kühlen Objektivität auch gegenüber den eigenen Leiden und Erlebnissen, die einen integrierenden Bestandteil vom Stil unseres Dichters ausmacht. Dieser Held heißt Peter: „Mein Name ist Peter. Ich bin geboren anno dazumal, als man die Fräuleins Mamsellchen nannte und die Gänse noch Adelheid hießen, auf einem einsamen Bauerngehöft, gleich links von der Welt und dann rechts um die Ecke, nicht weit von der guten Stadt Geckelbeck, wo sie alles am besten wissen." Zuerst kommt der Peter zu einem Schneider in die Lehre — zum Studieren hat er schon gar nicht getaugt — aber die dünnen Wassersuppen der dicken Frau Meisterin spülen ihn wieder der Heimat zu. Hier treibt er süßes Nichtstun in allerlei Gestalt, bis er eines schönen Sonntagsmorgens einem Schmetterling nachjagt, immer weiter fort, aus der Heimat weg, in die Welt hinein. Er findet den Weg zur Heimat zurück nicht mehr, jagt immer wieder hinter dem Schmetterling her, der auftaucht und verschwindet und ihn äfft. So jagen die Menschen nach dem Glück. Schließlich frißt ein schwarzer Vogel den schillernden Falter. Die

Jagd ist zu Ende, das Glück und das Leben sind dahin. Wunschlos und müde und „nicht mehr ganz komplet" humpelt der Peter ins Vaterhaus zurück.

Er hat vieles erlebt draußen auf der Schmetterlingsjagd. Einer bösen, hübschen Hexe, einem Zigeunerwesen, dem Cindili, begegnet er. Sie tut's ihm an, quält und bestiehlt ihn, wie sie kann. Einen seltsamen dämonischen Gefährten findet er dabei, den Jägernazi, der ihm gleichfalls jeden Tort antut, gleichfalls, nur mit etwas mehr Glück, hinter dem Cindili her ist und von ihr geplündert wird. So oft sich die Wege der beiden trennen, so oft kreuzen sie sich auch wieder. Hinter dem alten Schlumann, der ein „Eslein streck' dich" besitzt, sind sie her und halten goldene Ernte. Aber der Nazi raubt dem Peter seinen ganzen Anteil. Auf höchst wundersame Weise gerät Peter dann ins Haus der schönen Hexe, wird von ihr in einen Pudel verwandelt, erlebt miserable Behandlung und muß zusehen, wie sie mit Nazi gar zärtlich tut, eine ganze Flitterwoche lang — bis der alte Schlumann kommt, der noch mehr Geld hat und der Nazi davongeschickt wird. Der Pudel Peter läuft seiner Herrin davon, kommt aber in Hundetreue zurück. Zu Neumond wird er auf qualvolle Weise wieder in menschliche Gestalt zurückverwandelt — zum Abschied bläst ihm aber Cindili mit dem Blasbalg eisig kalt ins Genick und von diesem „Hexenschuß" her muß er nun den Kopf schief halten, den Rest seines Lebens lang. So zieht er ab und sehnt sich nach Hause: „Was hatt' ich gefunden heraußen in dieser verlockenden Welt als Schmerz und Enttäuschung; wie tief, durch meine unsteten Begierden, war ich gesunken! Ein Streuner war ich geworden, ein Faulenzer, ein Gauner beinah und schließlich ein Pudel, ein kriechender Hund mit dem Pelz voller Flöhe, der verächtliche Sklave einer geldgierigen, ruchlosen Hexe!" Hier liegt der symbolische Gehalt dieser Historie, die sich ein jeder mühelos in einen naturalistischen Roman übersetzen kann, klar genug am Tage. Nochmals jagt Peter nun dem Schmetterling nach und die wilde Jagd führt ihn jetzt direkt zu seiner Durchlaucht, dem Fürsten dieser Welt. Auch Lucinde ist da und der alte Schlumann. Der Schloßherr fährt ab mit Lucinden in prunkvoller Equipage, Peter springt hinten auf, aber der Kutscherbock glüht vom höllischen Feuer und Peter stürzt hinunter mit verbranntem Fuß. Ein Bäuerlein fährt ihn in die Stadt auf demselben Karren, auf dem der Sarg des toten Jägernazi spediert wird. Der gemütliche Doktor Schn[illegible]z schneidet dem Peter das Bein ab und der sieht sich nun in elender Verfassung im Spiegel:

„Der, den ich drin erblickte, gefiel mir nicht, Kopf kahl, Nase rot, Hals krumm, Bart struppig; ein halber Frack, ein halbes Bein; summasummarum ein gräßlicher Mensch. Und das war ich!"

„Aber eh' ich noch Zeit hatte zu weinen, rief der Doktor triumphierend:

„He? Wie? Was sagt ihr nun? Schmucker Kerl fürwahr! Reiche Frau heiraten! Alles in Ordnung! Gratuliere! Und glückliche Reise!"

Jetzt, wie er so kläglich zugerichtet ist, findet der Peter den Weg wieder in die Heimat. Der Vater ist tot. Bäschen Kathrine, das der Peter in Jugendtagen gern gesehen, hat den Knecht Gottlieb geheiratet und sie leben glücklich in Peters Vaterhause. Sie nehmen den armen Krüppel auf, ohne zu wissen, wer er ist und er bleibt dort leben „als ein stilles, geduldetes, nutzbares Haustier." Die Hexen reiten noch immer an seiner Dachkammer vorbei. Auch Lucinde späht einmal herein und lacht wie närrisch — „Gelassen sah ich sie an, flötete, nahm eine Prise und machte haptschih!"

Wilhelm Buschs Philosophie der Entsagung hat in dieser, seiner letzten und vielleicht tiefsten, Dichtung packenden Ausdruck gewonnen. Geduld und zufriedene Gelassenheit hat der Peter gelernt, nachdem — und weil ihm das Leben so grimmig mitgespielt. Es hat ihm nichts geschenkt als die Kunst, nichts mehr zu gebrauchen. Und „wer nichts gebraucht, der hat genug!"

Das Werk des Malerhumoristen klingt nicht in Fröhlichkeit aus, aber in einer vollen und ruhigen Harmonie. So ist auch sein eigenes Leben ausgeklungen in einem gesicherten, von den unruhigen Geistern des Alltags nicht mehr gestörten Frieden.

Kleines Wilhelm Busch Album

Die ersten Arbeiten des Meisters

Der unbequeme Posten.

Es trug sich kürzlich zu Sainte Charante inférieure ein außerordentlicher Fall zu. Ein alter Offizier, der alle Feldzüge unter Napoleon I. mitgemacht hatte, starb und wurde mit den gewöhnlichen Ehrenbezeigungen, die einem tapferen Krieger gehören, begraben. Die ganze Gegend hallte von dem Donner der Kanonen wider. Auf einmal hört man Lärm in dem Sarge, man öffnet und siehe da, unser Offizier erwacht aus seinem ewigen Schlummer durch das ihm so wohlbekannte Geräusch der Kanonen und bittet, man möchte ihm einen weniger unruhigen Posten anweisen.

Enthusiastische Huldigung.

Bei einer der Vorstellungen der so sehr gefeierten Taglioni in der französischen Oper, als man das schöne Ballett die „Sylphide" gab, geriet ein Herr so in Ekstase, daß er einer Dame, die neben ihm saß, die Blumen, die sie in den Haaren trug, sowie das Bukett, welches sie in der Hand hielt, herausriß und es zu den Füßen der Tänzerin warf.

Der vergeßliche Stadtschreiber.

Es war ein kalter regnerischer Abend, als der Stadtschreiber Dröge aus dem Wirtshaus trat, seinen Regenschirm aufspannte und, da seine Wohnung ganz am Ende der Stadt lag, mit eiligen Schritten sich auf den Heimweg machte. Schon hatte er den größten Teil des Weges zurückgelegt, da — plötzlich — überkam ihn jenes sonderbare unbehagliche Gefühl, welches den Menschen zu befallen pflegt, wenn er glaubt, etwas vergessen zu haben, und wußte doch nicht was. Ja es fehlt ihm etwas; er mußte etwas vergessen haben und wußte doch nicht was. Daß er aber etwas vergessen hatte, das wußte er ganz genau, denn als er ins Wirtshaus gegangen, hatte er etwas unter dem Arme getragen. — Unser Stadtschreiber entschließt sich kurz; er geht wieder zurück, das Vermißte zu suchen. In der Nähe des Wirtshauses hört der Regen auf und der Stadtschreiber klappt infolgedessen seinen Regenschirm wieder zu. — Nicht lange, so spürt er einen gewissen Gegenstand unter dem Arme, der es ihm auf einmal klar machte, daß er eigentlich nichts vergessen als dies: daß es bei seiner Einkehr ins Wirtshaus nicht geregnet und er also zu der Zeit denselben Gegenstand unter dem Arme getragen hatte, den er jetzt darunter trug — nämlich den zugeklappten Regenschirm.

Aus dem Rathausener Tageblatt.

Rathausen, den 7. Oktober. Soeben kommt das Gerücht einer ebenso beklagenswerten als ruchlosen Tat zu unseren Ohren, einer Tat, die sich nur aus der tiefen moralischen Verderbnis unserer modernen gesellschaftlichen Zustände erklären läßt. Der Tatbestand ist folgender: Ein junger Maler aus hiesiger Stadt lockte durch Schmeicheleien ein junges, schönes, aber noch sehr schüchternes weibliches Modell in sein Atelier. Hier ermordet er sie. Alles Schreien der Unglücklichen wird überhört, da das Atelier des Malers im Hintergebäude über drei Stiegen liegt. Bei einbrechender Nacht schleppte der Mörder den Leichnam der Ermordeten in den Hof, um ihn dort eigenhändig in den Sand zu scharren. Unmittelbar darauf begibt sich derselbe in eine nahe gelegene Brauerei und trinkt wie gewöhnlich seine sechs Glas Bier, ohne daß eine besondere Aufregung an ihm zu bemerken gewesen wäre. Es steht zu erwarten, daß es der anerkannten Umsichtigkeit unserer hochlöblichen Polizei sehr bald gelingen werde, die näherliegenden Umstände und die tieferliegenden Motive dieser Tat ans Licht zu ziehen.

Nachschrift.

Wie wir aus glaubwürdiger Quelle vernehmen, soll eine würdige alte Dame aus unserer Stadt bei diesem Vorfalle sehr nahe und schmerzlich beteiligt sein. — Der Täter ist bereits eingezogen und wird jetzt möglicherweise schon sitzen.

Rathausen, den 8. Oktober. Dem von uns unter dem gestrigen Datum berichteten und bereits in weiteren Kreisen vielfach besprochenen Vorfalle scheint zu unserem Bedauern lediglich ein mutwillig verbreitetes Gerücht zugrunde zu liegen, und ist dasselbe dahin zu berichtigen, daß allerdings ein junger Maler ein junges weibliches Modell ermordet hat, und daß allerdings eine alte würdige Dame von diesem

Vorfall nahe berührt ist; daß aber dieser Maler ein Tiermaler und das Modell die Lieblingskatze einer alten Dame ist, in deren Hause derselbe Maler vor kurzem ein Atelier bezogen hatte. Daß er demzufolge eingezogen, ist gewiß, und daß er jetzt schon sitzt, nämlich im Bierhause, wird niemand, der ihn näher kennt, unmöglich erscheinen.

Mißverständnis.

Doktor: „Also Appetit habt Ihr." — Bauer: „Jo!" — D.: „Ruhigen Schlaf auch?" — B.: „Jo, Herr Doktor." — D.: „Habt Ihr vielleicht keinen Stuhl?" — B.: „Gar kanen"! — D.: Aha! also keinen Stuhl. Hm! und wie lange denn." — B. (denkt nach): „No! es könnt' schon seit letzten Weihnachten sein." — D.: „Was, seit Weihnachten?" — B.: „Ja, so lang schon." — D.: „Aber bedenkt, heute haben wir den 23. September und Ihr behauptet, schon seit Weihnachten keinen Stuhl zu haben, das ist ja rein unmöglich!" — B.: „Es ist halt doch so, voriges Jahr hab mer noch anen gehabt, und zu Weihnachten hat mei Bub, der Hans, den letzten Stuhl zerbrochen, und seitdem behelfen wir uns mit einer Bank." —

Mißverständnis.

„Ei, ei, Herr Schulmeister, steht denn das wirklich in dem Briefe von meinem ausgewanderten Sohne, dem Töpfergesellen? Wie kann denn aber der Junge mit samt dem Schiffe in einen Hafen hineinlaufen?"

Der harte Winter.

Es war einmal ein unvernünftig kalter Winter, da gingen zwei gute Kameraden miteinander auf das Eis zum Schlittschuhlaufen. Nun waren aber hin und wieder Löcher in das Eis geschlagen, der Fische wegen; und als die beiden Schlittschuhläufer nun im vollen Zuge waren, versah's der eine, rutschte in ein Loch und traf so heftig mit dem Halse vor die scharfe Eiskante, daß der Kopf auf das Eis hinglitschte und der Rumpf ins Wasser fiel. Der Andere, schnell entschlossen, wollte seinen Kameraden nicht im Stiche lassen, zog ihn heraus, holte den Kopf und setzte ihn wieder gehörig auf, und weil es eine solch barbarische Kälte in dem Winter war, so fror der Kopf auch gleich wieder fest. Da freute sich der, dem das geschah, daß die Sache noch so glücklich abgelaufen war. Seine Kleider aber waren alle ganz naß geworden; darum ging er mit seinem Kameraden in ein Wirtshaus, setzte sich neben den warmen Ofen, seine Kleider zu trocknen und ließ sich von dem Wirte einen Bittern geben. „Prost Kamerad!" sprach er und trank dem andern zu; „auf den Schreck können wir wohl Einen nehmen."

Nun hatte er sich durch das kalte Bad aber doch einen starken Schnupfen geholt, daß ihm die Nase lief. Da er sie nun zwischen die Finger klemmte, sich zu schnäuzen, behielt er seinen Kopf in der Hand, denn der war in der warmen Stube wieder losgetaut. Das war nun freilich für den armen Menschen recht fatal, und er meinte schon, daß er nun in der Welt nichts Rechtes mehr beginnen könnte; aber er wußte doch Rat zu schaffen, ging hin und ließ sich anstellen als Dielenträger, und das war eine gar schöne Arbeit für ihn, weil ihm dabei niemals der Kopf im Wege saß, wie andern Leuten, die auch Dielen tragen müssen.

Der Freimaurer.

Der Sohn eines wohlhabenden Bäckers in einer schwäbischen Stadt sollte seine Wanderschaft antreten. Da sprach sein Nachbar Flaschner zu ihm: „Ich will dir einen guten Rat geben, wie du in der Fremde manche Zehrung und manchen Schoppen dir unentgeltlich verschaffen und überhaupt dir Freunde machen und Beschützer erwerben kannst. Es gibt nämlich eine weitverbreitete Brüderschaft, ‚die Freimaurer', sie erkennen sich an einem geheimen Zeichen und sind gern bereit, Fremde, die zu ihrer Brüderschaft gehören, zuvorkommend und freundlich aufzunehmen und kräftig zu unterstützen. Kommst du nun irgendwo mit anständigen Leuten zusammen, so gib dich nur auch für einen Freimaurer aus und sie werden dich freundlich aufnehmen." Karle fragte: „Woran aber kann ich die Freimaurer erkennen?" Der pfiffige Flaschner sprach geheimnisvoll: „Die Freimaurer zeigen sich gegenseitig die Zungenspitze." Karle merkte sich dieses, und als er am andern Tage in Waiblingen angekommen war, ging er in den Gasthof zum Adler, verlangte einen Schoppen Zwölfer und setzte sich, zur großen Verwunderung des Wirts, im „Herrenstüble" auf den besten Platz. Er saß nicht lange, da kam der Oberamtsrichter, um sein Abendschöppchen zu trinken. Unangenehm berührt, einen ziemlich ordinären Gast auf seinem gewohnten Platze zu finden, sah er ihn unwillig an, sprach aber nichts. Karle begann seine Rekognoszierung und schob, den Oberamtsrichter starr ansehend, die Zungenspitze zwischen die Lippen. Als der vermeintliche Freimaurer es nicht zu bemerken schien, kam die Zunge immer weiter raus: endlich stand Karle mit herausgestreckter Zunge von dem Oberamtsrichter, der, in der Meinung, der Bursche wollte ihn verhöhnen, ihm eine kräftige Maulschelle zog. Karle rief, sich den Backen reibend: „Das is Roaner!" (Reiner.)

Zur Warnung.

Unter den Bildern der großen deutschen Kunstausstellung in München machte eine Landschaft, worauf die Sonne mit täuschender Natürlichkeit gemalt war, großes Aufsehen. Eine junge Dame, welche längere Zeit entzückt davor stand, bemerkte nachher zu ihrem nicht geringen Schrecken, daß sie Sommersprossen bekommen hatte.

Eine Nachtgeschichte.

Vor einiger Zeit kehrte spät abends im goldenen Löwen zu Kassel ein elegant, aber nachlässig gekleideter Fremder ein, der augenscheinlich eine längere Fußtour gemacht hatte. Aus seinen schmerzlichen Zügen sprach eine stille Verzweiflung, ein heimlicher Kummer mußte seine Seele belasten. Er aß nur äußerst wenig und ließ sich bald sein Schlafzimmer anweisen.

Es mochte wohl eine Viertelstunde später und nahezu Mitternacht sein, als der Kellner an Nr. 6, dem Zimmer des Fremden, vorüberkam. Ein lautes, herzzerreißendes Ächzen und Stöhnen drang daraus hervor. Dem erschrockenen Kellner erstarrte das Blut in den Adern. Irgend etwas Entsetzliches mußte da vorgehen. Schleunige Hilfe tat not, der Kellner stürzte zur Polizei. Unterdessen hatte die Regierungsrätin v. Z., welche in Nr. 7 schläft, dieselbe schreckliche Entdeckung gemacht und bereits das ganze Wirtshaus in Alarm gebracht, als der Kellner mit der Polizei zurückkommt. Man dringt nun sofort in das Zimmer des Fremden. Aber leider kam die Hilfe zu spät, denn derselbe hatte bereits in Ermangelung eines anderen Instrumentes mit eigener Hand unter Schmerzen und Wehklagen seine — engen Stiefel ausgezogen.

Ein altes Sprichwort in moderner Form.

„Scheue Recht und tue nie was!"

Liebesglut.

1.

Sie liebt mich nicht. Nun brennt mein Herz
Ganz lichterloh vor Liebesschmerz,
Vor Liebesschmerz ganz lichterloh,
Als wie gedörrtes Haferstroh.

Und von dem Feuer steigt der Rauch
Mir unaufhaltsam in das Aug',
Daß ich vor Schmerz und vor Verdruß
Viel tausend Tränen weinen muß.

Ach Gott! Nicht lang' ertrag ich's mehr! —
Reicht mir doch Feuerkübel her;
Die füll' ich bald mit Tränen an,
Daß ich das Feuer löschen kann.

2.

Seitdem du mich so stolz verschmäht,
Härmt' ich mich ab von früh bis spät,
So daß mein Herz bei Nacht und Tag
Als wie auf heißen Kohlen lag.

Und war es dir nicht heiß genug,
Das Herz, das ich im Busen trug,
So nimm es denn zu dieser Frist,
Wenn dir's gebacken lieber ist.

Lieder eines Lumpen.

I.

Als ich ein kleiner Bube war,
War ich ein kleiner Lump;
Cigarren raucht ich heimlich schon,
Trank auch schon Bier auf Pump.

Zur Hose hing das Hemd heraus,
Die Stiefel lief ich krumm,
Und statt zur Schule hinzugeh'n,
Strich ich im Wald' herum.

Wie hab' ich's doch seit jener Zeit
So herrlich weit gebracht! —
Die Zeit hat aus dem kleinen Lump
'n großen Lump gemacht.

II.

Der Mond und all' die Sterne,
Die scheinen in der Nacht,
Hinwiederum die Sonne
Bei Tag am Himmel lacht.

Mit Sonne, Mond und Sternen
Bin ich schon lang' vertraut!
Sie scheinen durch den Ärmel
Mir auf die bloße Haut.

Und was ich längst vermuthet,
Das wird am Ende wahr:
Ich krieg' am Ellenbogen
Noch Sommersprossen gar.

III.

Ich hatt' einmal zehn Gulden! —
Da dacht' ich hin und her,
Was mit den schönen Gulden
Nun wohl zu machen wär'.

Ich dacht' an meine Schulden,
Ich dacht' ans Liebchen mein,
Ich dacht' auch ans Studiren,
Das fiel zuletzt mir ein.

Zum Lesen und Studiren,
Da muß man Bücher han,
Und jeder Manichäer
Ist auch ein Grobian.

Und obendrein das Liebchen,
Das Liebchen fromm und gut,
Das quälte mich schon lange
Um einen neuen Hut.

Was sollt' ich Ärmster machen?
Ich wußt' nicht aus noch ein. —
Im Wirthshaus an der Brucken
Da schenkt man guten Wein.

Im Wirthshaus an der Brucken,
Saß ich den ganzen Tag,
Ich saß wohl bis zum Abend
Und sann dem Dinge nach.

Im Wirthshaus an der Brucken,
Da wird der Dümmste klug;
Des Nachts um halber Zwölfe,
Da war ich klug genug.

Des Nachts um halber Zwölfe
Hub ich mich von der Bank
Und zahlte meine Zeche
Mit zehen Gulden blank.

Ich zahlte meine Zeche,
Da war mein Beutel leer. —
Ich hatt' einmal zehn Gulden,
Die hab' ich jetzt nicht mehr.

IV.

Im Carneval da hab' ich mich
Recht wohlfeil amüsirt,
Denn von Natur war ich ja schon
Fürtrefflich costümirt.

Bei Maskeraden konnt' ich so
Passiren frank und frei;
Man meinte am Entree, daß ich
Charaktermaske sei.

Recht unverschämt war ich dazu
Noch gegen jedermann,
Und hab' aus manchem fremden Glas
Manch' tiefen Zug gethan.

Darüber freuten sich die Leut'
Und haben recht gelacht,
Daß ich den echten Lumpen so
Natürlich nachgemacht.

Nur einem groben Kupferschmied,
Dem macht' es kein Plâsir,
Daß ich aus seinem Glase trank, —
Er warf mich vor die Thür'.

V.

Von einer alten Tante
Ward ich recht schön bedacht:
Sie hat fünfhundert Gulden
Beim Sterben mir vermacht.

Die gute alte Tante!! —
Fürwahr! Ich wünschte sehr,
Ich hätt' noch mehr der Tanten
Und — hätt' sie bald nicht mehr.

VI.

Ich bin einmal hinausspazirt,
Hinaus wohl vor die Stadt,
Da kam es, daß ein Mädchen mir
Mein Herz gestohlen hat.

Ihr Aug' war blau, ihr Mund war roth,
Blondlockig war ihr Haar. —
Mir that's in tiefster Seele weh,
Daß solch ein Lump ich war.

VII.

Seit ich das liebe Mädchen sah
War ich wie umgewandt,
Es hätte mich mein bester Freund
Wahrhaftig nicht gekannt.

Ich trug, fürwahr! Glacéhandschuh',
Glanzstiefel, Chapeau claque,
Vom feinsten Schnitt war das Gilet
Und magnifik der Frack.

Vom Fuße war ich bis zum Kopf
Ein Stutzer comme il faut,
Ich war, was mancher And're ist,
Ein Lump inkognito.

VIII.

Was that ich ihr zu Liebe nicht?!
Zum ersten Mal' im Leben
Hab' ich mich neulich ihr zu Lieb'
Auf einen Ball begeben.

Sie sah wie eine Blume aus
In ihrer Crinolinen,
Ich bin als schwarzer Käfer mir
In meinem Frack erschienen.

Für einen Käfer — welche Lust!
An einer Blume baumeln;
Für mich — welch' Glück! an ihrer Brust
Im Tanz' dahin zu taumeln.

Doch ach! mein schönes Käferglück
Das war von kurzer Dauer;
Ein kläglich schnödes Mißgeschick
Lag heimlich auf der Lauer.

Denn, weiß der Teufel, wie's geschah,
Es war so glatt im Saale —
Ich rutschte — und so lag ich da
Rumbums! mit einem Male.

An ihrem seidenen Gewand
Dacht' ich mich noch zu halten —
Ritsch ratsch! da hielt ich in der Hand
Ein halbes Dutzend Falten.

Sie floh entsetzt. — Ich armer Tropf,
Ich meint' ich müßt' versinken,
Ich kratzte mir beschämt den Kopf
Und thät' bei Seite hinken.

IX.

Den ganzen noblen Plunder soll,
Den soll der Teufel holen!!
Ein Leutnant von der Garde hat
Mein Liebchen mir gestohlen.

Du neuer Hut, du neuer Frack,
Ihr müßt ins Pfandhaus wandern.
Ich selber sitz' im Wirtshaus nun
Von einem Tag zum andern.

Ich sitz' und trinke aus Verdruß
Und Ärger manchen Humpen.
Die Lieb', die mich solid gemacht,
Die macht mich nun zum Lumpen.

Und wem das Lied gefallen hat,
Der lasse sich nicht lumpen;
Der mög' dem Lumpen, der es sang,
Zum Dank — 'n Gulden pumpen.

Populäre Vorlesungen aus dem Gebiete der Naturgeschichte.

Von Dr. Andreas Zapfelberger, Professor der Naturgeschichte etc.

Meine Herren Hörer!

Naturgeschichte, um eine leicht begreifliche Einleitung auf den Gegenstand zu machen, den ich Ihnen vorbringe, Naturgeschichte ist jene Geschichte, die das dem Menschen klar macht, was, wenn er es näher wissen will, ihm die Naturgeschichte lehrt. Ich glaube, einen langen Begriff kurz entwickelt zu haben und beginne daher, Ihnen diejenigen Tiere vorzugsweise zur Kenntnis zu bringen, welche, genugsam bekannt, keiner weiteren Erklärung bedürfen, und dadurch an und für sich schon der beste Gegenstand zu populären Vorlesungen sind. Am hervorragendsten unter jenen sind:

Der Affe ⟨Simia homo⟩. Der Affe ist der Mensch unter den Tieren und deshalb meist ein Pavian. Er hat vier Hände und ist deshalb sehr geeignet für musikalische Gesellschaften.

Wenn man einen Affen fängt, mit Leim anstreicht und dann vor ihm ein Paar Stiefel anzieht, so wird er, seiner Neigung gemäß, dies nachzuahmen suchen und auf diese Weise leicht und angenehm zu fangen sein.

Seine Kinder liebt er wie junge Affen. Wenn man einem jungen Affen etwas zu essen bringt, was die Mutter gerne haben möchte, so drückt sie dem verständigen Jungen durch Grimassen aus, es könnte ihm schaden, und frißt es sodann aus reiner mütterlicher Aufopferung.

Wird ein Affe krank, so erschlagen ihn die andern schleunigst mit Ästen und Steinen. Und deshalb behaupten einige rohe ungebildete Negerstämme in Afrika, daß die Affen auch Doktoren, aber schnellere als die Menschen besäßen.

Nahe verwandt mit dem Affen ist das Pferd ⟨equus cabalus⟩. Dieses ist der Esel des Menschen und muß mehr ziehen als ein Waisenknäblein beim geheiligten

Lotto. Es wiehert, wenn ihm etwas Angenehmes begegnet oder sieht, deshalb schlägt es aus, wenn sich ihm ein Mensch nähert.

Wenn einem Pferde die Rippen herausstehen und die Zunge heraushängt, findet es der Wiener komfortabel aussehend und spannt es vor einen Cab-Putscher, der in der Gabel geht. Von diesen Tieren wird dann, wenn sie im höchsten Alter sterben, von berühmten Chemikern das bekannte Wurstgift bereitet. Eine Abart des Pferdes kommt bei der Kavallerie vor und heißt, je nachdem es aus mehr oder weniger Husaren oder Dragonern besteht, Schwadron oder Eskadron.

Der Hirsch ⟨cervus elaphus, campestris communis silvestris domesticus coronatus⟩. Der Hirsch ist wirklich ein Hirsch unter den Hirschkühen und ist so schnell, daß er gerne gejagt wird. Wird der Hirsch mannbar, so

bekommt er Geweihe und es erneuert sie, den neuesten Forschungen zufolge, nicht jeder jährlich, sondern es gibt Hirsche, die all ihr Leben dieselben Geweihe haben. Setzt er sie jedoch im Herbste ab, so bekommt er im

Karneval wieder neue. Der Hirsch findet sich in allen Regionen im Laub- und Nadelholz.

Ihm verwandt ist das Renntier ⟨Cervus rennens⟩, welches noch schneller läuft und deshalb nicht gern gejagt wird.

Das Renntier ist in Lappland das, was bei uns der Briefträger, nur daß es noch gemolken wird.

Das Schwein ⟨Suum cuique, Linné⟩ ist jenes Tier, welches sich an jenen Orten aufhält, wo sich bloß ein Schwein aufhalten kann. Mit Kreen genossen ist es eine Lieblingswurst der Frankfurter, und ist überhaupt zu vielem nützlich. Es wird zu Koffern, Kleiderbürsten,

Borsten, Bürstenbindern und vorzüglich zu Schweinernem verwendet, welches das hauptsächlichste und Lieblingsessen der ärmeren Ungarn ausmacht und in der dortigen Sprache Wassermelonen genannt wird. Auch wird es als Vorwurf für Kinder, welche sich nicht waschen wollen, benützt.

Der Hase ⟨Lepus gespictus Cuvier⟩ ist der Spatz unter den Nagetieren und wird hauptsächlich zur Fabri-

kation von Hutmachern benützt. Der Hase ist sehr schnell und furchtsam; es gibt aber auch Hasengattungen, die nicht so schnell und furchtsam sind, z. B. das Hasenpanier, welches sich sogar ergreifen läßt. Seine Furcht kommt daher, weil er bloß Kraut genießt und dies eine deutsche Nationalspeise ist.

Die Augen des Hasen sitzen so weit draußen, daß sie beinahe nicht mehr drinnen sitzen und er deshalb auch von hinten sehen kann, was vorne geschieht. Nichtsdestoweniger gibt es auch Hasengattungen, denen die Augen nicht so weit draußen sitzen, z. B. das Zebra.

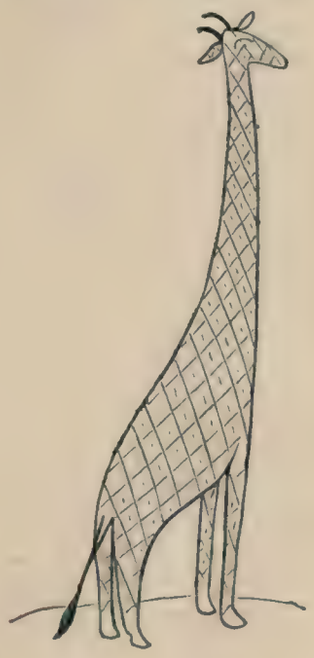
Der Bock ⟨caper capernsauçe⟩. Der Bock ist jenes Tier, welches auch als Bier getrunken werden kann.

Er ist sehr ungezogen und bockbeinig, aber auch zum Springen eingerichtet. Er ist ein abgesagter Feind von allem, was fett ist und stößt sogar den Menschen, wenn er fett ißt. Der Bock hat eine starke Hirnschale und auf derselben zwei Hörner. Die Hörner sind oft so groß, daß man ganze Armeen hineinjagen kann. Die Fundörter des Bockes sind: Turnsäle, wo er als zweckdienliches Mittel, jungen Leuten zu angenehmen und wohlfeilen Quetschungen zu verhelfen, sehr beliebt ist, und ferner die Bräuhäuser, wo er gekocht wird.

Der Bär ⟨Ursus brummosus⟩. Der Bär ist jenes Tier, aus welchem die Grenadiermützen gemacht wurden; da jetzt die Grenadiere aufhören, so werden aus den überflüssigen Mützen wieder Bären gemacht. Der Bär kommt als nichts auf die Welt, und dieses Nichts leckt die Bären-

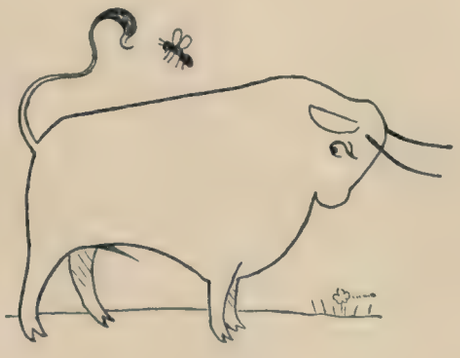
mutter so lange, bis ein junger Bär daraus wird. Es gibt eine Menge Gattungen von Bären, am unschädlichsten sind die Stachelbeeren, welche sich von den kleinsten Kindern angreifen lassen. Wird der Bär alt und weiß, so geht er nach Norden, wo er als Eisbär auf Nordpoleppeditionen verwendet wird, um Matrosen zu konsumieren.

Die Giraffe ⟨Camelopardalis pardalocamelis⟩ ist, wie man aus der Farbe, der Gestalt und allem andern leicht erkennen kann, nichts anderes als eine Mißgeburt des Meerschweinchens. Sie hat einen so langen Hals, daß selbst der Elefant einen kürzeren hat, und wird auch natürlicherweise gejagt. Schnell und hinterlistig ist sie genug, das sieht man aus der Länge ihrer Füße.



Kommt ihr der Jäger zu nahe, so fällt sie plötzlich in eine Grube, daß bloß der Hals hervorragt, der Jäger hierdurch getäuscht, da er glaubt, es sei eine Mauthschranke, hält sein Pferd an und zieht das Mauthgeld hervor, aber währenddem gewinnt die Giraffe Zeit, sich lautlos mit fröhlichem Gewieher, gleichsam dem Jäger zum Spotte, in die Wüste zu entfernen, und verbirgt sich so geschickt in den Sand, daß er sie nicht wiederzufinden im Stande ist.

Der Stier ⟨Taurus kälbernes⟩. Diesem, einem der nützlichsten Tiere, stehen, wenn es als Kalb geboren, drei sichere Laufbahnen vor Augen. Entweder: erstens: als weibliche Kuh bei der Kaffeeverschlechterung mitzuwirken, zweitens: als männlicher Stier im patriarchalischen Kreise auf die Weide geprügelt zu werden, oder endlich drittens als sächsischer Ochse dem Mästen und unentrinnbaren Beefsteak-Tode entgegenzugehen. Die Nützlichkeit und Mannigfaltigkeit der Verwendung dieses Tieres ist entsetzlich. Der Stier wird zu Juchtenstiefeln verwendet und von ihm die bekannten Kuhhörner gewonnen, worauf der Kuhreiger gerne vor Sonnenauf- und Untergang den Schweizer bläst. Die Schotten besitzen Kühe ohne Hörner, deshalb bläst der schottige Schweizer den Kuhreigen auf einem Sack, welcher dudelt, wenn man ihn quetscht. Eine bekannte Abart des Stieres ist der Kalbsschlegel, und der Ochse ist das Nützlichste von alledem. Er ist eine alte Erfindung, und schon Cato rief auf dem Fischmarkte zu Rom: „Oh, wo kommt der Staat hin, in welchem ein Fisch mehr als ein Ochse kostet?" Spätere römische Staatsmänner haben dies beherzigt und es dahin gebracht, daß das Rindfleisch teurer wurde, und jeder arme Römer, der sich darüber aufhielt, umsonst Fische



kriegte. Noch ist nicht alles gesagt. Die kleinste Kleinigkeit dieses Tieres ist verwendbar, der Schah von Persien z. B. läßt sich die Fliegen von einer Sklavin mit einem Kuhschwanz verjagen, und die Unschlittkerzen sind ein Erzeugnis der Ochsen. Die Millykerzen werden aber nicht von Kühen verfertigt. Aus dem Leder der Ochsen und Kühe werden Unmassen von Dingen verfertigt, ja man hat es sogar in Hungerszeiten gegessen. Sie werden mir, meine Herren Hörer, den Seitensprung wohl erlauben, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich, trotz der großen Billigkeit der Lebensmittel in Steiermark, dortselbst einen Schuster kenne, der sich, sein Weib und zwei Kinder von nichts als rindsledernen Stiefeln ernährt. Nun glaube ich genug von dem Ochsen gesagt zu haben und füge nur noch für jene, die es nicht wissen sollten, hinzu, daß das Kalbfleisch mit Milch gewaschen, sehr weiß wird, und daß dieses Mittel deshalb von vielen Hausfrauen und Fräulein gebraucht wird.

Liebesgeschichten des Jeremias Pechvogel.

Erste Liebe.

1.

Da draußen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum,
Wo ich so süß geträumet
Der ersten Liebe Traum.

Da draußen vor dem Tore
In stiller Abendstund'
Hab' ich ihr oft geküsset
Die Stirne und den Mund.

Da draußen vor dem Tore,
Wo sie mich hinbestellt,
Schenkt' ich ihr dies und jenes
Von meinem Taschengeld.

Da draußen vor dem Tore,
Beim stillen Mondenschein,
Da schenkt' ich meiner Holden
Von Gold ein Ringelein.

Da draußen vor dem Tore,
Da schien der Mond so hell. —
Ich war ein junger Schüler,
Sie eine Nähmamsell.

2.

In jener dunklen Gasse,
Da wohnt der Pfänderjud',
Da hab' ich's auch erfahren,
Wie falsche Liebe tut.

In jene dunkle Gasse,
Da ging ich heimlich nur;
Bei Abraham dem Juden
Versetzt' ich meine Uhr.

In jener dunklen Gasse,
Dort in des Juden Schrein,
Da seh' ich etwas glänzen
Als wie ein Ringelein.

In jener dunklen Gasse,
Da sah ich — tief gekränkt —
Das Ringlein ew'ger Treue,
Das jüngst ich ihr geschenkt.

In jener dunklen Gasse,
Da ward mir alles klar.
Mit meiner ersten Liebe
War's aus für immerdar.

Zweite Liebe.

1.

Ich wohnte hinten nach dem Hof hinaus,
Mir gegenübee stand ein altes Haus.

Das alte Haus, das hat der Fenster viel,
Doch eins war meiner Blicke Ziel.

Denn an dem Fenster, blumenüberdeckt,
Saß jeden Tag ein Mädchen halbversteckt.

Sie las — begoß die Rosen; hie und da
Ihr schmachtend Aug' zu mir herübersah.

Da klebt' ich an mein Fenster, halb im Scherz,
Aus rosa Glanzpapier ein flammend' Herz.

Sie aber wandte sich. — Mit weißer Hand
Spielt' sie an ihrem losen Busenband.

Und träumerisch, als wär' es aus Versehn,
Ließ sie die Schleife aus dem Fenster wehn.

Ich hob sie auf, ich küßt' sie tausendmal,
Mein vis-à-vis war auch mein Ideal.

2.

Auf Promenaden sahen wir uns nie;
Doch schrieb sie mir, und ich, ich schrieb an sie.

Viel Liebes und viel Schönes schrieb sie mir,
Auf goldumsäumtem Rosa-Postpapier.

Doch eins, dies eine sollte uns entzwei'n,
Eins schrieb sie nicht. — Sie hatt' ein kurzes Bein.

Dritte Liebe.

1.

Meine Freunde und Gesellen
Haben mich dazu verleitet,
Daß zu den Kasinobällen
Ich sie neuerdings begleitet.

Kaum daß in den Saal wir kamen,
Fühlt' ich schon mein Herz erbeben,
Denn die schönste aller Damen
Sah ich leicht vorüberschweben.

Leicht und krinolinen-luftig,
Halb gefühlt und halb gesehen,
Fein Eau de Cologne-duftig
Spürt' ich ihr Vorüberwehen.

Ihre Wange war umgaukelt
Von den Locken, lang und lose,
Und als wie auf Wellen schaukelt
Ihr am Busen eine Rose.

Und das Aug', das feurig, matte, —
Ja! ich mußt' sie engagieren.
Eilig zupft' ich die Krawatte,
Würdig mich zu präparieren.

2.

Ach! Wie ist mir nur geschehen?!
— Ihn, den ich so lange scheute,
Hatt' ich gänzlich übersehen,
Jenen Herrn an ihrer Seite.

Er fixierte mich so listig,
Mit vertrautem Augenzwinken;
Und, weiß Gott, mir war, als müßt' ich
Spurlos in den Boden sinken.

Heimlich bin ich fortgeschlichen, —
— Jener Herr — so war es leider! —
Dem ich längst schon ausgewichen,
War ihr Vater und — mein Schneider.

Unglücklicher Zufall.

Ich ging wohl hundert Male
Die Straße ein und aus,
Ich stand bei Sturm und Regen
Vor meiner Liebsten Haus.

Bei Sturm und kaltem Regen
Stand ich vergeblich dort,
Denn die gestrenge Mutter,
Die ließ sie ja nicht fort.

Ich selber hab' dem Regen,
Ich hab' dem Sturm getrutzt,
Nur meine neuen Stiefel,
Die sind ganz abgenutzt.

Und heute, da ich lässig
An meinem Fenster steh',
Trifft sich's, daß ich mein Liebchen
Vorübergehen seh'.

Sie nickt und winkt verstohlen,
Sie sieht mich zärtlich an,
Und ich, ich kann's nicht sagen,
Daß ich nicht kommen kann.

Ich kann's ihr ja nicht sagen,
Dem wunderholden Kind,
Daß meine einz'gen Stiefel
Heut g'rad beim Schuster sind.

Ein seltsamer Zögling.

Gesuch.

Für einen talentvollen Jungen wird gegen gutes Honorar ein geschickter Musiklehrer gesucht. Alleestr. Nr. 1,0.

„Kommen Sie nur, Herr Musikmeister, hier ist mein talentvoller Junge, Ihr künftiger Zögling!"

Am St. Nikolaustage.

„O je, Herr Geheimer Registrator, Sie begegnen mir wie gerufen; möchten Sie nicht so gut sein und für meine Kinder den Wauwau machen!"

Was die Amme 1860 den Kindern erzählte.

„Es ist einmal eine Maus gewesen, die hat zwei Kinderlein gehabt, und dann ist die große Maus mit ihren Kleinen am Abend spazieren gegangen. Da ist auf einmal die Katze gekommen und hat alle drei Mäuse gefressen. Dann hat die große Maus zu den kleinen gesagt: „Ihr hättet eben davonspringen sollen!“ Darauf haben die zwei kleinen Mäuslein arg geweint und haben gesagt: „Ach, Mama, jetzt ist es zu spät!“

Der Stern der Liebe.

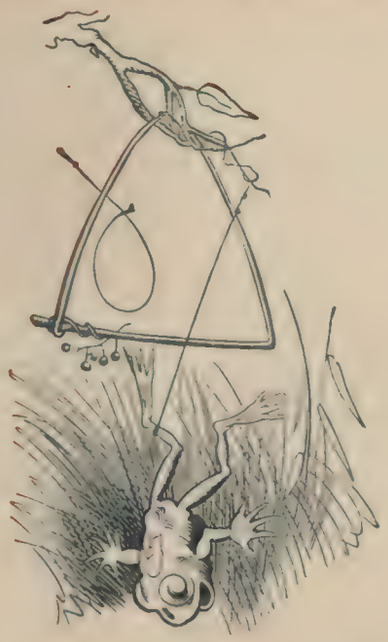
Blumen duften, Sterne funkeln,
Fern am Guadalquivir. — — —
Schon beginnt die Nacht zu dunkeln,
Und die Oleander rauschen,
Wenn Fernando und Elvire
Sanfte Liebesworte tauschen
In dem dunkeln Laubreviere
Fern am Guadalquivir.

„O, sieh nur!“ so flötet Elvira und deutet mit ihrem lilienweißen Zeigefinger in den nächtlichen Sternenhimmel, „sieh nur den lieblich strahlenden Stern da droben! O, sprich, Fernando, geliebter Freund, kennst Du ihn wohl?“ — Und Fernando mit dem lyrischen Tenor einer schwärmerischen Neigung, haucht ihr die säuselnden Worte entgegen: „O Elvira, wer sollte ihn nicht kennen, den ewig schönen strahlenden Stern! Das ist der Stern der Liebe!“

Blumen duften, Sterne funkeln
Fern am Guadalquivir. — — —
Schon beginnt die Nacht zu dunkeln,
Ach, die Zeit ist schnell entschwunden,
Und Fernando und Elvire,
Längst von Hymens Band umwunden
Sitzen bei dem Kellerbiere
Fern am Guadalquivir.

Und wieder flötete Elvire: „O Fernando, sieh nur den lieblichen Stern da droben! Nicht wahr, das ist der ewig strahlende Stern der Liebe?“ Doch Fernandos Baß weckt das Echo des halbgeöffneten Maßkruges und spricht die etwas mehr als säuselnden Worte: „Himmelherrgottsternelement! Was weiß ich, wie all die dummen Sterne heißen?“

Trauriges Ende des Laubfrosches,



der auch einmal ein Krammetsvogel hat sein wollen.

Aus dem Regen in die Traufe.

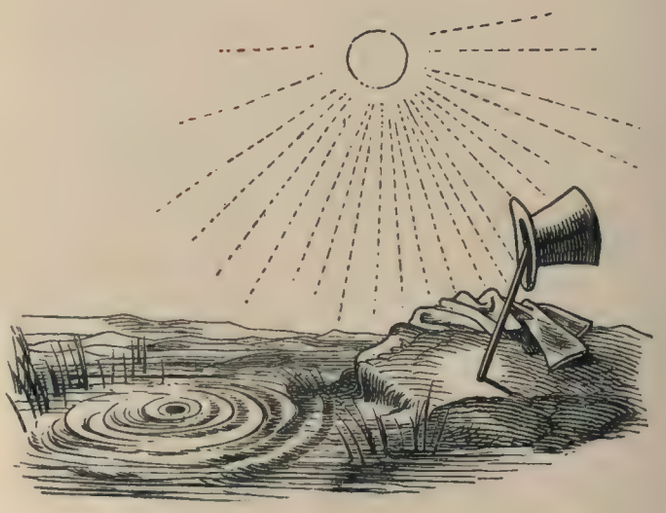
Bekanntes Trinklied.

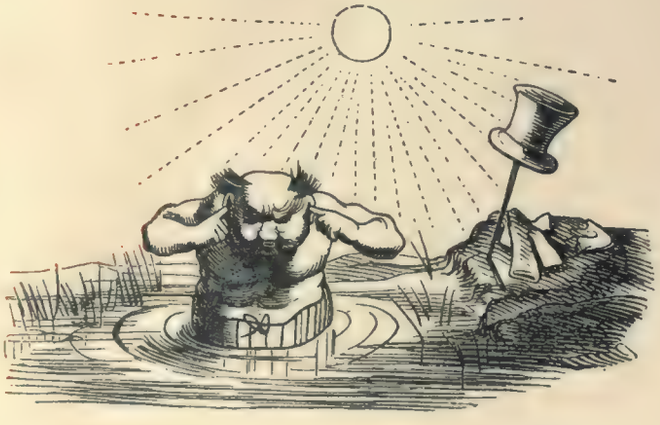
Drohend schwang er seine Hippe,
Drohend sprach das Furchtgerippe:
„Fort von hier, du Bachusknecht!
Fort, du hast genug gezecht!“

Auch im Tierleben wechseln die Gewalten.

Ein Zeitbild.

Das erste Bad im Freien.





Es kommt nicht immer nur das Gute von oben.

Der Komfort in den modernen Wohnungen.

Ansicht einer Türwohnung in der neuen Straße in München von der Vorder- und Rückseite.

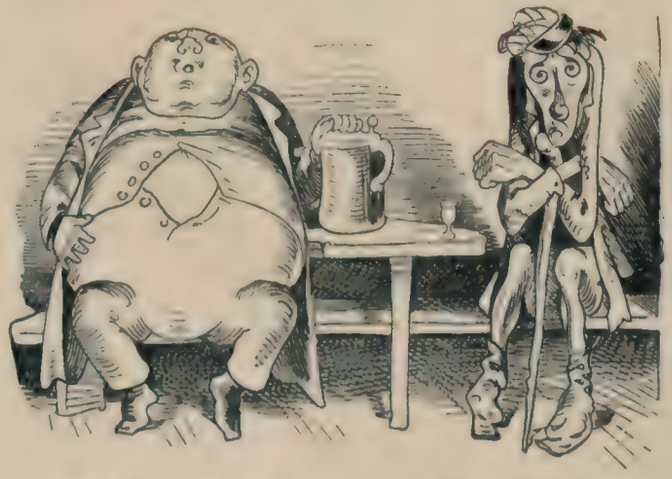
Kurage-Röcke.

„Unter diesem Namen empfehle ich meine Soldatenröcke neuester Art. Dieselben sind so knapp gemacht, daß die Soldaten, die darinstecken, sich auf Kugeln und auf Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerschrocken der Gefahr entgegengehen.

Bei den gegenwärtigen Kriegsereignissen sind diese Röcke bestens zu empfehlen.

Mathias Helfauf,
Schneidermeister."

Verschiedene Wirkungen des Dampfes.



Erster: Ach ich fühle mich so unbehaglich voll, wie wohl würde es mir bekommen, wenn ich einige Dampfbäder nehmen könnte.

Zweiter: Ach ich fühle mich so unbehaglich leer, wie wohl würde es mir bekommen, wenn ich einige Dampfnudeln zu mir nehmen könnte.

Die Schöpfungsgeschichte.

Von einem orthodoxen Berliner.

Am Urbejinn der Zeiten waren Himmel und Hasenhaide, und es ereignete sich, daß ein Regen den endlosen Sand befruchtete, und die Hasenhaide brachte unter viele Schmerzen die Intellijenz hervor, was ein weibliches Frauenzimmer war. Der Regen aber bildete jroße Pfützen und die kleene, rohe Intellijenz spielte in den Sümpfen; denn sie trug noch keene Krinoline und brauchte sich weiter nich zu genieren. Sieh' — da kam sie auf eenen Einfall, sie fuhr mit dem Zeigefinger durch den Schmutz und verband die Pfützen, und das nannte sie — Spree. Dann machte sie noch

einige kleenere Rinnen, als die Havel und Elbe, und am Ende ein jroßes, jroßes Loch, welches sie Meer hieß. Die Spree aber war der erste Abzugsgraben, darum sieht sie heute noch so altertümlich schwarz aus, und damals flossen Elbe und Havel in die Spree, was erst nachher die Österreicher, Sachsen und Potsdamer in ihre neidische Anmaßung jeändert haben.

Dunnemals aber war es noch finster, denn die Intellijenz leuchtete nich. Da nahm sie eine Scholle Lehm, rollte sie und schlug sie breit und verjoldete sie in die Spree, was jetzt nich mehr möglich is, weil uns die Phönizier und Franzosen das Jold jestohlen haben. Das aber, was sie jemacht, war die Sonne und sie stieg auf den Kreuzberg und klebte sie an den Himmel mit Urschleim. Und so schuf sie auch den Mond, auf daß er des Nachts in der sumphigen Panke widerstrahle und der Stadt das teure Jaslicht erspare. Darauf nahm sie eene Menge kleener verjoldeter Tonklöse und warf sie hinauf ans Firmament, daß es nur so patschte; das waren die funkelnden Sterne, die der jöttliche Heine hier in Berlin so allerliebst hat besungen.

Doch der Himmel war schwarz und „ruppig" anzusehen, jerade wie olle Wäsche. Da suchte die Kleene eenen jroßes Stück Vitriol und kochte Berlinerblau, mit Appelwein verdünnt.

Und es jeschah, daß sie einen Pinsel fand, der aber kein menschlicher war, und damit anstrich das weite, weite Jewölbe.

Und das Jewölbe trocknete und die Intellijenz freute sich, setzte sich sinnend auf die Spandauer Berge, wusch ihre Hände und reinigte sich die Nägel.

Als sie sich nun jeputzt hatte, langweilte sie sich und jähnend kehrte sie an die Mündung der Panke zurück. Unterwegs kratzte sie sich in den Haaren, nicht wissend, was sie anfangen sollte, und es fielen viele Haare aus, senkten sich in die Erde — und es wurde der reizende Tierjarten. Sie aber sank in einen tiefen Schlaf und im Traum wurde ihr der Beruf klar. Sie erhob ihre Glieder, nahm den Rest des Urschleims und bildete daraus den ersten — Berliner. Er schlug die Augen auf und „Guten Morgen, Herr Fischer!" grüßte sie jubelnd. Von selbigem Tage an hieß der Neujeschaffene — Herr Fischer, sowohl bei den vernünftigen als unvernünftigen Tieren.

Da begab es sich, daß sie ihr Jeschöpf über alle Maßen lieb jewann und er ihr auch. Es war aber dies die allererste Liebe und die war stumm, wie der Mond, der die Jeheimnisse der Natur beloscht.

Und so saßen sie beisammen und bohrten sich die Augen bis tief in die Seele, daß die Leiber ordentlich durchsichtig wurden und man die Flammen lodern sah

im Kamine ihres Gemütes. Er ward so bleich wie Schneeberger und sie rot wie brennender Siegellack. Da lispelte sie: „Was fehlt Ihnen, Herr Jeheemrat? O nennen Sie mich doch die Qual, die Ihnen verzehrt!“ Und er neigte die Direktionslinie seines Hauptes und hauchte zitternd: „Liebst du mir?“ — Ach, janz eklich!“ erwiderte sie tonlos und sank in seine Arme. „Mein!“ — „Dein!“ schwebte seufzend über ihre Lippen, die ein glühender Kuß auf mehrere Tage versiegelte — die erste Zivilehe war jeschlossen.

Und sie lebten selig und in Freuden und bekamen einen Sohn, der hieß Schultze und wurde nachher Bürgermeister und Majistrat dazu. Darauf wurde Müller jeboren, der erste Stadtverordnete für die zukünftige Jeneration.

Intellijenz aber schuf nun aus jewöhnlichem Material noch mehr Leute, was aber eene janz ordinäre Rasse wurde, auf daß die Berliner was hätten, worüber sie sich mokieren könnten.

Urfischer aber zeugte mit Intellijenz außerdem etliche andere Spezialitäten: die Rieke, die Ojüste (Auguste), die Klärchen, meinen Ahnherrn den Quatschke, den Patschke, den Putschke, den Schwindelhaber und den Juden Meyer.

Nun erst beschloß der „Olle“, die Stadt zu gründen und errichtete zuerst den Molken-Markt und die Stadtvogtei, auf daß es nicht an billigen Wohnungen fehle, bei Wasser und Brod. Darauf machte er den Gensdarmenmarkt mit die Fischweiber (der jöttliche Schiller stand aber damals noch nich darauf). Und die Berliner vermehrten sich, tranken ihren Bittern und hatten weiter keene Schmerzen

„Auch Polizei muß sind!“ rief in edler sittlicher Entrüstung die Intellijenz, als sie einen fameusen Nachtskandal sah und sie streckte den Zeigefinger der rechten Hand aus und sprach in strengem Tone: „Männeken hole mich Erdpech, Bittersalz, Brennessel und Meerrettigsaft!“

Pantoffelmänneken verbeugte sich stumm und ging, kam zurück und schwitzte sehr. Vor jnädige Frau legte er hin, was er jefunden. Und sie nahm Wasser und bereitete eenen Brei, daß ihr die Augen überjingen. Dann modellierte sie eene Figur, wickelte sie in blaues Tuch und goß ihr Spiritus ein. Aber die Figur soff zu viel, das Ding jeriet nich und es wurde bloß ein Droschkenkutscher daraus. Da fing die Intellijenz an zu fluchen, und siehe da — es jing besser zum zweiten Male: man sah eenen lebendigen Schutzmann herumwandeln. Dieser war aber bloß für die Unsicherheit des Tages bestimmt, darum machte sie jeden Abend ooch eenen Nachtwächter mit die Schlüssel und die Feife. Raum erblickte er — das Nachtlicht, als er anhob zu feifen und mit die Schlüssel zu rasseln, das es eene Art hatte. Die Sodalisken wurden erst später erschaffen.

Indessen beschäftigte sich Urfischer damit, daß er Hunde machte für die Karren und kleene niedliche Misekatzen. Auch jroßes Vieh entstand unter seinen Händen, was er verschenkte an die Schöneberger und andere umliegende Ortschaften, auf daß sie Milch gäben und fette Butter und Schmalz zur Freude von die Berliner.

Und als er ooch für den zoologischen Jarten viele putzige Tiere jemacht hatte, welche nachher bis nach Afrika verpflanzt wurden, sann er nach, was er jetzt noch Jeniales schaffen sollte; denn es war nahe der Jeburtstag von seine Frau Jeheemrat und er wollte ihr man recht überraschen.

Und sieh, — es fuhr ihm ein jroßartiger Jedanke durch den Kopp, ein höchst nutzbares Jeschöpf mit die reenste weiße Farbe sollte werden —

als Symbol für die Nutzbarkeit von die Damens und ihre Unschuld — da wurde eene jroße reizende Jans.

Und er nahm sie auf den Arm und trug sie zu seiner Frau Jemahlin, in seinem Herzen klopfte die Erwartung fürchterlich, wie der Taktierstock unsres jöttlichen Meyerbeer.

Eben trat die Intellijenz aus ihre Schlafstube. Brüsseler Negligée hatte sie noch nich, aber eene jewaltige Haube auf dem Kopfe und eene Peitsche in die Hand. Und sie wurde fabelhaft eklig, als sie die Jans sah und keilte den Herrn Jeheemrat zu die Thüre hinaus.

Er floh bis nach Pommerland, da ließ er die Jans fallen und seiner Frau zum Trotze machte er noch eene — eene männliche Jans vor sein eigen Plaisir. Und er hütete die Jänse an das Jestade von die Ostsee, pflegte und mästete sie, und wenn die Sonne unterging, sang er in weinerlichem Tone das Abendlied aus Tannhäuser zur Flöte, was nur er alleene gekonnt hat. Es war aber rührend, und die Jänse wurden fett und die pommersche Jänsebrüste berühmt seitdem weit und breit durch alle Lande.

Aber er dachte immer lebhaftiger in die frühere Zeiten und es erwachte schwarzer Jroll in die Kammern seines Herzens. Seine Nase öffnete sich, sein Maul klaffte und den blauen Augen entstürzte ein heißer Tränenstrom. Er wühlte mit beiden Händen in seine blonden Locken und riß janze Strähne aus, die der Wind zum leuchtenden Himmel entführte, also daß bald eene Reihe Kometen entstand, die nun vom jroßen Weltorkane ewig in das janze Weltjebäude herumjeblasen werden. — Da erjriff er denn seinen Hirtenstab und brach auf per pedes Apostolorum (denn die Eisenbahn war anno dunnemals noch nicht fertig) und indem er eenen Fuß vor den andern setzte, kam er endlich nach unsre Stadt zurück und es wurde ihm janz mollig zu Mute. Aber Urjroßmutter Intellijenz war nich zu finden. Die war längst in alle Welt jelaufen aus reenem Ärger über ihren Jemahl. Auf diesen Zügen sammelte sie mit die feinsten und elejantesten Substanzen der Erde. Denn eene erhabene Idee gohr in ihren schöpferischen Busen. Sie baute sich een eegnes Laboratorium; Tag und Nacht knetete sie, bis endlich

Allens fertig war. Da sprach sie das jroße Lebenswort: „Na nu!" — es erschien ein jlänzender Jarde dü Corps-Offizier. Das war der Uranfang von das Militär.

Aber es keimte ein neues Jefühl auf in die Seele von ihr und es enstand daraus — die zweite Liebe und Urfischer ward vergessen. Sehnsüchtig träumerisch wandelte dieser noch an den Ufern von die Spree und schuf im klaren Erkennen seines ominösen Namens die kleenen, stummleidenden Fische. Damit es aber nich in das Wasser alleene diese Race jäbe, so bildete er uf trocknem Lande ooch allerliebste rundliche Backfische und noch kleenere Weißfische. Nachher wurden diese wegen ihrer erschrecklichen Ähnlichkeit zu das weibliche Jeschlecht gezählt. Unterdessen zog über die Haide daher die jeliebte Jemahlin mit ihren Galan. Und sie kam näher und näher — plötzlich ward es Urfischern, als wären all seine Lebensröhren mit Baumwolle verstoppt, ein kalter Hauch blies in seine Seele, wie wenn Eener in heiße Suppe bläst .... er sah sie, die Einziganjebetete in der Umärmelung des weißen Mannes mit das entsetzliche Messer an die Seite .... seine Pulse schlugen flegelhaft an seine Schläfe .... die Augenräder rollten mit fürchterlicher Jeschwindigkeit, sie sprühten zolllange Funken .... da stürzte er vor und schrie mit der Stimme einer Weltposaune: Aber Frau Jeheemrat! Wo denken Sie bloß hin? — Wat is mich das man für ein Mehlwurm? Und es entbrannte ein tötlicher Jedanke in dem Hirnkasten des Junkers, er riß die Pistole aus die Lende und rief: Auf die Mensur! — Los! Aber die Pistole flog ihm aus die Hand, majestätisch erhob sich die Intellijenz, sie schlug das linke Auge zum Himmel auf, das rechte beherrschte die Erde und zu Urfischern jewendet, sprach sie jelassen das Wort: „Ich kenne Dir nich. Verdufte!"

Jebrochen schlich der Arme davon an eene schauerlich einsame Stelle im Tierjarten und er erhang sich — beinahe. Aber es kam nich dazu, er besann sich, er hätte ja nachher nich mehr jelebt. Er jing weit, weit fort bis an das Meer, was man Nordsee heißt, schwamm hinüber nach Helgoland und lehrte dort die Leute fischen bis an sein seliges Ende.

Nun kam es, daß die ungetreue Jemahlin die Strafe treffen sollte. Das Jeschlecht Urfischers war nämlich durch die niedlichen Backfische jroß und berühmt jeworden. Auch das Herz des Jarde dü Corps hatte das Unjeheuer der Verführung schon halb wegjefressen und die Treue war alle jeworden. Bebend vor Rachedurst stationierte Urjroßmutter Intellijenz den

Elenden nach Potsdam, auf daß er langsam an Langeweile stürbe und sich amüsierte an das schöne Glockenspiel zu seine Buße und Bekehrung.

Darauf rannte sie zum zweeten Male in alle Welt und kam nach Frankreich, wo sie den Urlouis heiratete, und zur Stammutter von die jroße Nation ward. Denn die Franzosen alleene sind neben die Berliner nich ohne Jeist nich. Man nennt das aber dort „Esprit", was wohl mit „Sprit" das jleiche Wort is.

Als Urlouis am Tode jestorben war, brach die Intellijenz auf und machte die erste Reise um die Welt — ohne Bädeker. Auch is es höchst eegentümlich, daß sie in ihre verlorene Memoiren nischt erzählt von die reisenden Engländer, während es ooch janz außerordentlich wichtig wäre zu wissen, ob damals die Race von die Macdonalds ooch schon hat existiert.

Endlich flog sie auf den Flügeln von ihre eigne Weisheit nach Helgoland und schwebte über dem Hügel ihres einst so geliebten Urfischer. Reuevoll sang sie die jöttliche Inadenarie. Urfischer drehte sich im Jrabe und sie sank mausetot an seine Seite.

Nachdem ich meine Augen jetrocknet, fahre ich seufzend fort über die Vergänglichkeit und komme wieder nach Berlin. Als die Franzosen jeschaffen waren, dachten sie alsbald daran, ihre alleenigen Nebenbuhler zu bekriegen. Aber wir wehrten uns eklig und sie erzählen nur mit jeheimen Schauer von die Sandflächen der Mark. Aber öfter knurren sie wieder über den Rhein herüber, wie kleene bissige Hunde. Hurrje! Nur hübsch d'rüben jeblieben! Wir haben jetzt doppelte Jarde, und außerdem — die Stadtmauer. Bange machen jilt nich.

Unterdessen blühen wir und entfalten unsere Weisheit vor der Welt; denn der Jeist der Intellijenz schleicht durch alle Straßen und schon mancher Nachtwächter hat ihn jesehen, wie er des Nachts mit seinem Nachtlicht die einzelnen Häuser erleuchtete. Mir aber erschien er jestern zwischen 12 Uhr und Mitternacht und hat zu mir jeredet die Rede, die ihr jehört und mir befohlen, sie aufzuschreiben, auf daß sie alle kommende Jenerationen in Ehrfurcht lesen und sich freuen unseres Jlanzes und unsrer Ehre.

Denn das ist der Vorzug von Berlin vor andern Städten, daß es sie alle überstrahlet durch Reichtum an Weisheit, Schwindel und Unjeziefer und das ist sein Beruf, daß es die Hauptstadt werde von die janze Welt und mein Schädel der Mittelpunkt von all die Weisheit. So sei es! —

Berlin in den Hundstagen von's vorige Jahr.

Johann Jabriel Quatschke,
Phantasmagoret und Professor der Sommer- und Winterlogik a. D.

Metaphern der Liebe.

1.

Welche Augen! Welche Miene!
Seit ich dich zuerst gesehen,
Engel in der Krinoline,
Ist's um meine Ruh' geschehen.

Ach! In fieberhafter Regung
Lauf ich Tag und Nacht spazieren,
Und ich fühl' es, vor Bewegung
Fang ich an zu transpirieren.

2.

Und derweil ich eben schwitze,
Hast du kalt mich angeschaut;
Von den Stiefeln bis zur Mütze
Spür ich eine Gänsehaut.

Wahrlich! Das ist sehr bedenklich,
Wie ein jeder leicht ermißt,
Wenn man so schon etwas kränklich
Und in Nankinghosen ist.

3.

Würde deiner Augen Sonne
Einmal nur mich freundlich grüßen,
Ach! Vor lauter Lust und Wonne
Schmölz ich hin zu deinen Füßen.

Aber ach! Aus deinen Blicken
Wird ein Strahl herniederwettern,
Mich zerdrücken und zerknicken
Und zu Knochenmehl zerschmettern.

Die Ballade von den sieben Schneidern.

Es hatten sieben Schneider gar einen grimmen Mut;
Sie wetzten ihre Scheren und dürsteten nach Blut.

Dort auf der breiten Heide loff eine Maus daher,
Und wär sie nicht geloffen, so lebte sie nicht mehr.

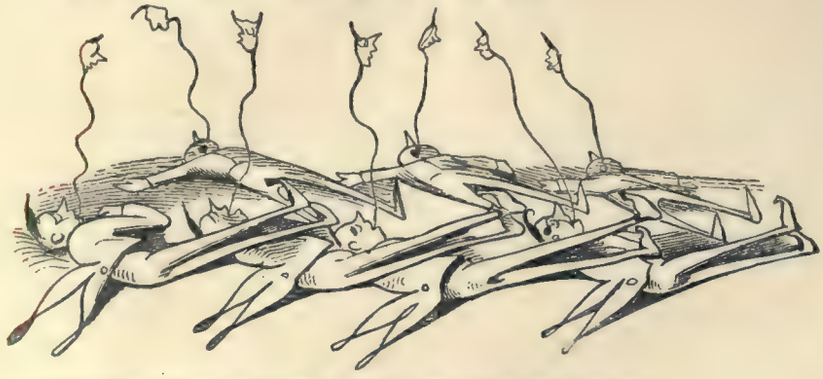
Und zu derselben Stunde (es war um halber neun)
Sah dieses mit Entsetzen ein altes Mütterlein.

Die Schneider mit den Scheren, die kehrten sich herum,
Sie stürzten auf die Alte mit schrecklichem Gebrumm.

„Heraus nun mit dem Gelde! Da hilft kein Ach und Weh!"
Das Mütterlein, das alte, das kreischte: „Achherrjeh!"

Ein Geisbock kam geronnen, so schnell er eben kann,
Und stieß mit seinem Horne den letzten Schneidersmann.

Da fielen sieben Schneider pardauz auf ihre Nas
Und lagen beieinander maus'tot im grünen Gras.

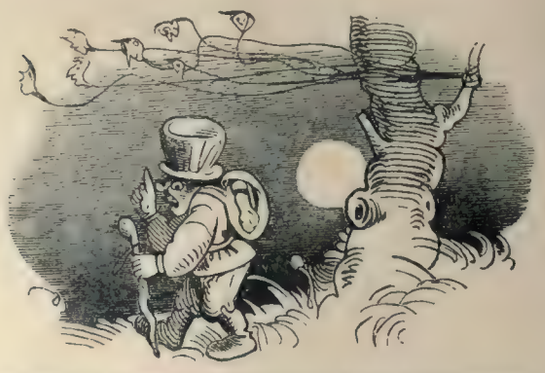


Und sieben Schneiderseelen, die sah man aufwärts schwirr'n,
Sie waren anzuschauen, wie sieben Fäden Zwirn.

Der Teufel kam geflogen, wie er es meistens tut,
Und fing die sieben Seelen in seinen Felbelhut.

Der Teufel sehr verdrießlich, dem war der Fang zu klein,
Drum schlug er in die Seelen gleich einen Knoten drein.

Er hängt das leichte Bündel an eine dürre Lind',
Da pfeifen sie gar kläglich, piep, piep, im kühlen Wind.



Und zieht ein Wandrer nächtlich, durch dieses Waldrevier,
So denkt er bei sich selber: „Ei, ei, wer pfeift denn hier?"

Abenteuer des Herrn Friedrich Mäusle in Indien.

Der Adlerwirt in Sindelfingen ist, sozusagen, eigentlich ein guter Mann, aber wegen seiner hätte ich beinahe mein junges Leben lassen müssen, nämlich dazumal, als ich bei ihm noch Hausoffiziant war, tauschten wir einmal unsere Meinungen aus, und da meinte er, ich könnte hingehen, wo der Pfeffer wächst; item ich nahm mir das zu Herzen und ging nach Indien. Wie ich da ans Land steig', laß ich mir gleich eine Flasche Arak und die Allgemeine Indische Zeitung geben, fand auch bald, daß in der goldenen Klapperschlange zu Seringapatnam ein gediegenes Individuum gesucht werde und mache mich gleich auf den Weg.

Es mochte so ungefähr halb ein Uhr sein und ich war schon sechs Stunden durch die Dschungeln marschiert, als ich an einen Wegweiser komme, auf dem steht: „Nach Seringapatnam eine halbe Stunde"; potz Blitz, da fällt mir ein, daß ich mich seit Dienstag nicht rasiert habe, ich geh' also etwas abseits vom Weg, zieh' meinen Apparat heraus und häng' den Spiegel, den ich mir am letzten Böblinger Markt gekauft, an so einen Kaktus; richtig, ich hab' noch keine drei Strich

getan, schneid' ich mich in den Backen, wie mir das jedesmal passiert; ich leg' also das Messer weg und will eben Englischpflaster auflegen, als ich so etwas schnurren höre, ich dreh' mich um und seh' einen mordsmäßigen Tiger, ungefähr zwanzig Gäng vor mir, der sich eben die Augen ausreibt und mich in Augenschein nimmt. Hatte der Kerl seinen Mittagsschlaf gehalten und war von dem Blutgeruch aufgewacht, so eine scharfe Witterung haben die Tiger. Ich bin zwar ein kuraschierter Mann, aber da fiel ich doch in die Knie

und dachte, wenn dich das Tier frißt, so ist der Adlerwirt daran schuld; in dem Augenblick aber stutzt der Tiger, blökt noch einmal die Zähne und nimmt Reißaus, er hatte in den Spiegel gesehen und war vor sich

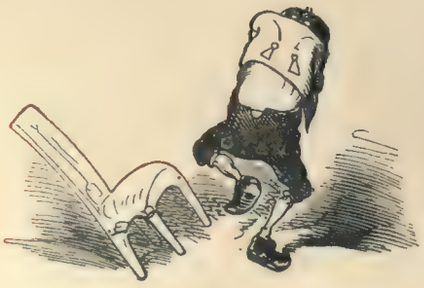
selber erschrocken. — Den Spiegel aber hab' ich neu einrahmen lassen und jetzt sieht meine Frau alle Tage hinein.

Der hohle Zahn.

Eine Geschichte in Bildern.

1

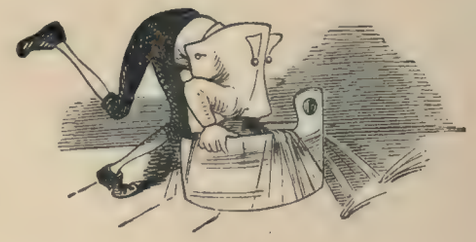
2



3

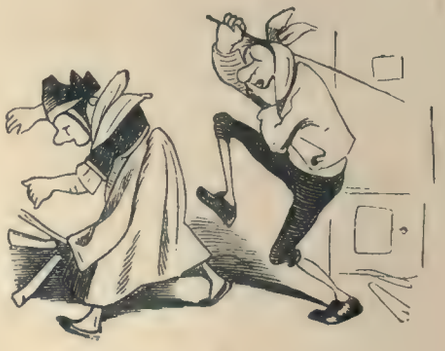
4

5



6

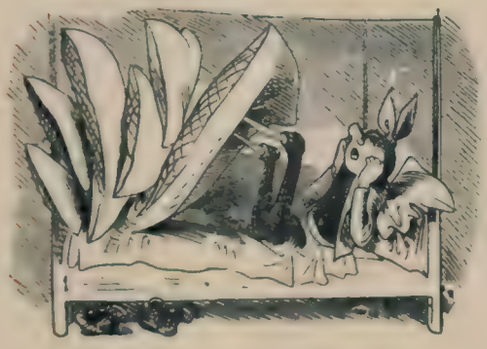
7



8

9

10



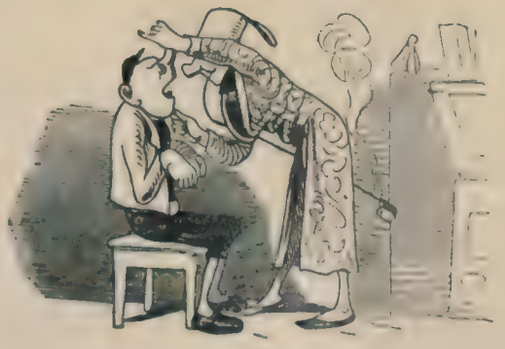
11

12

13

14

15



16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

Bilderrätsel aus der Geschichte.

(Auflösung: Die Belagerung von Ofen.)

Der zu wachsame Hund.

Vom Wirtshaus kommt Herr Petermann,
Sein treuer Hund geht ihm voran.

Pardauz! Da liegt Herr Petermann,
Weil er den Steg nicht finden kann.

Und traurig schaut der Hund ihn an,
Doch sieh! Dort naht ein Wandersmann.

Mitleidig naht der Wandersmann,
Zu retten den Herrn Petermann.

Doch als er faßt Herrn Petermann,
Packt ihn der Hund von hinten an.

Der Wandrer läuft so schnell er kann,
Im Graben bleibt Herr Petermann.

Und als die dunkle Nacht verrann,
Schlug seinen Hund Herr Petermann.

Moral.

So du des Nachts gern zur Schenke gehst,
Und heimwärts nicht recht feste stehst,
Dann halt ein Hündlein dir zumeist,
Was weder vorn noch hinten beißt.

Wie der Hans-Adam Pech hat.

Weib: „Aber Hans-Adam, jetzt bist schon neunmal ins Holz gefahren und bängst dei' Büchs auf 'n Rücken, 's zehnt' Mal läßt du sie da, das kleinste Kind lacht dich ja aus!"

Hans-Adam: „Ja, mein' Seel, du kannst recht haben, da nimm 's Gewehr 'nein!"

Hans-Adam: „Da sollt' ja g'rad ein kreuzsiediges Millione-Donderwetter alles ang'spitzt in Boden 'neinschlag'n — zweimal bei meiner Urschel ja g'sagt und all'mal noch ärger angeführt."

Wie der Mann um den Hausschlüssel bitten lernt.

Gewaltsame Annexion des Hausschlüssels.

Fatales Mißgeschick und Vergeltung.

Triumph und Abschied.

Gezwungene Bitte.

Gewährung und definitiver Abschied.

Der reinliche Swinegel oder irregeleitete Reinlichkeit.

„Dat Ding is weech!“ sagte der Bauer, als er zum Stadtbäcker kam und hielt einen zur Abkühlung vor die Tür gestellten Quarkkuchen für den Strohteller oder Abtreter.

Die Steuerpflichtigen.

Registrator (zu seinem Hunde): „Ja, Azorl, bist du's denn wert? Für mich zahl ich einen Gulden 30 Kreuzer Steuer, für dich muß ich zwei Gulden zahlen! — Und da muß man noch froh sein, daß man wenigstens kein Vieh ist.“

Eine auffallende Ähnlichkeit.

Student: „Aber Tausendsapperlot! Onkel, ich finde eine auffallende Ähnlichkeit zwischen dir und dem Brunnen da.“

Onkel: „Ah! wieso denn du Schlingel?

Student: „Weil man auch, weiß der Himmel, wie lang', pumpen muß, bis 'mal was 'rauskommt.“

Fortschritt.

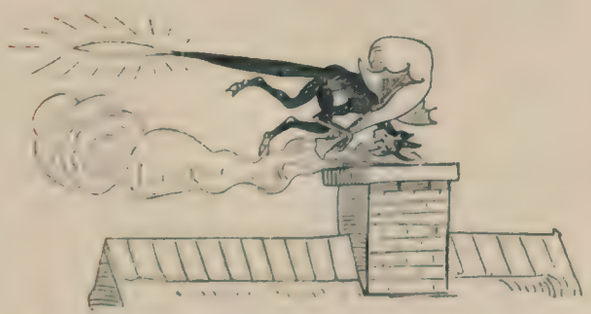
„Schau, schau, das hätt' ich in mein' Leben nit 'glaubt, daß sich auch noch's Vieh photographieren läßt! Wart, da muß ich meiner alten Scheck auch noch ein' Freud' machen!“

Das Teufelswirtshaus.

Ein Schelmenlied.

Es stund ein Wirtshaus an der Höh'
War gar so nett und fein;
Da setzten sich von nah und fern
Die großen und die kleinen Herrn
Bei Bier und Branntewein.

Der Wirt, der war kein frummer Christ,
Hielt nicht die zehn Gebot';
Oftmalen um die Mitternacht
Hat ihm der Teufel Geld gebracht
Hernieder durch den Schlot.



Der Teufel hat'n gluhen Schweif,
Brennt schwefel-lichterloh;
Fuhr einstmals auch zum Dach herein
Und zog den langen Schweif nicht ein,
Hoho! da brennt das Stroh.

Das Stroh, das brennt, das Dach, das brennt,
Der Teufel fuhr heraus,
Die Gäste fielen von der Bank,
Dieweil es so nach Schwefel stank
Und krabbeln vor das Haus.

Der Teufel sitzt im Apfelbaum,
Und plärrt als wie ein Rind;
Er heult und plärrt und weint so sehr,
Daß ihm die dicke Wagenschmer
Von seinen Äuglein rinnt.

„Du dummer Teufel, sei doch still!
Fahr' lieber in die Höll'
Und hol'n Sack voll Geld herauf,
So bau'n wir 's Wirtshaus wieder auf
Hier an derselben Stell'!

Und wenn der Teufel das nicht will,
So laßt's der Teufel sein.
Wir trinken frisch, wir trinken froh,
Ist's nicht allhier, ist's anderswo;
Stoß an, fein's Brüderlein!"

Der strenge Sittenrichter.

„Schämt Ihr Euch nicht, auf offenem Platze da zu baden? Ihr Schweinigel, Ihr!“
„Ja, entschuldigen 's, gnä' Herr, 's Wässerle war halt gar so warm!“
„Warm ist's? Hm, da könnt' ich ja gleich auch ein bißchen baden!“

Unangenehmes.

Meister: „Kerl, ich reiß Dir die Ohren ab, wenn du nit besser aufschaust, du Tropf miserabliger!“

Mutter: „Nu, Marl, was ist's denn mit dir, warum ißt denn du nit? Was machst denn du gar so ein G'sicht? Ist dir was passirt?“
Marl: „Ja freilich, mir ist durch den Meister was recht Unangenehmes zu Ohren gekommen!“

Der indentirte Gattenmord.

Nagelschmid: „Ei, guten Tag, Sepperl, was willst du denn bei mir?“

Sepperl: „Einen schönen Gruß von der Mama und Sie sollten ihr einen recht großen, starken Nagel schicken.“

Nagelschmid: „Ja, mein Söhnchen, wozu denn?“

Sepperl: „Die Mutter will den Vater d'ran aufhängen und, wissen's, der ist so schwer.“

Nagelschmid: „Was? Herr Gott, ist die liebe Frau verrückt worden! (Im Davoneilen): Da muß ich doch gleich zu ihrem Bruder, dem Doktor, rennen!“

Sepperl's Mutter hat sich inzwischen anderswo einen Nagel verschafft und den Gatten bereits aufgehängt.

Der zerstreute Bauer.

„Wißt's, was dem Huber-Nazi neulich passiert ist? Der kommt nachts 12 Uhr nach Haus, legt seinen Hund ins Bett und wirft sich selber zur Tür hinaus.

Erst am andern Tage merkt er seinen Irrtum, weil er mit des Nachbars Katze in Streit geriet und nicht bellen konnte."

Wie man sich einem Löwen gegenüber benimmt.

„Was Sie da erzählen kommt übrigens in Algier alle Tage vor. Mir selbst ist's einmal widerfahren, als ich von Constantine nach Blidah reiste, daß unsere Post eine ziemliche Strecke von einem Löwen begleitet wurde, und zwar in nicht allzu großer Entfernung."

„Nun, und wie benahmen sich die Passagiere?"

„Was hätten sie tun sollen? Einige schliefen gerade, die andern haben sich gefürchtet."

Das g'scheite Hunderl.

Erster: „Das Hunderl, sag' ich Ihnen, ist ein reines Genie; probieren Sie's einmal und legen's ihm rechts eine Wurst und links einen Schinken hin, was meinen's, das er frißt?"

Zweiter: „Nun, er frißt halt den Schinken."

Erster: Zuerst, ja, und nachher die Wurst auch noch!"

Der merkwürdige Grund.

Gast (geheimnisvoll): „Geben Sie mir viel schwarzen Kaffee und viel Milch; ich will Ihnen nachher sagen, warum?"

Kellner (neugierig): „So, jetzt haben Sie viel schwarzen Kaffee und viel Milch; jetzt sagen Sie mir aber auch, warum Sie soviel gewollt haben?"

Gast (pfiffig): „D'rum pflege ich auch viel Zucker dazu zu nehmen!"

Der sonderbare Geschmack.

„Aber lieber Qualm, was fällt Ihnen denn ein, sich mit dieser ungeheuer großen Tabakspfeife zu schleppen, mit der Sie wenigstens vier Stunden sich puälen müssen, um sie auszurauchen? Ich finde diesen Geschmack aber sonderbar!"

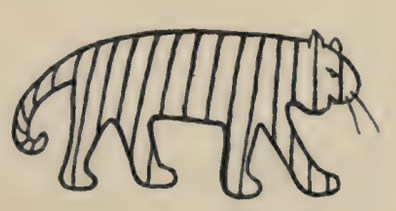
„Ich nicht, denn pro primo erspare ich das viele Anstopfen und pro secundo will meine Frau haben, daß ich nur so lange im Gasthause bleibe, bis ich meine Pfeife ausgeraucht habe, ich habe ihr das versprochen, und wie Sie sehen, bei einem solchen Ulmerköpfel kann ich mein Wort leicht halten."

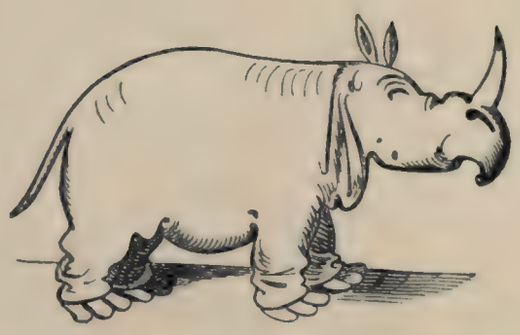
Wozu hat man Kellner?

„Kellner!" — „„Sie befehlen?"" — ‚Der Kaffee ist so heiß, kommen's her und blasen's!"

Über Zoologie.

Aus den Papieren eines nach echtester Popularität strebenden Jüngers der Wissenschaft.





Ich will kurz sein, aber populär. Jedermann hat das Recht, Popularität zu fordern, auch dümmere Leute, wenn sie nur das lobenswerte Streben besitzen, sich das Innere gehörig auszufüllen.

Zoologie ist die Wissenschaft von den Viehern. Sie wird eingeteilt in die Vierfußologie, in die Vogologie, in die Fischologie und Ungezieferlogie, welche aber, da selbe auch von Flöhen, Wanzen und anderen Schweinereien handelt, sich für die noblere Gesellschaft nicht eignet. Auch die Menschen gehören sozusagen zu den vierfüßigen Tieren, da sie aber nur zwei Füße haben, so kann man selbige schicklicherweise nicht zu den Tieren rechnen. Es wäre eine Beleidigung des Menschengeschlechtes, obwohl einige Philosophen der neuesten Zeit, besonders Arthur Schopenhauer, Sohn einer romantischen Schriftstellerin aus dem vorigen Jahrhundert, sehr wenig regards auf die Zweifüßigen (bipedes) legten. Gott sei Dank sind solche schnöde Irrtümlichkeiten heutzutage nur selten und werden in guten Zeitungen (Feuilletons genannt) und Büchern auf leichtverständliche und auch grobe Art gehörig widerlegt.

Was ein Mensch ist, weiß jeder Mensch, darum wäre es unmenschlich langweilig, noch viel darüber zu reden. Vierfüßig werden gewöhnlich nur jene Tiere genannt, welche zwei Hinterfüße und zwei Vorderfüße haben. Doch gibt es leider auch vierfüßige Tiere, welche nur zwei Hinterfüße haben, und daher Unordnung in die Zoologie bringen. Zum Beispiel die Känguruhs, aber nur in Australien; diejenigen Tiere derselben Kategorie in anderen Weltteilen müßten sich nur zwei Füße gebrochen haben, sonst halten sie sich immer nach der Regel. Sie werden eingeteilt in solche Tiere, welche andere fressen, und in solche, welche von anderen gefressen oder gegessen werden. Zum Beispiele Löwen und gebackene Hühner. Tiere, welche weder andere fressen, noch von andern gefressen oder gegessen werden, nennt man Esel, Hunde, Pferde, Elefanten et cetera, und diese lassen sich als Entschädigung dafür zum Einspannen, Haushüten oder in Menagerien verwenden. Die zu essenden Tiere werden entweder in Wüsten und Wäldern ganz roh von ihresgleichen aufgezehrt oder in zivilisierten Gegenden, besonders in Städten, als Karbonaden oder Saftbraten mit Salat oder warmen Saucen von Menschen gespeist.

Die selbst andere fressenden oder sogenannten wilden Tiere halten sich meistens in Afrika oder sonstigen einsamen Gegenden auf und vertilgen sich zum größten Glücke gewöhnlich bald gegenseitig unter schreckbarem Gebrülle, wie zum Beispiel die Tiger und Hyänen. Sonderbar, aber angenehm für die Europäer ist es, daß sich dergleichen Tiere gewöhnlich bei den Mohren aufhalten, wogegen letztere dennoch niemals aus Schrecken blässer werden, sondern auch beim Anblicke der schrecklichsten Tiere schwarz bleiben.

Das macht teils die Gewohnheit, teils die große Hitze, welche die äußere Hülle schwärzt, wie man auch beim gebrannten Kaffee wahrnimmt.

Die Vögel werden eingeteilt in solche, welche abgestochen werden, und in jene, welche teils in Vogelbauern, teils in der frischen Luft leben. Erstere nennt man Gänse, Enten und Hühner und werden von ungebildeten Personen oft nicht einmal für Vögel gehalten. Der König der Vögel ist der Adler, mit einem oder zwei Köpfen, auch Kommisvogel genannt. Es gibt Gebirge in Österreich und Tirol sowie in Spanien und anderen Königreichen, worinnen eine ganze Masse davon ausgebrütet werden; auch existieren in manchen kleineren Städten Wirtshäuser, welche schwarze Adler heißen, worin man für Geld Speise und Trank und Schlaf genießen kann, welche herentgegen aber nicht zur Zoologie gerechnet werden. Die roten Adler züchten sehr stark im Königreich Preußen, legen ihre Eier gewöhnlich in alte Staatsuniformen und werden sodann von Geheimräten ausgebrütet.

Fische gibt es mancherlei; wohl größtenteils im Wasser, aber in eleganteren Häusern gebraucht man auch beim Whist- und Bostonspielen Fische, jedoch ohne Leben. Ferner zählt man Seefische, Flußfische und Bachfische, wie z. B. „Karpfen"; Hechte sind ihrer vielen Gräten wegen gefährliche Tiere, besonders im Salat. Ihrer Größe wegen werden die Walfische von den Nordländern bewundert. Man rechnet sie sogar zu den vierfüßigen Tieren, obgleich sie gar keine Füße besitzen, mithin ohne Grund. In Frankreich gibt es viele Sardines de Nantes in Blechbüchsen à 48 Kreuzer der Vierling.

Alle diese Tiere zusammengenommen bilden die Naturgeschichte, und ich habe mich bestrebt, diese Wissenschaft so kurz und bündig darzustellen, daß sie selbst der schlichtesten Einfalt verständlich sein dürfte.

Ich habe keine Mühe gescheut, um meiner Nation, selbst den Bauern und sonstigen Unmündigen, nützlich zu werden, und bin aus Patriotismus in einer puren Schwimmhose in den heißesten Wüsten Afrikas rastlos umhergestiegen, um die geheimsten Naturerscheinungen zu belauschen. Ich bin in Sibirien volle sechs Wochen nicht aus den Galoschen gekommen und wäre beinahe irgendwo angefroren, um die Vervielfältigung des Eises zu ergründen. So habe ich am 17. Januar 1860 in der Umgebung von Irkutzk durch 24 Stunden die Schneeflocken gezählt. Das Resultat davon war einfach, doch höchst überraschend.

Nimm eine Kubikklafter, multipliziere sie mit 57 3/4 Kubikfüßen, subtrahiere alsdann 16 Quadratzoll von dem Ergebnisse Deiner Kubikmultiplikation, dividiere sodann die Hypothenuse davon durch zwei Kadetten und Du wirst sehen, daß das Wasser, sobald es gefroren ist, gerade so viele Flocken gibt, als der Schnee Tropfen, wenn er wieder auftaut.

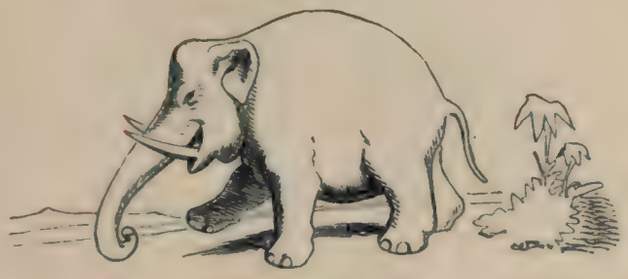
Energisches Eindringen in die Geheimnisse der Natur ist die Parole des neunzehnten Jahrhunderts. Klarheit der Auseinandersetzung aber ist die heiligste Pflicht des Gelehrten, auf daß er nicht unfruchtbar bleibe. Unfruchtbarkeit der Gelehrsamkeit gleicht der Ödigkeit der Wüste Sahara, und es bleibt die Schuldigkeit der Gelehrsamkeit, Klarheit, Helligkeit, Aufmerksamkeit und Verständlichkeit in Einfachheit, ohne Eitelkeit, zur Gemeinnützigkeit zu verbreiten.

Justus Populorum,
Naturforscher.

Gnome.

Wenn Menschenknochen vorzugsweise zum Raffinieren des Zuckers tauglich sind, dann müssen die Knochen von Gaunern, Heuchlern, Industrierittern und sonstigen Subjekten sicherlich den raffiniertesten Zucker geben.

Die Rache des Elefanten.



Den Elefanten sieht man da
Spazieren gehn in Afrika.

Da dreht der Elefant sich um
Und folgt dem Neger mit Gebrumm.

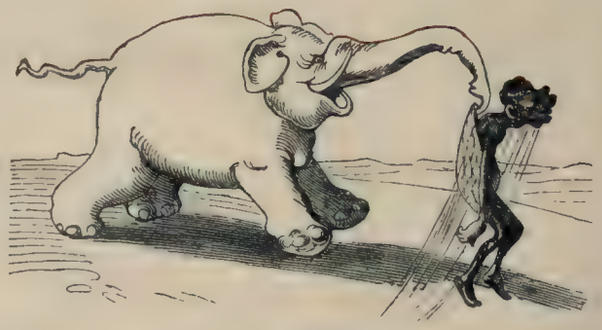
Gemütlich geht er zur Oase
Und trinkt vermittelst seiner Nase.

Vergebens rennt der böse Mohr,
Der Elefant faßt ihn beim Ohr.

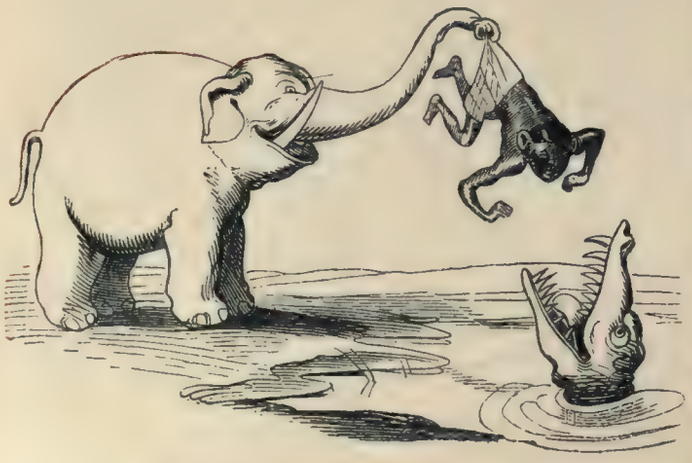
Ein Mohr, aus Bosheit und Plaisier,
Schießt auf das Elefantentier.

Er zieht ihn unter Weh und Ach
Zu einem nahen Wasserbach.

Da taucht er ihn ganz munter
Mit seinem Rüssel unter.



Er hebt ihn bei den Hosen auf
Und trägt ihn fort in schnellem Lauf.



Den Mohren hätte unterdessen
Beinah' das Krokodil gefressen.

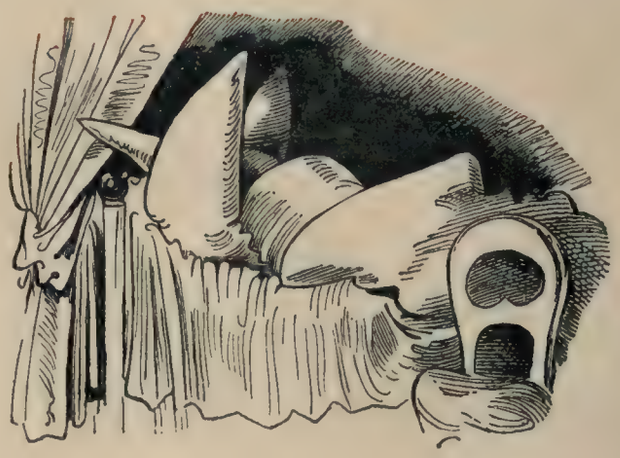
Und wirft ihn in ein Kaktuskraut;
Der Kaktus sticht, der Mohr schreit laut.

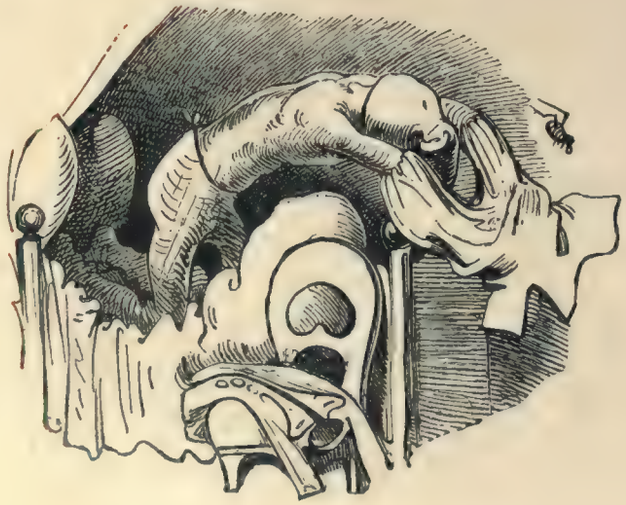
Nun aber spritzt den Negersmann
Der Elefant mit Wasser an.

Der Elefant geht still nach Haus,
Der Mohr sieht wie ein Kaktus aus.

Die gestörte, aber glücklich wieder errungene Nachtruhe.

Der bravste Krieger fürchtet sich
bei Nacht vor dem Insektenstich

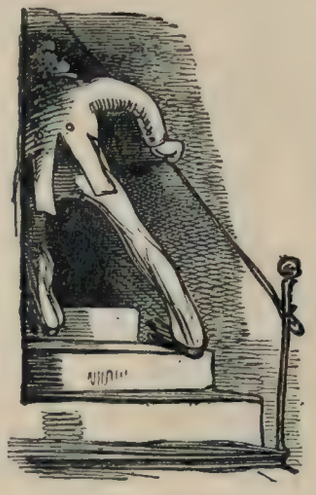


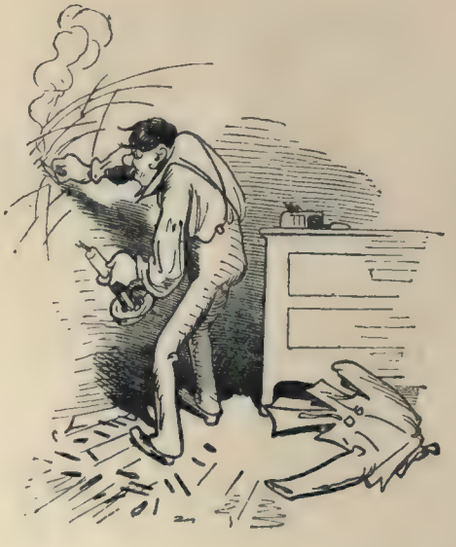


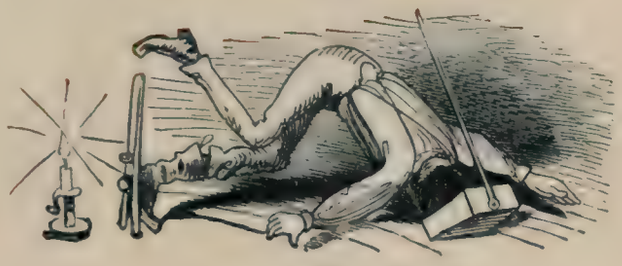
Ein Abenteuer in der Neujahrsnacht

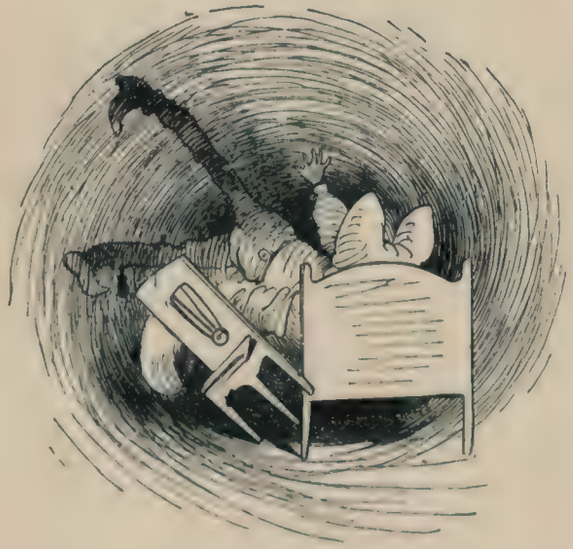
oder

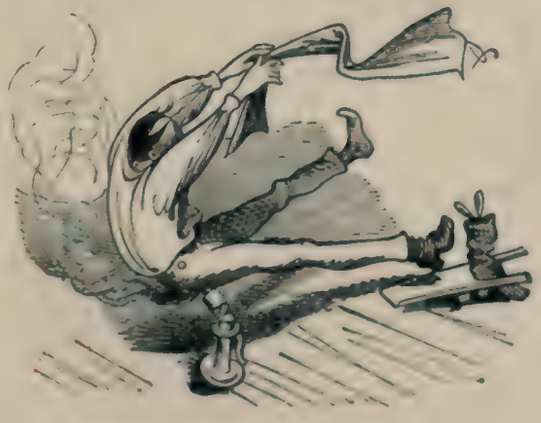
Warum Herr Brandmaier das Punschtrinken für immer verschworen hat.

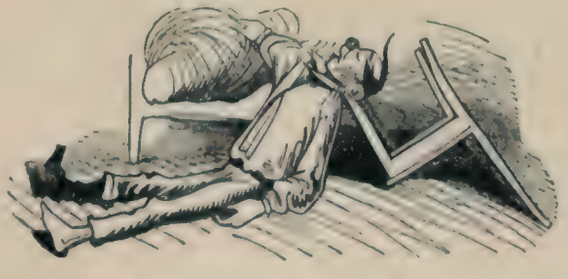












Der zerstreute Rektor.

„Glückliche Reise, lieber Mann! und vergiß nicht, alle Tage ein frisch gewaschenes Hemd anzulegen!“

„Das war ein tüchtiger Weg! Da lob ich mir ein frisches Hemd!“

„Ah! — die Wohltat nach dem Regen!“

„Du kommst mir recht bei der Hitze!“

„Da schau her, Frau! Bewegung und frische Luft, die tun halt gut.“

„O, du vergeßliches Ungetüm! Ich glaub gar, du hast alle vier Hemden übereinander gezogen.“ — „Nun, nun! Man kann halt nicht zugleich an alles denken!“ — so brummt der Rektor und zieht richtig vier Hemden aus.

Die unangenehme Überraschung.

Eine Geschichte in Bildern.

Der Altgesell ist froh und lacht,
Weil ihm die erste Maß gebracht.

Schlupp! rinnt das Bier durch seine Kehle
Auf einmal in die heiße Seele.

Der Stoff ist heute sehr zu loben,

„Was ist denn das?!" — denkt er erschreckt,

Drum wird sofort der Krug gehoben.

„Daß dieses so abscheulich schmeckt?!"

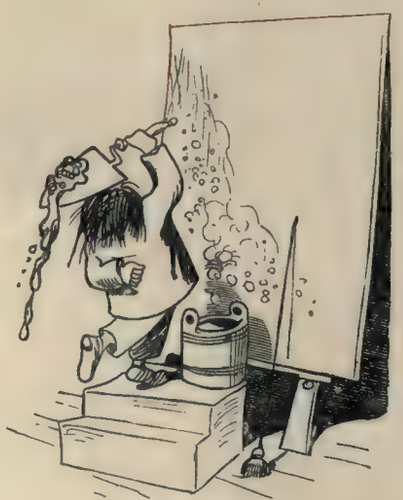
Da hat er es! O, Schreck und Graus!!
Ha! welch abscheul'che, tote Maus!!

Ja, ja! — Kaum will man sich erfreun,
So kommt gleich was Fatales drein!

Moderne Malerschnaderhüpfeln.

Zuerst tut man's battiern,
Darauf kummt die Lasur;
Und durch das Lasiern
Werd's grad wie d' Natur!
Hu — i di é, hu — i di é.

Z'letzt nimmst no' a' Farb' her,
Die d' Aug'n recht daschreckt,
Die streichst nachher dick hin,
Des hoaßt ma' Effekt.
Hu — i di é, hu — i di é.



Nur Farb' d'rauf, in Häuf'n,
Als wenn g'mauert werd'n müßt',
Daß's d' Nachwelt kann greif'n,
Wenn d' Farb' eppa schießt.
Hu — i di é, hu — i di é.

Und je größer Bild und Figuren,
Desto größer det Schenie!
Ne! Unter'm Militärmaß
Mal' ich schon jar nie!
Hu — i di é, hu — i di é.

Jetzt glaub' i in koan' Fall,
Daß i' gar weit mehr fehl'.
Morg'n steht die dick' Köchin
Als Psyche Modell.
Hu — i di é, hu — i di é.

I bin no' in Zweif'l,
Schaugt d' Medea so aus,
Z'letzt — hol mi der Teufel —
I' mach' a' Sennerin d'raus.
Hu — i di é, hu — i di é.

n' Kant muß er mal'n
Wie er d' Vernunft kritisiert!
Sie! Das Bild des werd g'fall'n,
Werd in Leimfarb ausg'führt.
Hu — i di é, hu — i di é.

Der Kritikus im Blattl
Des is mei Kamerad,
Der macht mir zuweil'n
Von Lorbeer an Salat.
Hu — i di é, hu — i di é.

Dieser heilige Sebastian
Is gut 'troffen, ja, sehr!
Den kenn' i' schon gar lang'
Vom Hofbräuhaus her.
Hu — i di é, hu — i di é.

Und aa' den Eng'l, den kenn' i'! —
Mein! sagt's mir, warum?
Kumm i' doch so wenig
Im Himmelreich 'rum!
Hu — i di é, hu — i di é.

Und dieser König von Tule,
Stolz blickend vom Thron,
Der war früher in Dillingen
Bei der dritt'n Eskadron.
Hu — i di é, hu — i di é.

A' Papier hab' i' aufg'spannt
So glatt — und so fein!
Ja komponier'n kunnt' i' schon, woaßt;
Aber 's fallt mir nix ein.
Hu — i di é, hu — i di é.

Mein! sei net so g'spaßi' —
Ideen gibt's je g'nu'!
Mal' oane, die drein schaugt
Und die ander' schaugt zu.
Hu — i di é, hu — i di é.

Aa' a schöne Idee, des:
A Kuh und a Lamm!
Aber was hilft's mi', des Bild
Geht halt oamal net z'samm'.
Hu — i di é, hu — i di é.

Da müßt' i' schon bitt'n
Sie! Wenn man's versteht,
Des Bild, des geht scho' z'samm'. —
Auseinander geht's net.
Hu — i di é, hu — i di é.

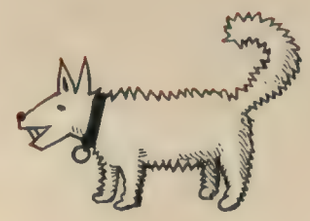
Das Z'samm'gehn und Auseinand'geh'n
Macht mi' völli' noch dumm!
Und Tag und Nacht geht mir
Des G'schwatz im Kopf 'rum!
Hu — i di é, hu — i di é.

Ja is ja wahr aa'!
In Krittisieren da san s' fix;
Aber selber was macha
Na — macha können s' nix!
Hu — i di é, hu — i di é.

Beim Mal'n wie beim Dichten —
's is all'weil oan' G'schicht'!
Es braucht sich nur z' reimen,
So is's a' Gedicht.
Hu — i di é, hu — i di é.

Tiersprache.

Ein Pendant zur Blumensprache.



Hund.

Ich bin argloser Natur; aber wehe dem, der auf mich kommt.

Pferd.

Zwei Dinge verleihen einem Steeple-Chase Interesse: schönes und hohe Wetter.

Hahn.

Die beste Verfassung ist und bleibt immer die absolute Monarchie.

Bär.

Die Aufhebung der Grenadier-Bataillone war eine verfehlte Idee vom Standpunkte — der Prager Dienstmädchen.

Storch.

Es ist viel angenehmer, in Italien, als in Wien zu reisen.

Schnecke.

Wer mit dem Zins die Zinsen bezahlt, ist kein Hausherr.

Schlange.

Eine starke Regierung erlaubt das Singen verbotener Lieder.

Gimpel.

Es ist oft sehr lästig, zu viel zu wissen.

Spinne.

Warum ehrt Ihr uns nicht? weil wir nur weben und nicht flechten.

Bluregel.

Es gibt direkte und indirekte Steuern.

Maus.

Hochmut kommt vor dem Falle, Übermut bringt vor die Falle.

Schwein.

Und doch gibt es Dinge, die rein unmöglich sind.

Rind.

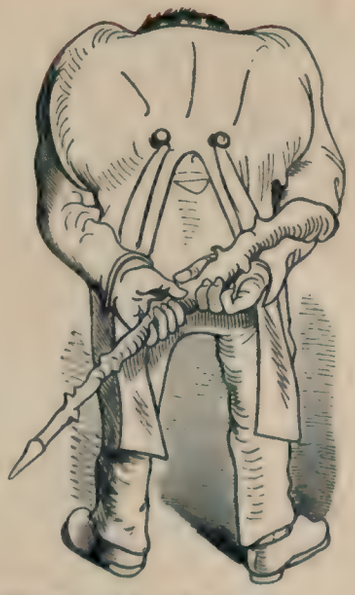
Dulce est pro patria mori.

Gans.

Für einen Gulden kauft man eine Schachtel recht guter Stahlfedern.

Frau Justitia in Verlegenheit.

Seht, da steht das Ungeheuer!
Namens Jakob Niedermaier!
Der, nachdem er früher Schreiber,
Später Mörder ward und Räuber.



Als dies aber aufgekommen,
Hat man ihn in Haft genommen;
Und man faßte den Beschluß,
Daß man Jakob köpfen muß.

Man vergaß jedoch hierbei,
Daß der Jakob bucklig sei;
Und, sieh da, am Hochgericht —
Ach herrjeh! — da ging es nicht.

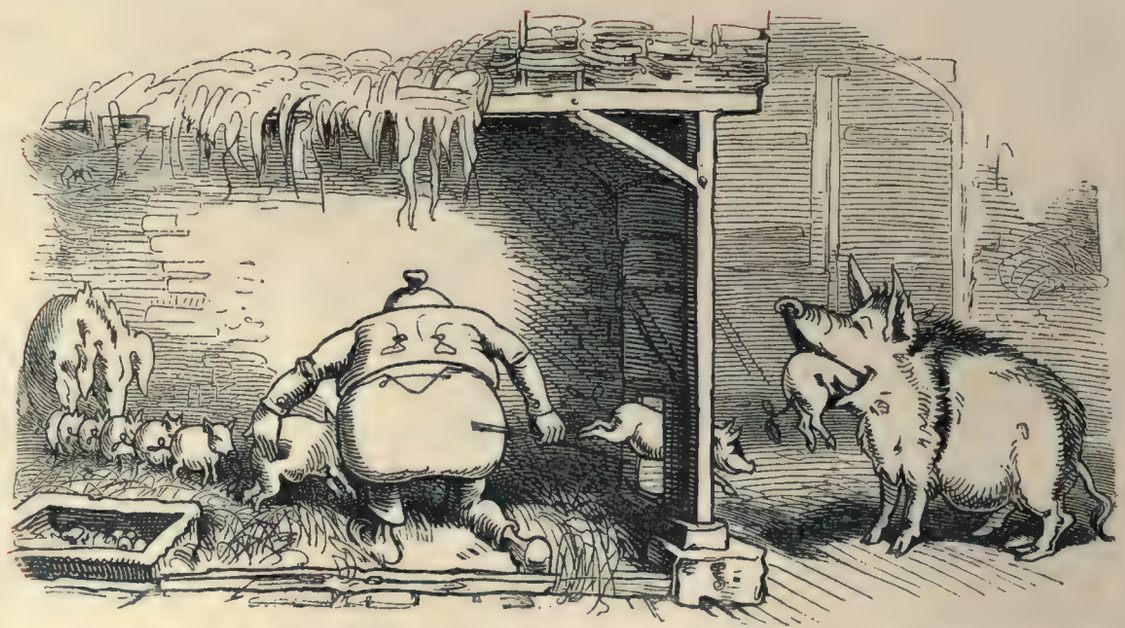
Ein grausamer Hauswirt.

Hauswirt: „Meine Herren! Das geht nicht, das leiden die andern Mitbewohner nicht: Quartette können Sie gern spielen, aber jedes seins allein, daß es — keinen solchen Lärm macht!“

Theaterbericht aus München.

Bei der letzten Aufführung von Gounods Faust hat's auf der Galerie bereits am Schlusse des zweiten Aktes eine solche Hitze gehabt, daß dem Herrn von Krempelsetzer der Hausschlüssel aus der Tasche geschmolzen ist.

Die sympathetische Kur.



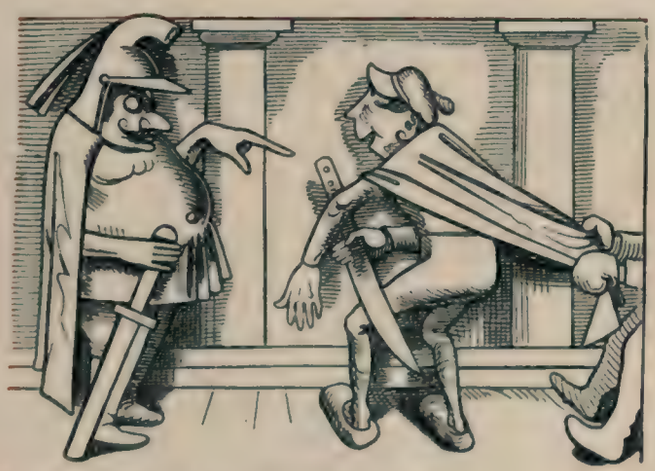
„Alle eenen Weg!“ sagte Hans Dierk und ließ seine kleinen Ferkel über einen Weidenstock springen, damit sie gut gedeihen sollten. — Draußen vor dem Loch aber saß der alte große Eber, und happ! fraß er das erste Ferkel, und happ! fraß er das zweite, und als er zum letzten Male happ! machte, da waren Hans Dierk seine kleinen Ferkel alle richtig einen Weg gegangen.

Fester Glauben.

Professor (vor einer Tafel mit mathematischen Figuren): „Und nun will ich Ihnen diesen Lehrsatz jetzt auch beweisen."

Junge: „Wozu beweisen, Herr Professor? Ich glaube es Ihnen so."

Neue Lesart von der Bürgschaft.



Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande;
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
„Was wolltest du mit dem Dolche, sprich?"
Entgegnet ihm finster der Wüterich.
„Na, dös wird doch dem Herrn Tyrannen nix verschlage,
Wenn ich mein Dolch will zum Schleifen trage!"

Die Weisheit auf dem Katheder.

Meine Herren, ich will Ihnen im Folgenden den Begriff einer Assonanz geben. Eine Assonanz besteht in der Wiederholung und Hervorhebung übereinstimmender Vokale in verschiedenen Wörtern, besonders am Ende der Verse. Am besten kann ich Ihnen das Beispiel einer Assonanz an Herder's Cid geben. Freilich ist hier keine Assonanz da, aber vierfüßige Trochäen.

Dies ist die sogenannte Schlachtordnung, die Friedrich der Große gemeinschaftlich mit Philipp von Macedonien ausführte.

Peter der Große führte die Bildung Europas durch Kanäle nach Rußland.

Obgleich diese russischen Kaiser ganz aus deutschem Geschlecht stammen, tragen sie in ihren Gesichtszügen doch Spuren der tatarisch-mongolischen Abkunft.

Wo der Friede wütet, kann der Ackerbau nicht bestehen.

In der nächsten Vorlesung werde ich Ihnen ein Bild mitbringen, nämlich die Zerstörung Heidelbergs durch den Hofmaler Dietz.

Was die Engländer einmal in den Klauen des Leoparden haben, lassen sie nicht leicht wieder los.

Der Dauphin und der Herzog von Burgund starben von 1700 bis 1715.

Der talentvolle Michel.

In der Schule.

Lehrer: „Also eine Klafter hat sechs Schuh und ein Schuh hat zwölf Zoll; oder umgekehrt: sechs Schuh sind eine Klafter und zwölf Zoll geben einen Schuh. — Also Micherl, merk es dir recht gut! — Alles, was man in der Schule lernt, muß man dem Gedächtnisse tief einprägen, damit man es bei vorkommenden Fällen gut anwenden kann und es uns womöglich gute Früchte bringt."

Micherls Gedächtnisübung.

Auf dem Wege nach Hause wird Micherl von einer Kundschaft seines Vaters angerufen.

Herr v. Fuchtl: „Du Kleiner, sage deinem Vater, er möge bald zu mir kommen, ich brauche drei Paar Schuhe für meine Frau, auch werde ich ihm einen Schuh von ihr zum Ausbessern mitgeben."

Micherl: „Ich werd's ihm schon sagen, Herr von Fuchtl."

Im Weitergehen denkt Micherl über den erhaltenen Auftrag und über das in der Schule Gelernte nach und spricht zu sich selbst: „drei Paar Schuh, das sind sechs Schuh richtig, und einen Schuh extra — — ja so ist's."

Anwendung des Gelernten.

Micherl (nach Hause kommend): „Vater, du sollst bald zu Herrn von Fuchtl hinkommen, er braucht eine Klafter."

Vater: „Was — was — eine Klafter? — Spitzbub, du hast wieder nicht aufgemerkt!"

Micherl: „Ja Vater, Herr von Fuchtl braucht eine Klafter für seine Frau, und zwölf Zoll von ihr — hat er gesagt — wird er dir gleich mitgeben."

Der Meister fragt wiederholt sein Söhnlein, da aber dasselbe bei der nämlichen Antwort verblieb, glaubte er, seine alte Kundschaft sei verrückt geworden; dessenungeachtet geht er unter Kopfschütteln zu seinem Nachbar, einem Maurerpolier, leiht sich von demselben ein Klaftermaß aus und begibt sich damit zu Herrn von Fuchtl, dem er gleich bei seinem Eintritt zuruft:

„Schönen guten Tag, Herr von Fuchtl, hier bring ich die Klafter, die Sie durch meinen Buben begehren ließen,

und möcht' halt bitten, wenn Sie dieselbe nimmer brauchen täten, daß ich sie mir wieder abholen darf, indem ich sie von meinem Nachbar ausgeborgt habe.

Auch hat mir mein Micherl gesagt, ich kriegte zwölf Zoll von — von Ihrer Frau! Ich bitte, was meinen's denn damit?"

Jetzt war es an Herrn von Fuchtl, den Meister und seinen Buben für verrückt zu halten. Nach einigem Hin- und Widerreden fand jedoch Herr von Fuchtl den richtigen Schlüssel des Rätsels, und endlich stand dasselbe gelöst da vor dem sich über seine Blödheit ärgernden Meister. Beide aber hatten nicht die mindeste Idee, daß der Schulknabe nach der Aufmunterung seines Lehrers das Gelernte bloß gut anwenden wollte, sondern sie hielten das Geschehene für eine mutwillige Fopperei.

Der Meister, der noch niemals Ursache hatte, seinen Micherl tatsächlich zu strafen, wollte ihn auch jetzt nicht eigenhändig züchtigen — denn sein Herz war weicher noch, als das Pech in seinen Damen-Fußbekleidungs-Atelier — er bat daher Herrn von Fuchtl, daß derselbe statt seiner dem Buben einen kleinen handgreiflichen Verweis gebe, er werde ihn unter einer Ausrede hierher schicken.

Früchte des Gelernten.

Mit dem unbenutzten Klaftermaße, aber auch mit klarem Auftrage ausgerüstet, kehrte der Meister heim. Nichts an ihm verriet den Ärger und seine Absicht. Seine Nase hatte weder an Umfang zu- noch abgenommen, war auch nicht mit mehr oder weniger Kupferfarbe belegt, als wie vorher, bei seinem Ausgange; kurz, mit aller Ruhe konnte der Vater zu seinem Söhnlein sagen:

„Micherl, geh mir zum Herrn von Fuchtl, ich lasse ihn schön bitten, er möge dir die Wichs geben, die ich bei ihm zurückgelassen habe."

Und nichts argwöhnend ging Micherl zu Herrn von Fuchtl, richtete seine Post ordentlich aus, bekam aber von jenem eine ganz andere Wichs, als er erwartete, die seinem Leder durchaus nicht wohlschmeckte; obgleich diese Wichs ganz unverfälscht und ohne Vitriol war.

Nach empfangener Züchtigung erfährt Micherl erst, wofür er sie bekommen hat; er beteuert Herrn von Fuchtl seine Unschuld betreffs der ihm zur Last gelegten bösen Absicht mit der Bemerkung, er habe nur den Rat seines Herrn Lehrers, das in der Schule Gelernte im vorkommenden Falle anzuwenden, befolgen wollen; daher auch den Auftrag des Herrn von Fuchtl in jenem Sinne dem Vater mitgeteilt.

Herrn von Fuchtl tat es nun leid, den Buben gestraft zu haben, und er entließ diesen, indem er ihm einen blanken Silbertaler mit den Worten in die Hand drückte: „Micherl, da geb ich dir ein Pflaster, das zieht die Schmerzen weg."

Micherl aber dachte: „Der Herr Lehrer hat doch recht, das Gelernte bringt wirklich Früchte!" und so verließ er mit freudig lächelndem Antlitz bei dem Anblicke des Silberstückes, das er hoch empor hielt, während noch die Schmerzenstränen über seine Wangen rollten, Herrn von Fuchtels Haus.

Ein Stammbuchvers.

Wo du bist und wo ich sei,
Ferneweg und nahebei;
Überall und auch indessen
Werd ich deiner nicht vergessen;

Dein gedenk ich, still erfreut,
Selbsten in der Einsamkeit;
Ja im dichsten Publikum
Schwebt mein Geist um dich herum.

Neue Epigramme auf Wals lange Nase.

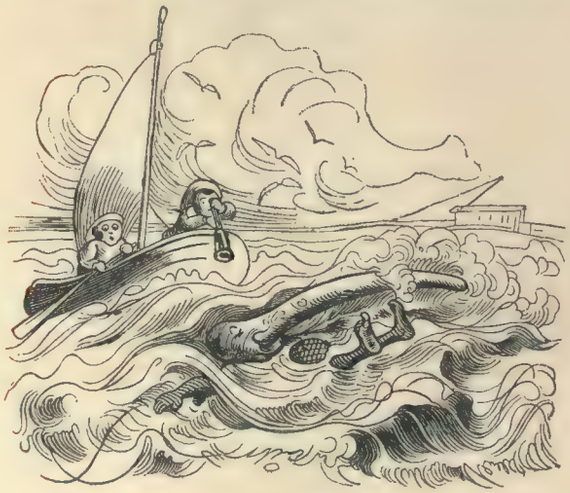
Der Stadtturm ward schadhaft, man machte sich
Die Spitze zu restaurieren; [dran,
Da ersuchte man Wal, den gefälligen Mann,
Sie inzwischen zu substituieren.

Wal schnupft. Der Staat, dies erwägend wohl,
Säumt nicht, ihn darob zu beloben,
Denn seit er schnupft, hats Tabakmonopol
Sich im Jahr um Millionen gehoben.

Wal, eines Tages stark enrhumiert,
Wollt doch nicht zu Hause bleiben;
Er durchniest ein paar Gassen und wird arretiert,
Denn es zersprangen die Fensterscheiben.

„Auf den Nacken mir tupfen! Wie frech mein
Ruft aus eine Dame umblickend, [Herr!"
Und sieht hinter sich zehn Schritt weit und mehr
Herrn Wal, seiner Nase nachrückend.

Auf der Eisenbahn ist es Herrn Wal passiert:
Seine Nas' ward als Vortrain signalisiert.



Es ist bei Ostende, vom Gestade nicht weit,
Die Seeschlang' in Sicht gekommen;
Nun — es hat alldort zur selben Zeit
Herr Wal ein Seebad genommen.

Stand am Niagara bewundernd Herr Wal
Vor diesem Naturmeisterstücke;
Da bedienten sich Tiere, viel Käfer zumal,
Seiner Nase als einer Brücke.

Wal ritt im Regen, der strömend goß,
Ihm bis auf die Haut sich erstreckte;
Doch trocken blieb Hals und Kopf seinem Roß,
Da seine Nase sie deckte.

Wal ließ sich malen, in acht Tagen war
Das Porträt auch fix und fertig,
Bis auf die Nase: ein halbes Jahr
Blieb er derselben gewärtig.

Wal schlief beim Turnfest auf der Wiese ein
Und lag auf dem Rücken im Grase,
Da kamen die Turner und übten sich fein
Im Mastklettern an seiner Nase.

Wal hat einen Pudel, den sucht er fein
Aufs drolligste zu dressieren;
Zum Beispiel läßt über die Nase sein
Den Pudel er voltigieren.

Herrr Wal iſt Witwer und bleibt's auch hinfort,
Er liebte ſein Weib mit Ekſtaſe.
Die Arme! Man fand eines Tags ſie durchbohrt
Von ihres Gatten Naſe.

Wal blickt in die Zukunft mit ſtrahlendem Blick,
Da Enkel ihn werden umgaukeln,
Und dieſe Enkel, o ſeltenes Glück!
Wird auf der Naſe er ſchaukeln.

Chor der Kahlköpfe.

Wir armen Kahlköpfe ſind gar nicht ſo dumm,
Wir haben kein Haar mehr und wiſſen warum.
Viel garſtige Stunden im wandelnden Jahr,
Die warfen uns borſtige Kletten in's Haar.

Wir zupften und rupften mit Weh und mit Ach,
Wir zogen die Klette, die Locke kam nach.
Ja, garſtige Stunden, die rupften uns ſehr,
Doch nahmen die guten uns leider noch mehr.

Die heimlichen, ſüßen, die roſenbekränzt,
Bacchantiſch den ſchäumenden Becher kredenzt;
Die haben, hingaukelnd ums trunkene Haupt,
Uns ſchmeichelnd und ſchelmiſch die Locken geraubt.

Verweht ſind die Roſen; der Winter will nahn,
Wir müſſen ſchon wieder 'ne Pelzkappen han;
Wir faßten vor Ärger uns gerne beim Schopf,
Und finden kein einziges Härchen am Kopf.

Monument eines merkwürdigen Mannes

errichtet

von den dankbaren Zeitgenoſſen.

Anſicht des Flensburger Löwen,

von der deutſchen Seite geſehen.

Der unfreiwillige Spazierritt.

Herr Pumps labt sich im kühlen Bad —
Als hoch zu Roß ein Leutnant naht.

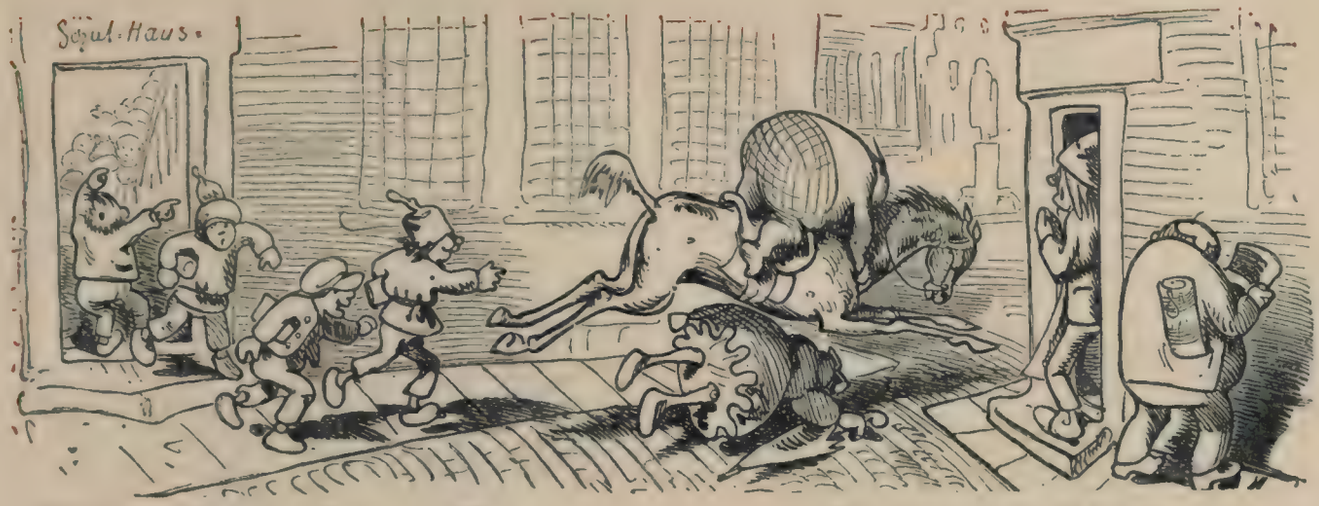
Ergreift den Zaum mit starker Hand
Und schwingt sich dann auf's Roß gewandt.

Des Leutnants Roß wird plötzlich scheu;
Herr Pumps eilt gleich zu Hilf' herbei.

Kaum sitzt er — zu des Leutnants Schreck —
So rennt das Roß mit ihm vom Fleck;

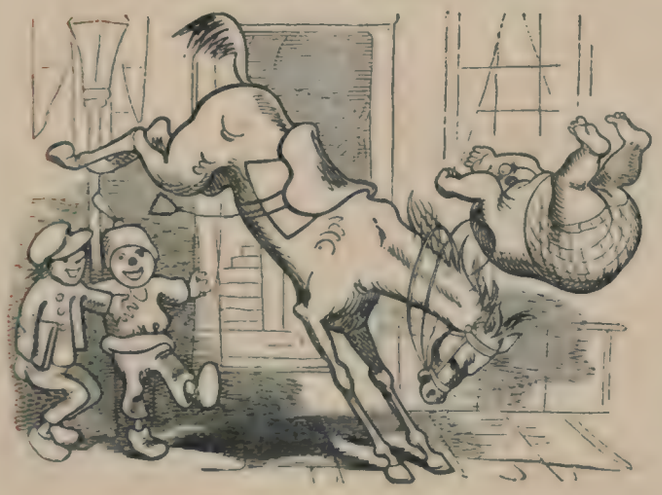
Und rennt und stürmt vorbei mit Wut

An einem Fräulein-Institut.



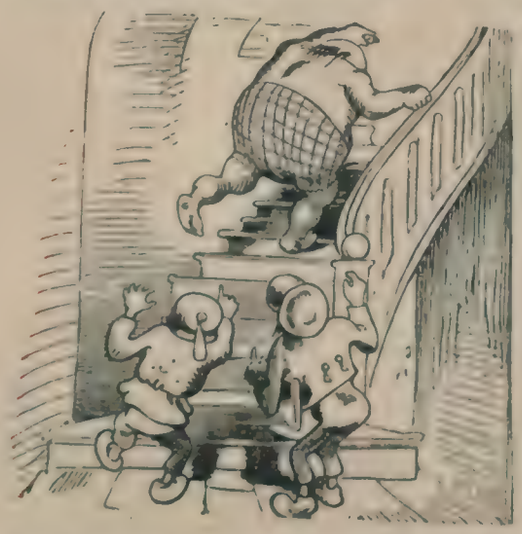
Und rennt hinein zur Stadt — o Graus —

Wo eben war die Schule aus;



Und rennt, bis es gerannt genug,
Und wirft Herrn Pumps noch ab im Flug.

Und faßt die nächste Tür' — o weh —
Zwei Fräulein sitzen beim Kaffee;



Die Jugend sieht's und lacht ihn aus —
Schnell eilt Herr Pumps in's nächste Haus

Und wie er schnell den Rückzug sucht
Hemmt's Stubenmädel seine Flucht.

Endlich erreicht er ein Gemach,
Ein Diener bringt ihm Kleider nach,

Schafft eine Droschke dann zur Stell',
Drin fährt Herr Pumps nach Hause schnell.

Neue Jagdgeheimnisse.

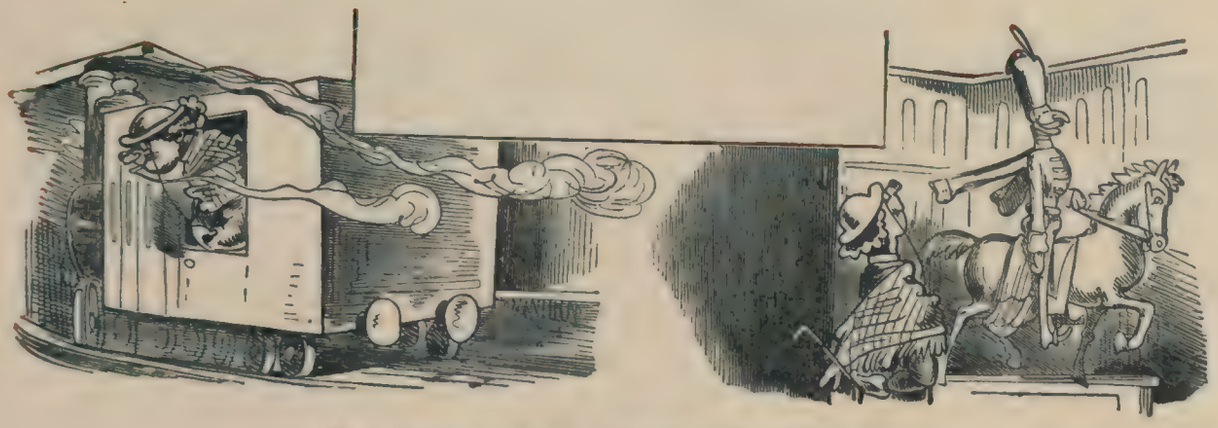
(Wie der Löwe auf eine leichte, gefahrlose Art lebendig zu fangen sei.)

Die Jägerei hat bisher einen großen Fehler dadurch begangen, daß sie die Schwächen in dem Charakter der Tiere viel zu wenig benutzte, und dies ist doch gerade bei dem Löwen so leicht, denn er ist bekanntlich der

König der Wüste, wie schon Freiligrath nachgewiesen hat, und auf diese Würde nicht wenig stolz; hier ist also der Punkt, wo man ihn fassen muß. Man errichtet daher in seinem Reiche, in der Wüste, am Eingang eines Nebenwegs, einen Pfahl mit der Aufschrift: „Verbotener Weg", hinter jenem Pfahl gräbt man eine tiefe Grube. Durchfliegt nun der Löwe sein Gebiet, wenn er nach der Lagune wandelt, und liest jene Aufschrift, dann brüllt er zornig: „Was! mir, dem König, will man einen Weg verbieten!" rennt sofort auf dem Nebenwege dahin und liegt natürlich alsbald in der Grube.

Ähnlich ist es mit dem Auerhahn. Dieser ist bekanntlich ein sehr schlauer Vogel, und da er sich seiner Schlauheit von Jugend an bewußt ist, so geht er grundsätzlich fast nie in die Schule; Folge ist, daß er daher nur bis drei zählen kann. Will man also ein so prächtiges Vieh in aller Gemütsruhe schießen, so geht man mit drei andern Jägern in das Dickicht, in dem sich der Auerhahn aufhält und schickt, nachdem man sich ein gutes Versteck gewählt hat, die drei Jäger wieder nach Hause. Der Auerhahn hat bei der Ankunft der Jäger das Dickicht sofort verlassen und vermöge seiner Schlauheit die Jäger kommen und wieder fortgehen sehen, weiß aber, da er bloß bis drei zählen kann, nicht, daß ein Jäger zurückgeblieben ist; er kehrt daher arglos in sein Dickicht zurück und wird ein Opfer seiner mangelhaften Schulbildung.

Ein galantes Abenteuer.



Der Morgen graut. Ich kam per Bahn —
Stolz in der Stadt der Welfen an.

Und wie ich wandle, seh' ich walten —
Im Morgenscheine fünf Gestalten.

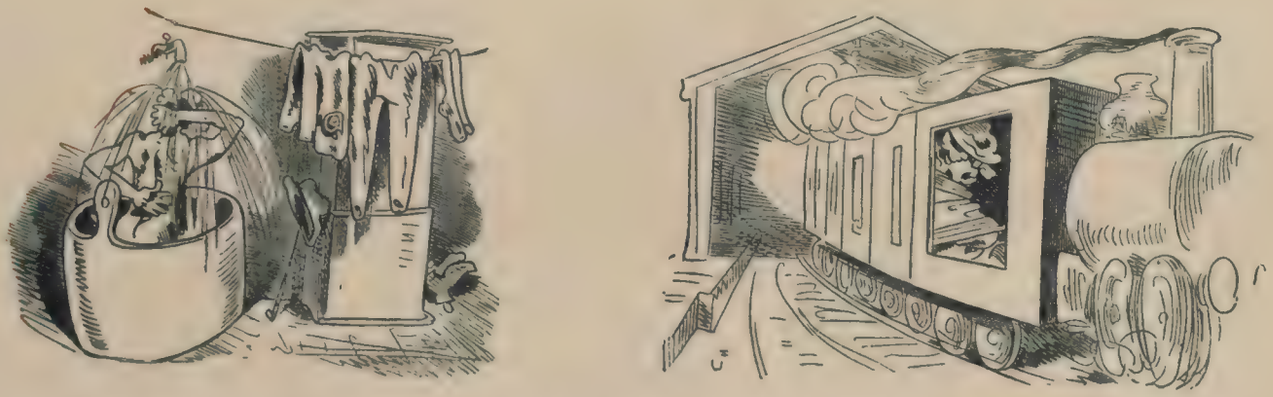
„Seid mir gegrüßt, Ihr edlen Frauen —
So wunderlieblich anzuschauen!" —

„Wat het he ſegt?!“ So tönt's im Chor, —
Fünf Beſen heben ſich empor.

Ich ſtolp're in ein Rehrichtfaß; —
Die Beſen ſind ſehr dürr und naß.

Kaum rett' ich mich, ſchon halb verdroſchen, —
Mit 25 Silbergroſchen.

Das hemmt der Besengarde Lauf. — Ein Bad nimmt meine Glieder auf.



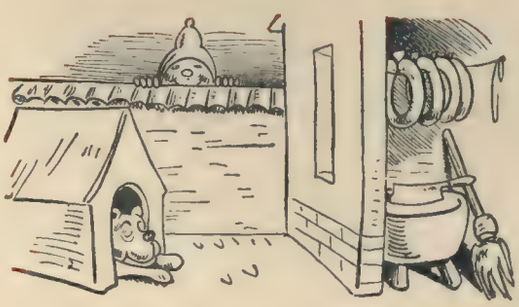
So geht's! — Bei Damen sollst Du fein — gar niemals nicht ironisch sein.

Der Photograph als Maler.

„Gestatten Sie mir, mein Fräulein, durch ein paar kühne Züge mit Stiefelwichs, Ihren zarten Augenbrauen eine bestimmtere Form zu geben!"

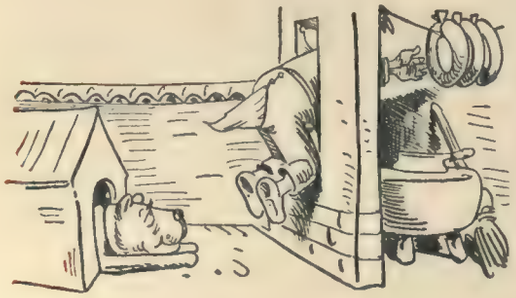
„Ihre Nase ist so rot, daß sie in der Photographie ganz schwarz kommen würde; die müssen wir ein wenig pudern!"

Der Wurſtdieb.

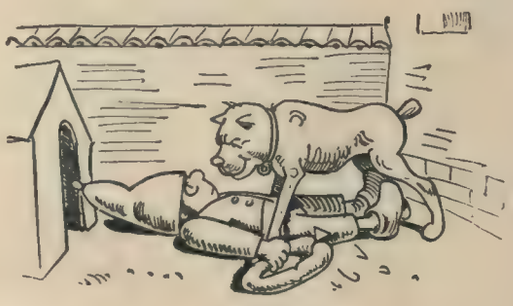


Hier hängt die Wurſt — dort an der Mauer
Steht Louis heimlich auf der Lauer.

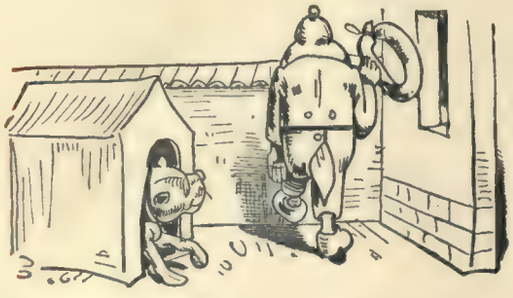
Eh' Louis denkt, daß er ihn packe,
Hat Graps ihn hinten bei der Jacke.



Und ſchon bemerkt man ſein Beſtreben,
Sich eine Wurſt herauszuheben.

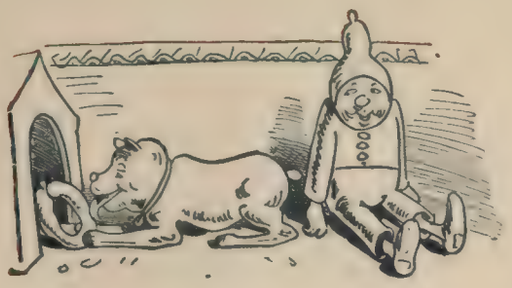


Die zwei, die ſchaun ſich ins Geſicht,
Der eine froh, der andre nicht.

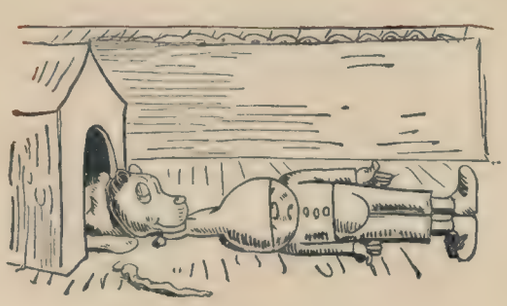


Jetzt hat er ſie und ſchleicht davon;
Doch Graps, der Hund, erblickt ihn ſchon.

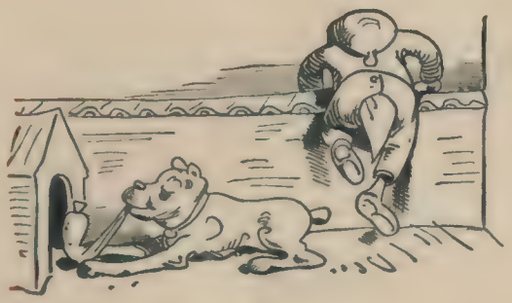
Graps aber trägt mit ſanftem Schritte
Die Wurſt zu ſeiner ſtillen Hütte.



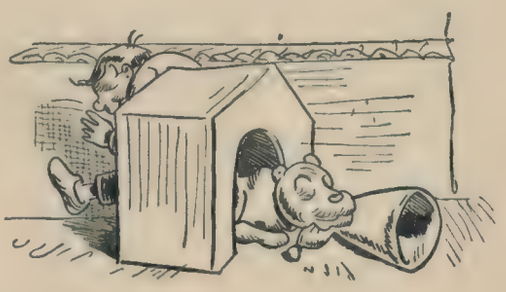
Indessen Graps sich so ergötzt
Hat Louis aufrecht sich gesetzt.



Er legt sich klüglich auf die Spitze
Von Louis seiner Zipfelmütze.

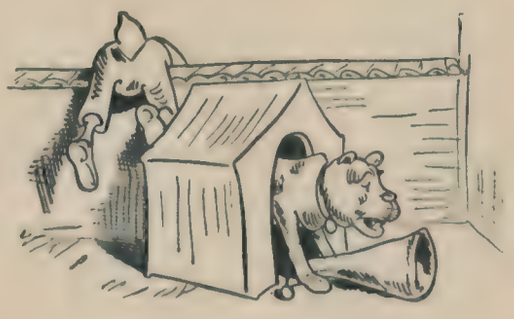


Und will ganz heimlich sich so eben
Aus dieser Gegend fortbegeben.

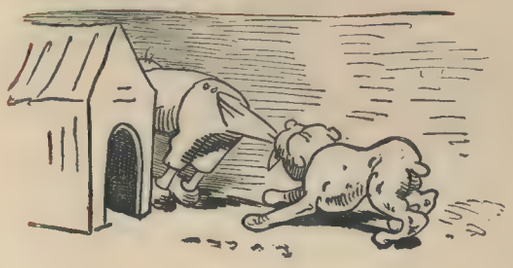


Der treue Graps, der denkt sich: Nun
Kann ich getrost ein wenig ruhn!

Doch Graps, der wachsam, zieht ihn wieder
Mit kühnem Griff nach hinten nieder.

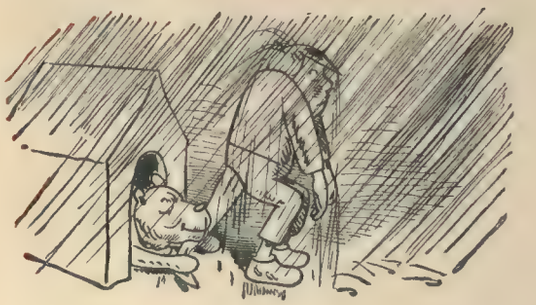


Doch Louis zog ganz in der Stille
Den Kopf aus seiner spitzen Hülle;

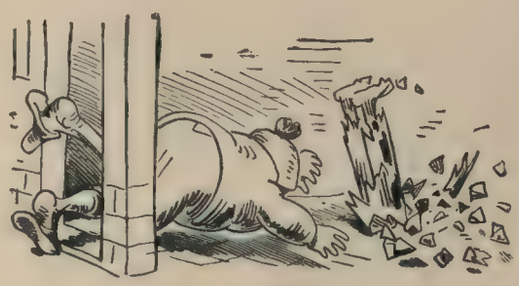


Und wäre glücklich fast entkommen,
Hätt' ihn der Graps nicht festgenommen.

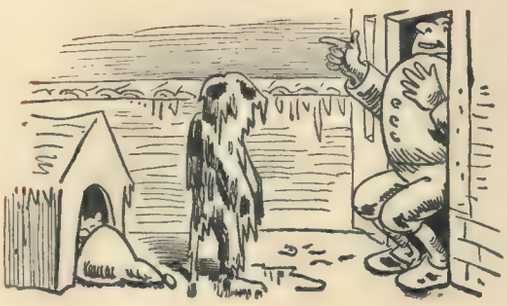
Der gute Nachbar sah ihn stehn
Und will mit ihm zum Ofen gehn.



Er steht und darf sich nicht bewegen;
Von oben strömt ein kühler Regen.



Bauz! Klirr! — er stolpert an der Schwelle;
Der Louis ist ein Eisgerölle.



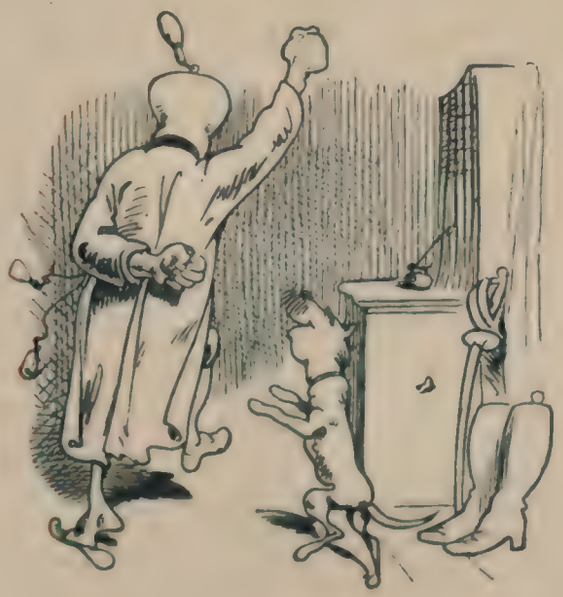
Der Regen wird zu kaltem Reif;
Der Louis friert ganz starr und steif.

Da nimmt der gute Nachbar schnell den Besen
Und fegt hinaus, was Louis einst gewesen.

Monsieur Jacques à Paris
während der Belagerung im Jahre 1870.

Die Preußen ſetzen ihren Marſch auf Paris fort.

Die Beleuchtung in Paris wird immer ſpärlicher.



Vive la république!

Milch gehört zu den Seltenheiten.

Was Zigaretten anbelangt, so ist Monsieur Jacques bereits auf seine Seegrasmatratze angewiesen.

Anfang der Selbst-Zernierung.

Häusliches Wildbret.

Moustache richtet sein Augenmerk auf das kleinere Geflügel.

Monsieur Jacques bratet seinen Kanarienvogel.

Monsieur Jacques wird lebhaft an die Gestalt erinnert, welche man Wurst zu nennen pflegt.

Excusez, mon ami, mais c'est la guerre.

Erster Versuch.

Moustache fährt Schlitten.

Günstiger Erfolg der neuen Erfindung.

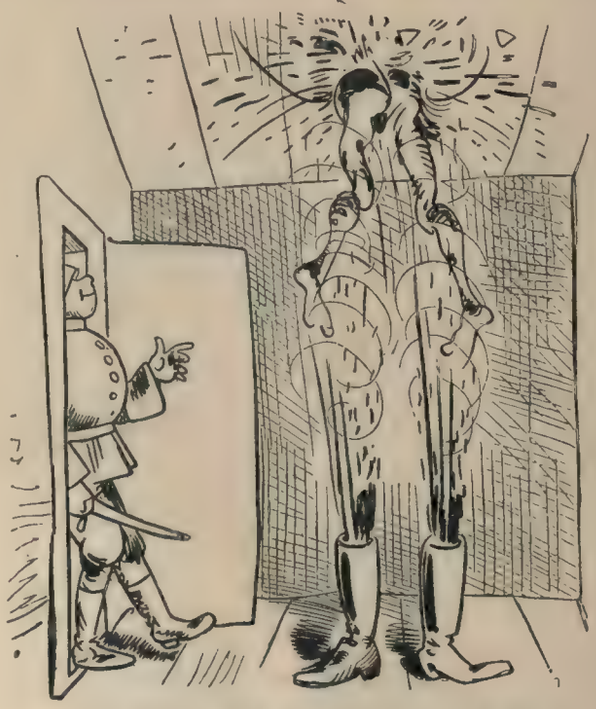
Monsieur Jacques erfindet die Explosionspillen.

Zwei Karbonaden pour les Prussiens.

Statt der Preußen ſtürzen ſich zwei hung'rige Citoyens auf die geladenen Karbonaden.

Monsieur Jacques wird deſperat, ladet ſeine eigenen Stiefel,

Furchtbare Wirkung der neuen Sprenggeſchoſſe.

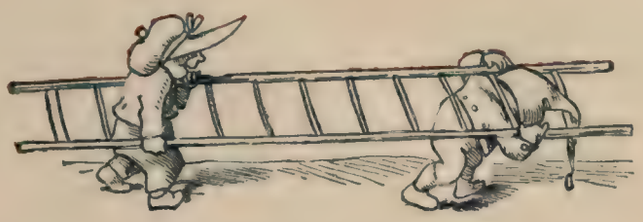


und ſprengt ſich ſelbſt gegen die Decke.

Kleines Wilhelm Busch Album

Bilderbogen und dichterische Arbeiten

Das Rabennest.

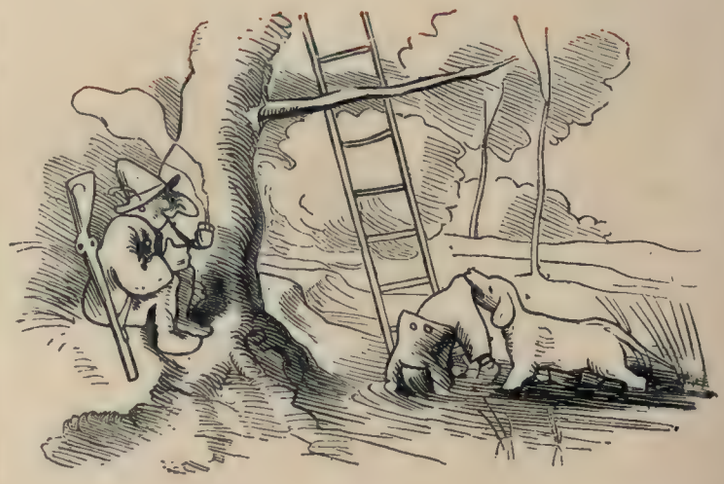


Zwei Knaben, jung und heiter,
Die tragen eine Leiter.

Im Nest die jungen Raben,
Die werden wir gleich haben.

Da fällt die Leiter um im Nu,
Die Raben sehen munter zu.

Sie ſchreien im Vereine,
Man ſieht nur noch die Beine!

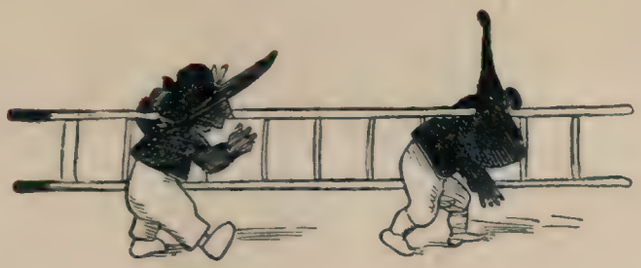


Den Knaben apportiert der Hund,
Der Jäger hat die Pfeif' im Mund

Nun hole auch den andern her!
Der Schlingel aber will nicht mehr.

Der Jäger kommt an dieſen Ort
Und ſpricht zu ſeinem Hund: Apport!

Der Jäger muß ſich ſelbſt bemüh'n,
Den Knaben aus dem Sumpf zu zieh'n.



Zur Hälfte sind die Knaben
So schwarz als wie die Raben.

Der Hund und auch der Jägersmann,
Die haben schwarze Stiefel an.

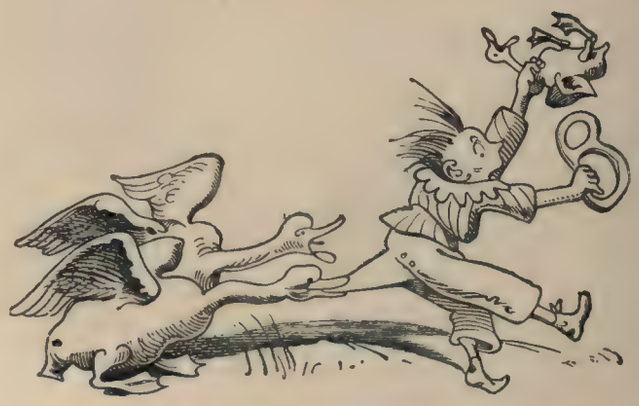
Die Raben in dem Rabennest
Sind aber kreuzfidel gewest.

Der hinterlistige Heinrich.

Die Mutter sprach: „O Heinrich mein!
Nimm diese Brezen, sie sei dein!“

Es schreit und zappelt fürchterlich;
Die Alten sind ganz außer sich.

Der böse Heinrich denkt sich gleich:
„Jetzt fang' ich Gänse auf dem Teich.“



Jetzt faßt die Gans den Heinrich an,
Wo sie zunächst ihn fassen kann.

Ein junges Gänslein schwamm ans Land,
Schwapp! hat es Heinrich in der Hand.

Der Heinrich fällt auf seinen Rücken;
Am Ohr tun ihn die Gänse zwicken.

Sie fliegen dann, o weh, o weh!
Mit Heinrich fort und in die Höh'.

Mit einer Gabel und mit Müh'
Zieht ihn die Mutter aus der Brüh'.

Hoch über seiner Mutter Haus
Da lassen sie den Heinrich aus.

Hier sieht man ihn am Ofen steh'n. —
Dem Schlingel ist ganz recht geschehn!

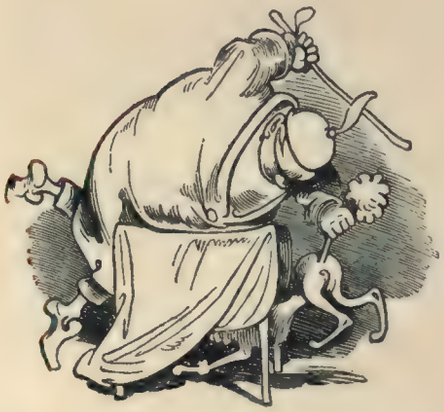
Der fällt ganz schwarz und über Kopf
Der Mutter in den Suppentopf.

Die Gänse aber voll Ergötzen
Verzehren Heinrichs braune Brezen.

Der Lohn des Fleißes.

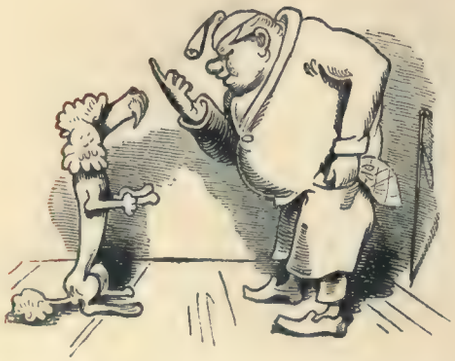
„Komm' Nero!" spricht Herr Bartel ernst,
„Es wird jetzt Zeit, daß du was lernst!

„Hut ab!" das ist das erste Stück,
Der Nero macht es mit Geschick.



Du willst nicht? — Gut! so hau' ich dich
Mit einem Stecken fürchterlich."

Zum zweiten: „Jenen Stecken dort!
Nur munter, Nero! such'! apport!"

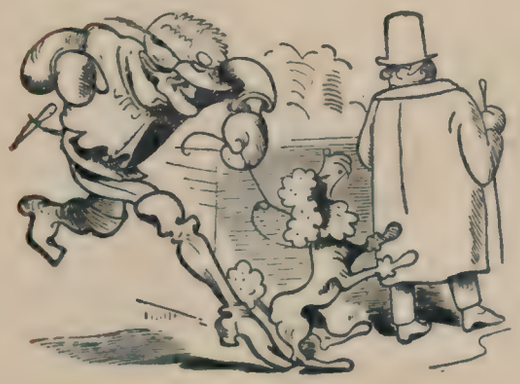


D'rauf sitzt der Nero mäuschenstill
Und hört, was man ihm sagen will.

Und jetzt: „die Tür' auf! — So, so, so!
Das geht ja schon: Bravissimo!"

Ach! denkt der Nero, ach wozu
Läßt mich mein Herr doch nicht in Ruh'?

Und läßt, dieweil der Schreck so groß,
Die festgemachte Schlinge los.

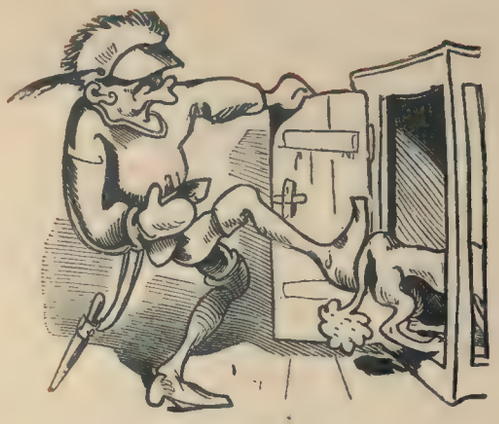


Da kommt, als sie spazieren gingen,
Der Hundefänger mit der Schlingen.

Gleich sitzt der Nero mit der Mütze
In einer tiefen Wasserpfütze.

„Hut ab!" ruft schnell Herr Bartel jetzt,
Der Hundefänger ist entsetzt.

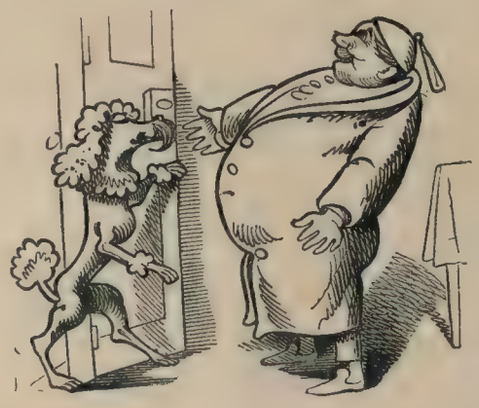
Der böse Mann, gar sehr gewandt,
Fischt aber Nero an das Land.



Und sperrt ihn in den Gitterkasten,
Und schreit: „Jetzt soll der Schlingel fasten!"

Er macht die Türe auf und dann
Läuft er nach Haus, so schnell er kann.

Doch kaum hat sich der Mann entfernt,
Zeigt Nero, daß er was gelernt.



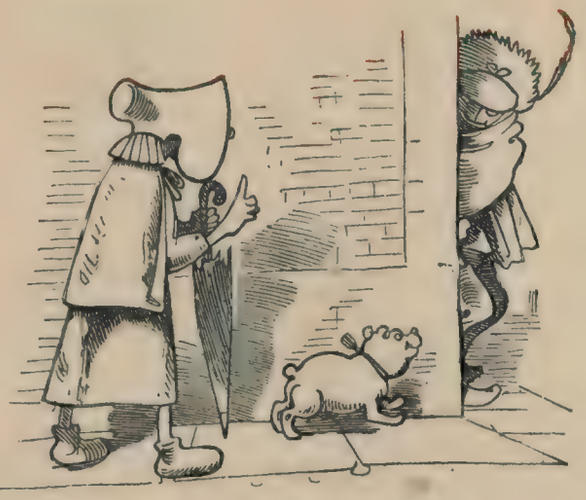
Hier kehrt er heim und ist erfreut.
Das macht allein die Fleißigkeit.

Die Strafe der Faulheit.

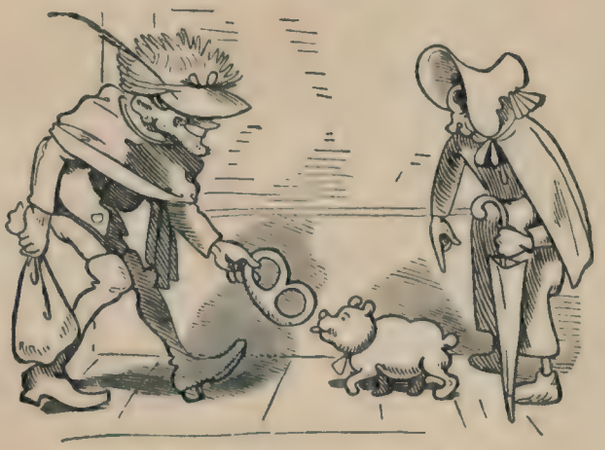
Fräulein Ammer kos't allhier
Mit Schnick, dem allerliebsten Tier.

Sie füttert ihn, so viel er mag,
Mit Zuckerbrot den ganzen Tag.

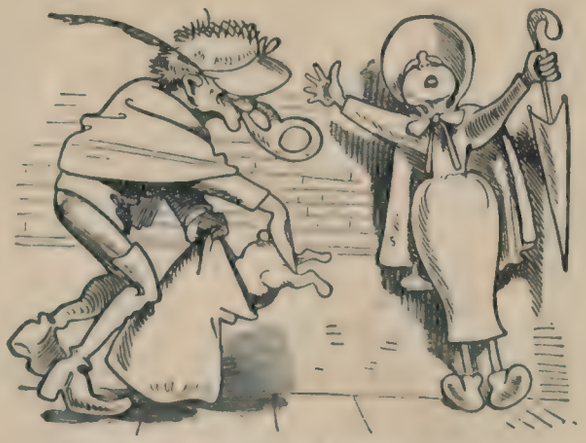
Und nachts liegt er sogar im Bett,
Da wird er freilich dick und fett.



Einstmals, als sie spazieren gehen,
Sieht man den Hundefänger stehen.

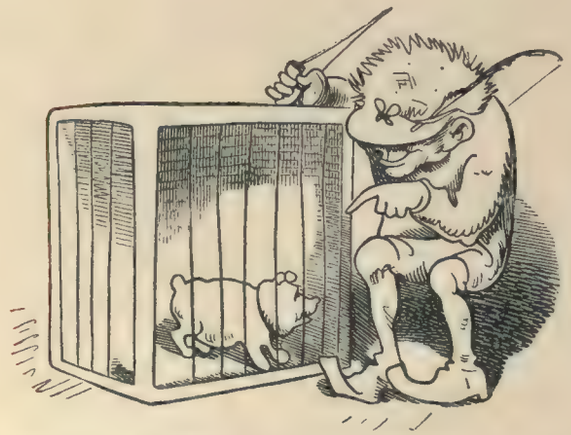


Er lockt den Schnick mit einer Brezen,
Das Fräulein ruft ihn voll Entsetzen.



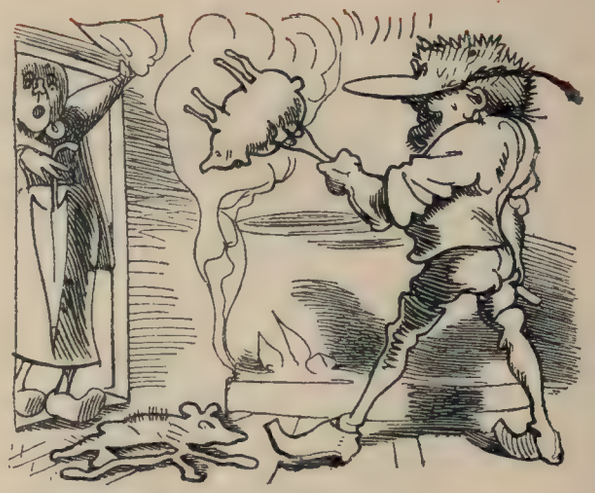
Doch weil er nicht gehorchen kann,
Fängt ihn gripsgraps der böse Mann.

Seht, wie er läuft, der Hundehäſcher!
Und trägt im Sack den dicken Näſcher.



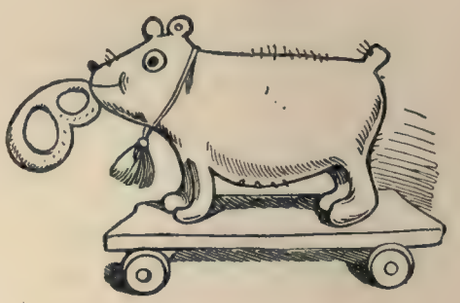
Gern lief er fort, der arme Schnick,
Doch iſt er viel zu dumm und dick.

„Den ſchlacht' ich!" ſpricht der böſe Mann,
„Weil der ſo fett und gar nichts kann."



Das Fräulein naht und jammert laut,
Es iſt zu ſpat; da liegt die Haut.

Zwei Gülden zahlt ſie in der Stille
Für Schnickens letzte Außenhülle.



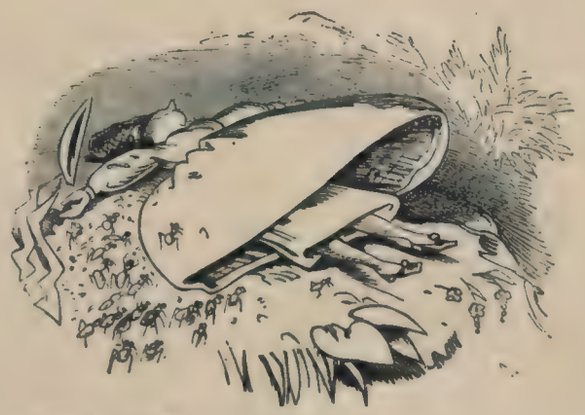
Hier ſteht der ausgeſtopfte Schnick,
— Wer dick und faul, hat ſelten Glück.

Adelens Spaziergang.

Ein Mädchen, schön und voll Gemüt,
Geht hier spazieren, wie man sieht.

Ach Gott! da hupft ein grüner, nasser,
Erschrecklich großer Frosch ins Wasser.

Sie pflückt auf frühlingsgrüner Au
Vergißmeinnicht, das Blümlein blau.



Adele, die ihn hupfen sah,
Fällt um und ist der Ohnmacht nah.

Ameisenbisse tun gar weh;
Schnell springt Adele in die Höh'.

Ein Schäfer weidet in der Fern;
Den Ziegenbock hat man nicht gern.

Es stößt der Bock; Adele schreit;
Der Hirt ist in Verlegenheit.

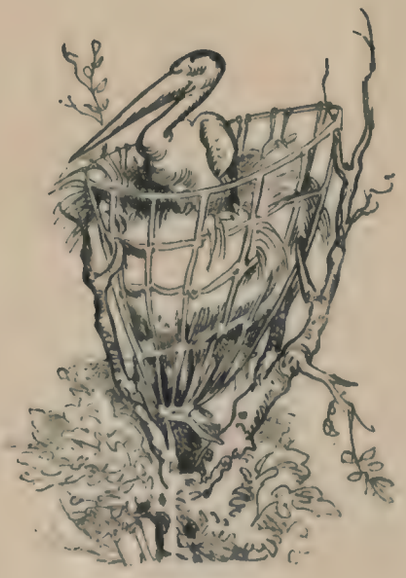
Auf seine Hörner nimmt der Bock
Adelens Krinolinenrock.

Hund, Hirt und Herde stehen stumm
Um diesen Unglücksfall herum.

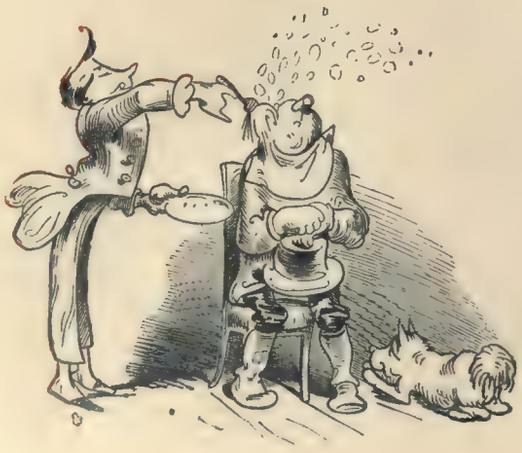
Der Schäfer trägt Adelen fort;
Ein Storch kommt auch an diesen Ort.

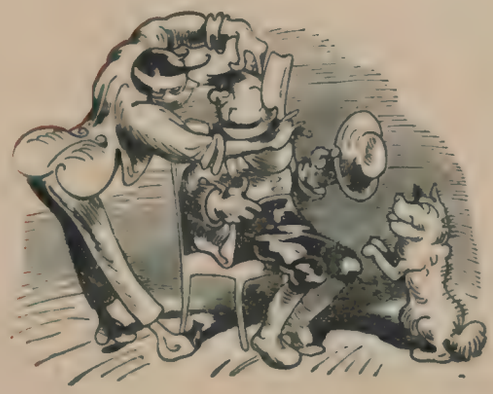
Schnapp! faßt der Storch die Krinoline
Und fliegt davon mit froher Miene.

Hier sitzt das Ding im Baume fest
Als wunderschönes Storchennest.

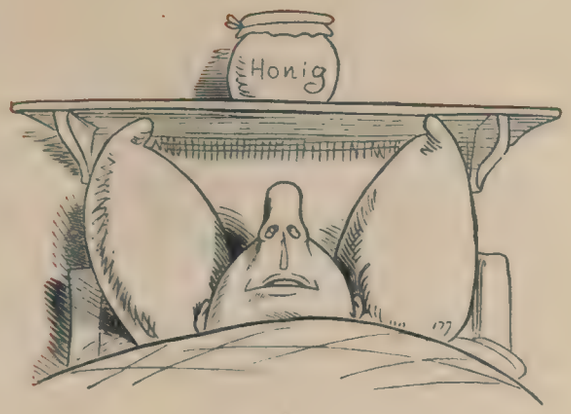


Der gewandte, kunstreiche Barbier und sein kluger Hund.

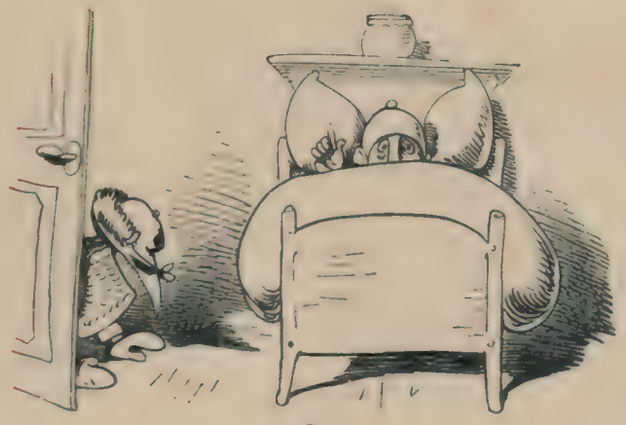




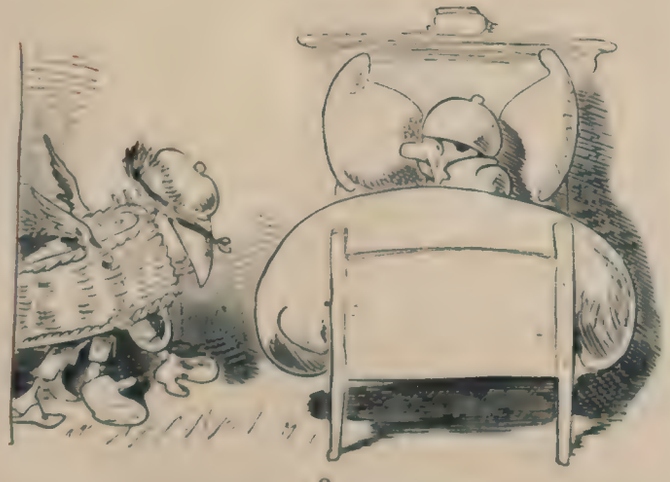
Eugen, der Honigschlecker.



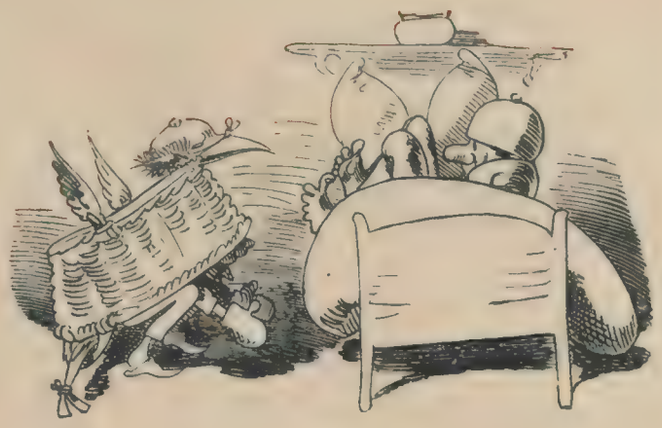
1



2

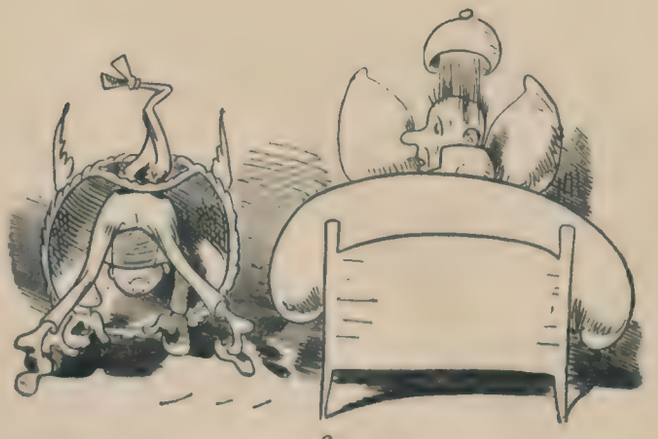


3

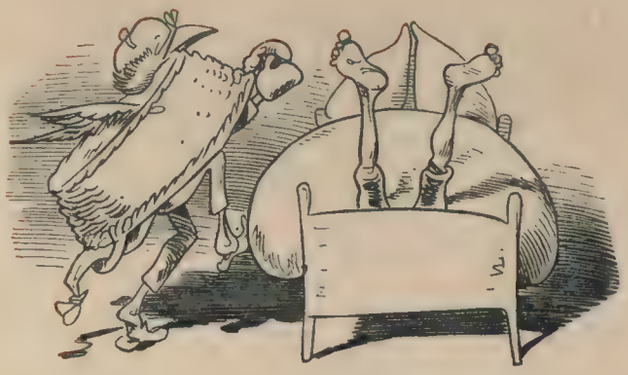


4

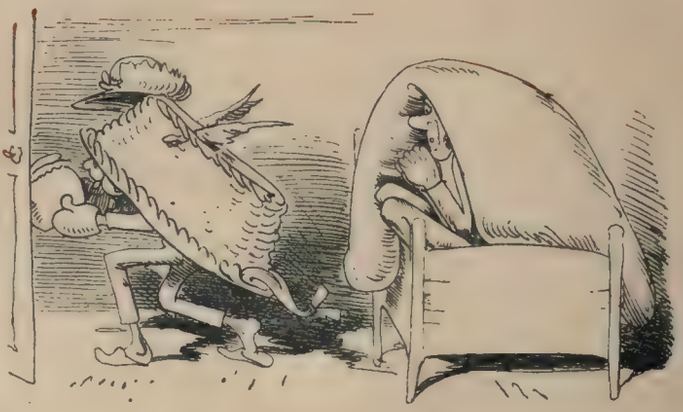
5



6

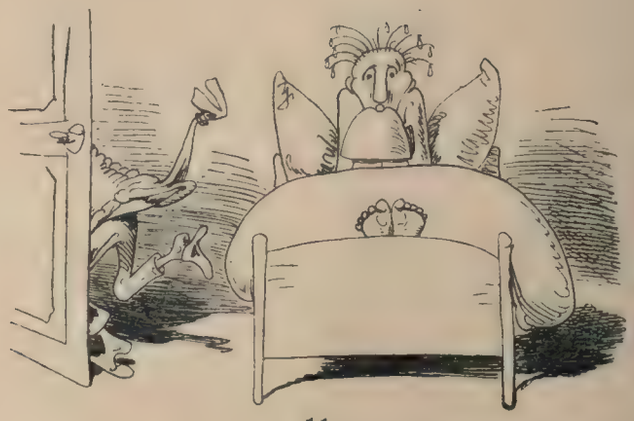


7

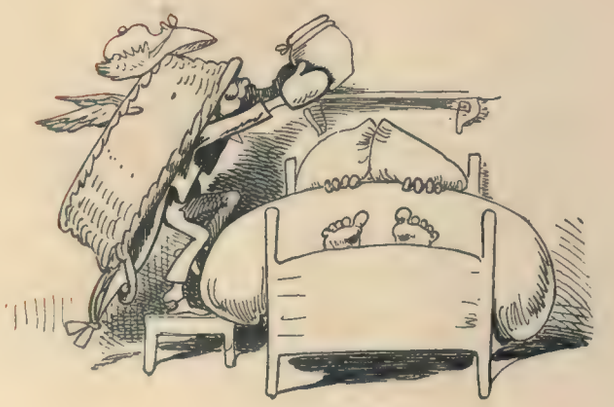


10

8



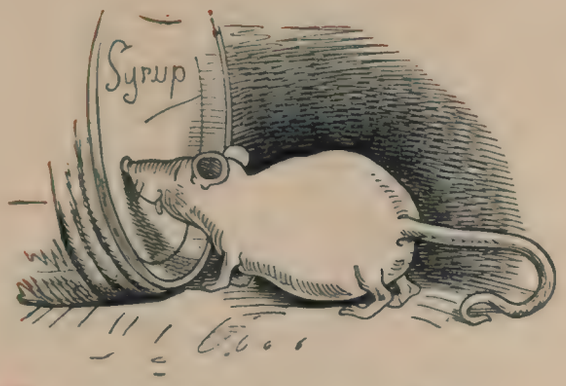
11



9

12

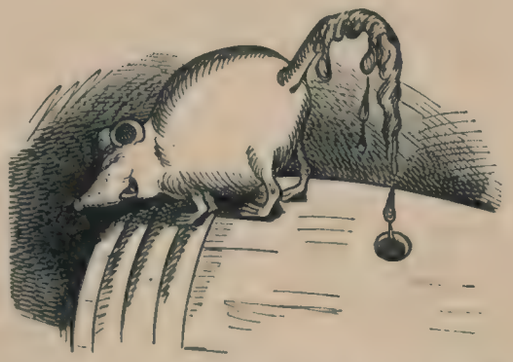
Die kluge Ratte.



Es war einmal eine alte, graue Ratte,
Die, wie man sieht, ein Faß gefunden hatte.

Indes ein' Ratt' ist auch nicht gar so dumm,
Sieh nur, die alte Ratte dreht sich um.

Darauf, so schaut die Ratte hin und her,
Was in dem Fasse drinn zu finden wär'.



Sie taucht den langen Schwanz hinab ins Faß
Und zieht ihn in die Höh' mit süßem Naß.

Schau, schau! Ein süßer Sirup ist darein,
Doch leider ist das Spundloch viel zu klein.

Nun aber ist die Ratte gar nicht faul,
Und zieht den Schwanz sich selber durch das Maul.

Der Geigenseppel.

März 1860.

Ja ja! sprach meine alte Base
Und kratzte sich bedenklich an der langen Nase,
Ja ja! So ist es! — Bei Musik und Tanz
Da wedelt der Teufel vergnüglich mit dem Schwanz.
Drum geht denn auch bei solchem Teufelsspaß
Ein frommer Christ abseit und denkt sich dies und das
Und freut sich als ein frommer Christ,
Daß der Andre allein des Teufels ist. —
Ja, merk' nur auf und lache nicht
Und hör' vom Geigenseppel die Geschicht. —
  Der Geigenseppel war ein lustig Haus,
Lebt in Saus und Braus, jahrein, jahraus,
Und zog als Spielmann von Ort zu Ort;
Bald geigt er hier, bald trank er dort.
  So geigt er auch einmal beim Kirchweihfest
Von früh bis spät aufs allerbest
Und trank dazu des Weins genug,
Bis daß die Glocke zwölfe schlug;
Nachdem so trank er noch ein Glas
Und zog dann seine Straße fürbaß.
  Der Geigenseppel kam alsbald
In einen Wald,
Der war so dicht,
Man sah den Mond und die Sterne nicht;
Auch munkelte man so allerlei,
Daß es da drinnen gar nicht eben geheuer sei.
  Ein Weilchen ging nun das Ding recht gut.
Der Geigenseppel trabte mit gutem Muth
Durch Dick und Dünn, über Stein und Stock;
Hier faßt ihn ein dürrer Ast am Rock,
Dort kratzt ihn ein Dorn
Und auf einmal — hat er ganz den Weg verlorn.
„Das halte der Teufel länger aus!
„Da wollt ich schon lieber, ich wär zu Haus,
„Oder daß ich ein gutes Wirthshaus fänd."
„Kreuz — Himmel — Teufel — Sapperment!!"
So fluchte der Geigenseppel und sakramentirte,
Bis ihm ein seltsam Ding passirte. —
  Es war ihm auf einmal und kam ihm vor,
Als klänge Musik zu seinem Ohr;
Und als er sich Bahn durch die Zweige brach,
Klang's näher und näher allgemach
Und klang so fremd und sonderbar —
Und plötzlich — stand da hell und klar
Ein mächtig großes Schloß im Mondenschein.
„Hei! dachte der Geigenseppel, da geh' ich hinein
„Denn da drinnen, scheint mir, geht's lustig her."
Gedacht, gethan; er quält sich nicht sehr,
Er tritt durch das Thor, er schlüpft in den Saal;
Da brannten die Kerzen wohl tausend an der Zahl.
Potz Blitz! War das eine Pracht!
Alles und alles war aus purem Gold gemacht.
Aber am meisten thäten ihn doch erbauen
Die vielen wunderschönen Frauen,
Die gar so seltsam und wild und eigen,
Hinauf und hinunter sich schwangen im Reigen,
Derweilen sieben alte schwarze Katzen,
Die Geigen strichen mit den Tatzen.
Hu! War das ein Gekratz und ein Gequiek!
Eine wahre Teufelskatzenmusik.
  Dem Geigenseppel wurden die Ohren ganz lang.
Er sehnte sich nach einem guten Trank
Und blickte verstohlen hin und her,
Ob da nicht irgendwo etwas zu trinken wär.
  Da trat zu ihm eine Frau gar hold,
Die reicht ihm einen Becher von Gold
Gefüllt zum Rand mit rothem Wein;
Sie lacht ihn an, sie grüßt ihn fein
Und sprach: „Ei, Geigenseppel, bist' auch hier?
„Da trink und spiel uns ein lustig Stücklein für!"
  Der Geigenseppel, gar nicht blöd',
Alsbald den Becher leeren thät;
Und schob ihn dann, als müßt es grad so sein,
Gemächlich in seinen Kanzen hinein. —
Nachdem, als zu End' der Katzenchor,
Zog der Geigenseppel seine Geige hervor.
Juchhei! Wie flogen so lustig und munter
Die Tänzer im Saale hinauf und hinunter,
Hinauf und hinunter im wogenden Reigen,
Sie tanzten so seltsam, so wild und so eigen.
  Da that der Geigenseppel den letzten Strich. —
Und wieder trat zu ihm und verneigte sich
Die schöne Frau und reicht' ihm dar
Eine Geige, die ganz von blankem Golde war.
„Die Geige von Gold, so sprach sie, schenk ich Dir,
„Spielst Du uns noch ein lustig Stücklein für."
Der Geigenseppel bedacht' sich nicht eben lang',
Er nahm die Geige von Golde blank,
Die alte aber warf er keck
Beiseit' ins Eck.

Ei, wie das klang!
Als der Geigenseppel jetzt den Bogen schwang,
So wild, so zaubervoll;
Die Tänzer rasten dahin wie toll —
Und als er den letzten Strich gethan,
Sah wieder ihn die schöne Frau so schmachtend an
Und sprach: „Was Du begehrst, ich gewähr' es Dir,
„Spielst Du uns noch ein lustig Stücklein für."
„„Gern, rief er, geigt' ich bis zum Morgenschein,
„„Dürft' ich, Du Holde, dann Dein Liebster sein!""
— Sie reicht ihm ihre Hand, sie nickt ihm zu. —
Da war's geschehn um seines Herzens Ruh.
Wild und immer wilder strich er seine Geigen;
Die Tänzer, sie flogen im wogenden Reigen;
Die Augen verglühten, die Wangen verblaßten,
Doch immer noch wollen die Tänzer nicht rasten; —
Schon flimmern die Kerzen matt und flau,
Schon scheint durch die Fenster der Morgen grau —
Da hörte man von fern die Hähne kräh'n. —
Und wie die Nebel vor dem Morgenwind verwehn,
So war zerstoben und verpufft,
Husch, husch! Zu lauter Nebelduft
Das ganze lustige Hexengesindel. —
Den Geigenseppel packte der Schwindel
Und eh' er's versah
Lag er rücklings am Boden da.

— — — — — — — — — — — — — — —

— Es war am Morgen, die Luft war grau und trüb,
Als sich der Geigenseppel die Augen rieb,
Und da, o weh! kam's an den Tag,
Daß er unter dem helllichten Galgen lag. —
Die ganze Herrlichkeit, die kehrte sich in Verdruß;
Der Becher war ein alter Pferdefuß,
Und statt der Geigen, von Golde ganz,
Hielt er eine todte Ratz' am Schwanz;
Und als er endlich mit Weh und Ach
Hinunter ins Städtlein hinkte allgemach,
Da schaut gleich aus dem ersten Haus
Ein uraltes Weib heraus,
Die rief: „Ho! Geigenseppel; wohin, woher?
„Kennst du dein Liebchen von heut' Nacht
nicht mehr?!
„Hoho! Du Falscher! Ist das der Brauch?!
„Du versprachst mich zu lieben, nun halt es auch!"
Der Geigenseppel aber hat sich schnell bei Seit' gedruckt
Und dreimal herzhaft ausgespuckt. — —
„Da sieht nun Jeder wohl ganz klar,
„Daß hier der Teufel im Spiele war.
„Drum hüthe dich! . . .
So sprach meine alte Base — und schneuzte sich.

Zum Neujahr.

Bald, so wird es Zwölfe schlagen.
Prost Neujahr! wird mancher sagen;
Aber mancher ohne rrren!
Denn es gibt vergnügte Herren.
Auch ich selbst, auf meinen Wunsch
Mache mir ein wenig Punsch. —

Wie ich nun allhier so sitze
Bei des Ofens milder Hitze,
Angethan den Rock der Ruhe
Und die schön verzierten Schuhe,
Und entlocke meiner Pfeife
Langgedehnte Wolkenstreife;
Da spricht Mancher wohl entschieden:
Dieser Mensch ist recht zufrieden!
Leider muß ich, dem entgegen,
Schüttelnd meinen Kopf bewegen. —
Schweigend lüfte ich das Glas.
(Ach wie schön bekömmt mir das.) —

Sonsten, wie erfreulich war es,
Wenn man so am Schluß des Jahres,
Oder in des Jahres Mitten,
Zum bewußten Schrein geschritten
Und in süßem Traum verloren
Emsig den Coupon geschoren;
Aber itzo auf die Scheere
Sickert eine Trauerzähre,
Während dem der Unterkiefer
Tiefer sinkt und immer tiefer. —
Traurig leere ich das Glas
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —

Henriette, dieser Name
Füllt mich auch mit tiefem Grame.
Die ich einst in leichten Stoffen
Herzbeklemmend angetroffen
Nachts auf dem Kasinoballe;
Sie, die später auf dem Walle
Beim Ziewiet der Philomele
Meine unruhvolle Seele
Hochbeglückt und tiefbeseligt,
Sie ist anderweit verehlicht,

Ist im Standesamtsregister
Aufnotiret als Frau Pfister,
Und es wird davon gesprochen
Nächstens käme sie in Wochen. —
Grollend lüfte ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —
Ganz besonders und vorzüglich
Macht es mich so mißvergnüglich,
Daß es mal nicht zu vermeiden,
Von hienieden abzuscheiden,
Daß die Denkungskraft entschwindet,
Daß man sich so todt befindet,
Und es sprechen dann die Braven:
Siehe da, er ist entschlafen;
Und sie ziehn gelind und lose
Aus der Weste oder Hose
Den geheimen Bund der Schlüssel,
Und man rührt sich auch kein Bissel,
Sondern ist, obschon vorhanden,
Friedlich lächelnd einverstanden. —
Schaudernd leere ich das Glas.
(Ach, wie schön bekömmt mir das.) —

Wo wird dann die Seele weilen?
Muß sie sich in Duft zertheilen?
Oder wird das alte Streben,
Hübsche Dinge zu erleben,
Sich in neue Form ergießen,
Um zu lieben, zu genießen,
Oder in Behindrungsfällen
Sehr zu knurren und zu bellen?
Kann man, frag ich angstbeklommen,
Da denn gar nicht hinter kommen?
Kommt, o kommt herbeigezogen,
Ihr verehrten Theologen,
Die ihr längst die ew'ge Sonne
Treu verspundet in der Tonne;
Überschüttet mich mit Klarheit! —
Doch vor allem hoff ich Wahrheit
Von dem hohen Philosophen;
Denn nur er, beim warmen Ofen,
Als der Pfiffigste von allen,
Fängt das Licht in Mäusefallen. —
Prost Neujahr! — Und noch ein Glas.
(Ei, wie schön bekömmt mir das!).

Uh! Mir wird so wohl und helle.
Himmel, Sterne, Meereswelle,
Weiße Möven, goldne Schiffe;
Selig schwanken die Be—iffe,
Und ich tauche in das Bette
Mit dem Seufzer: Hen—i—jette!

Die Uhren.

Ein Sylvestercarmen.

Es ist Sylvester. Eine schlichte Bowle,
Von kluger Hand bereitet, schmückt den Tisch. —
Man war bei Piepenbrinks. Herr Piepenbrink,
Frau Piepenbrink und deren Fritz und Julchen,
Welch letztre beiden heute auch noch auf,
Herr Küster Klöppel, treubewährt im Amte,
Apotheker Mickefett, den diese Gegend
Von wegen seiner Pillen höchlich pries —
Dies waren die Personen, welche hier
Zum frohen Jahresschlusse sich versammelt. —
Darüber ist man einig, puncto Zwölf
Ein kräftig Prostneujahr sich zuzurufen,
Worauf getrost das Glas zu leeren sei.
„Nun aber", spricht Herr Klöppel mit Bedacht,
„Nun aber ist die Frage: Welche Uhr
Soll diesen schönen Augenblick verkünden?"
„Die beste Uhr", ruft Fritz ein wenig hastig,
„Von allen Uhren ist die Sonnenuhr."
„Ja wohl, mein Sohn!" erwidert Klöppel sanft,
„Die Sonne ist ein pünktlich Element,
Was mit der Dunkelniß von hinnen scheidet.
Insofern kommt sie hier nicht in Betracht.
Dagegen schlag ich unsre Thurmuhr vor!"
Hier lächelt Mickefett verschmitzt und spricht:
„Die Geistlichkeit in Ehren! Doch man sagt,
Ein traulich später Trunk am Samstagabend
Wirkt zögernd auf die Sonntagmorgenglocke."
Herr Klöppel schweigt; denn mild ist sein Charakter. —
Nun zieht aus ihres Busens Vorderfalte
Frau Piepenbrink bescheidentlich die Uhr.
Doch Piepenbrink ruft gleich: „Ich bitte dich,
Laß doch die Uhr im Stall. Fast alle Monat
Muß ich das Dings da repariren lassen."
„Nun, nun", spricht sie, „sei nur nicht gleich so rauh!
Ist's doch für uns ein lieblich Angedenken
An jene Zeit, da du mir Treue schwurst."
„Ahem!" macht Piepenbrink und schaut ins Glas.
„Ach!" seufzt das Julchen, „wie entzückend schön

Wär' doch so eine Dose, die so Stücke spielt."
„Sehr wahr, mein liebes Kind!" entgegnet Klöppel.
Bewundernswerth ist solch ein Kunstgetriebe,
Und gern belauscht man seine Melodien;
Nur lehrt es uns vielmehr die Zeit vergessen,
Statt sie zu schätzen, wie's die Pflicht der Uhr.
Insofern kommt das hier nicht in Betracht."
Jetzt wird der Fritz schon wieder laut: „Ja, aber
Beim reichen Schrepper die Pendüle, die . . ."
„Pst," fällt ihm Mickefett sogleich ins Wort
„Das ist 'ne böse Uhr, die nur die Dauer
Des Wehs im Zeh bemißt, die Stunden schlägt,
Wo's Pulver einzunehmen, welche ewig
Eintönig raunt: klick, klack, die Aktien fallen. —
Da muß ich meine Taschenuhr hier loben
Sie ist von einem übersee'schen Pathen . . . ."
„Insofern", meint Herr Klöppel . . . . „Bitte sehr",
Fährt jener fort, sie ist durchaus von Gold."
„Insofern", meint Herr Klöppel ernst und kühl,
„Insofern kommt sie hier nicht in Betracht."
„Und", fährt Herr Mickefett gelassen fort,
„Und richtig geht sie. Diesen letzten Herbst
Bin ich mit Munkel dem Kaplan in Straßburg.
Wir hatten gut gelebt; in jeder Hinsicht.
Das Geld war alle, und so wollten wir
Denselben Abend spät noch weiter machen.
Wir stehn so vor dem Münster. Salbungsvoll
Hub Munkel an und sprach: „„Geliebter Freund!
Im Angesichte dieses hohen Tempels
Ermahn' ich nochmals dringend Dich, kehr' um!
O, kehre wieder in den weichen Schoß
Der heil'gen Mutter Kirche und vertraue
Dich ihrer altbewährten Führung an!""
Ich ziehe meine Uhr und sage: „„Munkel,
Es ist ein Viertel Zwölf; wir müssen eilen,
Wofern wir nicht den Zug verpassen wollen.""
Indem so schlägt die Münsterglocke Elf. —
„„Du hörst es!"" sagt er: „„Hat noch lange Zeit.""
Na gut, wir bummeln endlich so lala
Zum Bahnhof. Richtig. Tüht! Dort saust er hin!
Freudlos wär' uns die Nacht vergangen, hätt' ich
Dem Herbergsvater nicht die Uhr gereicht.
Seitdem vertrau' ich keiner Kirchenglocke.
Und wenn die Engel selbst vom Thurme bliesen,
Ich richte mich nach meiner Taschenuhr." —
Nun aber nimmt Herr Piepenbrink das Wort:
„Ich lobe mir", so spricht er, „jene Alte,
Die dorten in der Ecke ticktack macht.
Pünktlich um Sieben Morgens weckt sie uns.
Um Achte mahnt sie Fritzen an die Schule.
Zwölfmal mit freud'gem Klang allmittaglich
Ruft sie zu Tisch, und Jeder folgt ihr gern.
Getreulich zählt sie meiner lieben Frau
Beim Eierkochen die Minuten ab.
Was mich betrifft, so sorgt sie stets dafür,
Daß ich die Zeit des Clubs niemals verfehle.
Und ist die Ruhestunde dann erschienen,
Gewissenhaft um Zehne schlägt sie Zehn.
So machte sie's gar manches liebe Jahr,
Und keine Seele dachte was dabei,
Und keiner wußte, wie so gut sie war,
Bis daß sie eines Morgens stille stand.
Da wußte man's." — „Ach Gott", fiel Klöppel ein,
„So geht's mit mancher stillbescheidnen Treue.
Allein insofern ....." Baum! Da tönt es ernst
Vom nahen Thurme Zwölf, und Prostneujahr!
Ruft jeder klangvoll ausgehöhlte Mund
Und leert das Glas. (Zuerst ist Klöppel fertig).
Hierauf zieht Mutter Piepenbrink die Uhr
Bescheiden aus des Mieders warmer Spalte.
„Jetzt ist es Zwölf auf meiner!" ruft sie froh;
Und wieder folgt ein kräftig Prostneujahr!
„Und jetzt nach meiner!" schreit Herr Mickefett,
Und nochmals schallt der festlichfrohe Gruß,
Und nochmals beugt sich Jeder gern nach hinten,
Um so das neu gefüllte Glas zu leeren.
(Herr Mickefett thut's zweimal hinter'nander.)
Kaum ist's vollbracht, so fängt es in der alten
Höchst ehrenwerten Wand- und Ticktackuhr
Zu schnurren an und bemm! und also fort
Dröhnt sie des Jahres letzte Stunde her.
— „Hurrah und Prostneujahr!" das klang
mal schön.
Herr Klöppel hält den Ton noch lange aus. —
Fritz trank zu hastig; drum so muß er auch
Sehr heftig durch die Nase husten, welches
Mama und Julchen recht ins Lachen brachte.
Jedoch der biedre Vater Piepenbrink,
Der sanfte Klöppel, Mickefett, der schlaue,
Die tranken kreuzweis ew'ge Brüderschaft.
So war man froh nach ganz verschiednen Uhren,
Schlief selig dann in ganz verschiednen Betten,
(Der Vater und die Mutter ausgenommen)
Und ging des andern Tages, warm bekleidet,
Mit leichtem Schädelbrummen in die Messe.
(Herr Mickefett natürlich ausgenommen.
Der kramt in der Butike und bereitet,
Verdrießlich, doch mit Sorgfalt, einen Bittern).

Romanze vom nützlichen Soldaten.

Rieke näht auf die Maschine
Nischke ist bei's Militär,
Dennoch aber ließ sie ihne
Niemals nahe bei sich her.

Wozu, fragte sie verächtlich,
Wozu hilft mich der Soldat,
Wenn man bloß durch ihn hauptsächlich
So viel hohe Steuern hat? —

Einstmals ging sie in das Holze,
Nischke wollte gerne mit;
Aber nein, partu nicht wollt se,
Daß er ihr dahin beglitt.

Plötzlich springt aus das Gebüsche
Auf ihr zu ein alter Strolch;
Stiere Augen, wie die Fische,
Kalte Hände, wie der Molch.

Kunter, schreit er, mit die Kleider,
Denn Sie lebt in Überfluß,
Da ich ein Fabrikarbeiter,
Der sich was verdienen muß.

Weinend fällt das Kleid und Röckchen,
Zitternd löst sich der Turnür,
Nur ein kurzes Unterglöckchen
Schützt vor Scham und Kälte ihr.

Bauz! da fällt ein Schuß mit Schroten
Fluchend lauft der Vagabund
Mit verletztem Hosenboden
In des Waldes Hintergrund.

Das that Nischke, der trotz allen
Rieken heimlich nachgeschleicht,
Die sich unter Dankeslallen
Jetzt um seinen Hals verzweigt.

O, ihr Mädchens, laßt euch raten,
Ehrt und liebet den Soldat;
Weil er sonst vor seine Taten
Nicht viel zu verzehren hat.

Das Lied von der roten Nase.

Meine schöne rote Nase
Kommt mir garnicht übel für,
Und daß ihr darüber spottet,
Freunde, das verbitt' ich mir.

Diese Nase ist mein eigen,
Ist in manchem Sturm erprobt,
Und wenn and're sie nicht loben,
Sei sie von mir selbst gelobt.

Ja! ich trage sie mit Stolze
Auf dem Meer und auf dem Land,
Denn ich hab', ihr könnt mir's glauben
Manchen Gulden d'ran gewandt.

Treulich hat sie mich begleitet,
Bald zum Schnaps und bald zum Wein,
Darum glänzt sie auch so prächtig
Wie ein roter Edelstein. —

Und wenn erst die Stürme sausen
Durch das Land zur Winterszeit,
Dann erst steht sie recht im Glanze
Und in voller Herrlichkeit.

Dann will sie mir oft erscheinen,
Wenn ich sie im Spiegel schau,
Wie die schönste Purpurrose,
Frisch benetzt vom Morgentau.

Eine Rose, die symbolisch
Meinem ahnungsvollen Geist
Nach den rauhen Winterstürmen
Frühlings Wiederkehr verheißt.

Eine Rose, nicht wie and're,
Die, von rascher Glut erregt,
Bald verblühen und verblassen,
Wenn man sie zum Ofen trägt.

Nein! sie ist die Wunderrose,
Die gepriesen oft im Lied!
„Jene Rose ohne Dornen,
Die zu allen Zeiten blüht."

Meiers Hinnerk.

Grad ausgestreckt in der Ebene und Hof an Hof lag das alte friedliche Dorf, die Häuser mit Stroh gedeckt. Und jedes Haus hatte rückwärts sein Gärtchen und hinter jedem Gärtchen sein Ackerfeld, und durch jedes Feld ging ein Grasweg, ein breiter, nach der heckenumgrenzten Wiese, und hinter sämtlichen Wiesen stand der hohe schattige Wald.

Es war ein heiterer Tag zu Anfang des Herbstes, wenn durch die Luft schon die silbernen Mettken schweben. Aus allen Gehöften, wie nachmittags gewöhnlich, kamen die kleinen Hirten und Hirtinnen mit ihren Kühen.

Auch Meiers Hinnerk hatte zwei, eine schwarze und eine braune, am Strick, um sie, zunächst den Grasweg beweidend, allmählich der Wiese entgegenzuführen. Zwölf Jahre war er alt, flachshaarig und wohlgenährt. Längst war ihm die verblaßte leinene Hose zu eng und zu kurz geworden. Hinten drauf, einander gegenüber, gleich einer blauen Brille, saßen sogar schon, zu seinem Verdruß, zwei zirkelrunde dunklere Flicken; ein Werk der nehrigen Mutter, die immer behaupten wollte, in alten Hosen sähen Jungens am strammsten und gesundesten aus.

Gelehrsamkeit war Hinnerk sein Fall nicht. Dennoch, während die beschränkten Tiere am Boden ihr Futter suchten, zog er sofort seinen Katechismus aus der zugeknöpften Jacke hervor. Mit helltönender Stimme, in steter Wiederholung, prägte er die Aufgabe für den folgenden Schultag in den widerspenstigen Schädel. Seine Kollegen im Felde, weithin vernehmlich, übten dieselbe Lektion. Sie wußten warum. Küster Bokelmann, der Meister der Schule, besaß einen kniffigen Rohrstock, der die schlummernden Seelenkräfte, selbst im voraus, vorzüglich zu ermuntern verstand.

Nachdem das dringende Geschäft der Bildung des Geistes somit glücklich erledigt war, widmete sich unser Hinnerk einer mehr freien gemütvollen Tätigkeit.

Auf dem Rücken der schwarzen Muhkuh, an geeigneter Stelle, begann er Haare zu zupfen und bildete so auf der entblößten Haut ein großes lateinisches L. Hierbei, sinnig vertieft, sang er leise den Namen Lina vor sich hin, indem er auf dem i besonders lange quinquillierend verweilte.

Mittlerweile hatte er die Wiese erreicht, schloß das Tor, nahm den Kühen den Strick ab und ließ sie grasen nach Belieben.

Wo ein Kuhjunge hütet, muß natürlich ein Feuer sein. An sich schon dem Auge ergötzlich, bei kühlem Wetter auch willkommen der Wärme wegen, ist es geradezu unentbehrlich für das Braten der Kartoffeln.

Demnach vor allen Dingen sammelte Hinnerk seine Spricker und brach dünne Knüppel aus der Hecke. Da es zurzeit noch keine Reibhölzchen gab, mußte er erst emsig pinken, bis an den Zunder der richtige Funken sprang. Einen Topp Hede hatte er mitgebracht. In ihn ward der glimmende Schwamm gehüllt, durch Weifen und Pusten die Flamme entfacht, zunächst dünnes, dann dickes Holz regelrecht drüber geschichtet, und hochauf loderte bald ein erfreulicher Scheiterhaufen.

Beiseit, schon früher aus Zweigen und Plaggen erbaut, stand Hinnerks zwar enge, doch trauliche Hütte. Aus dieser entnahm er das von ihm selber geflochtene Weidenkörbchen, begab sich ins Feld hinaus und kehrte zurück mit zwei Dutzend der dicksten Kartoffeln und fünf jungen Mäusen, die er beizu im Neste erwischt und getötet hatte. „Dat sind fief fette Happen vär use Rättken terhus," dachte er schmunzelnd.

Noch waren zum Einlegen der rötlichen Knollen nicht Kohlen genug reif. Infolgedessen kriegte Hinnerk sein Messer heraus, ein wertvolles Werkzeug, für drei Mariengroschen hat's ihm der gute Vater gekauft auf dem Markt in der Stadt. Das kleine Öhr am Heft, um's mit einer Schnur an der Hosentasche zu befestigen, war übrigens eine Sicherheitsvorrichtung, die Hinnerk verschmähte. Er flötete, prüfte am Daumen die Schneide, fällte eine stattliche Doldenpflanze und verfertigte aus ihren hohlen Stengeln ein niedliches Schmökepfeifchen; denn sich täglich ein wenig im Rauchen zu üben, hielt er für nötig, und was den Tabak betrifft, so schien ihm recht trockenes Haselnußlaub für den Anfang nicht übel.

Sein gestopftes Pfeifchen zu entzünden, näherte sich Hinnerk der Feuerstätte.

„Hutt bäh!“ rief eine Mädchenstimme, und Nachbars Gretliesche, ein munteres, hübsches, rothaariges Kind von elf Jahren, kroch durch ein Loch in der Hecke.

„Wat wutt du denn hier?“ fragte Hinnerk sehr kühl.

„Helpen!“ erwiderte sie kurz und keck. Ohne weiteres legte sie die Kartoffeln ins Feuer, hielt dem Hinnerk einen glühenden Span auf die Pfeife, setzte sich aufs Rasenbänkchen in der Hütte und lud ihn ein, zu ihren Füßen sich niederzulassen, wozu er sich nach einigem Zögern auch wirklich entschloß.

Liebkosend nahm sie ihn beim Kopf und unterzog denselben alsbald einer genauen Besichtigung.

„Eck finne jo nix!“ rief sie enttäuscht.

„Dat löw eck woll,“ meinte er, „hat gistern use Grotmeuhme all' e knicket.“

Aber Gretliesche, ganz leise, leise, krabbelte weiter im Haar. Ein wonniges Rieseln lief ihm den Rücken hinunter. Die Pfeife entsank seiner Hand, die Augen schlossen sich halb. In solch einem dämmerigen Zustande sagt der Mensch manches, was er sonst wohl verschwiegen hätte.

„Segg eis, Hinnerk,“ fragte sie behutsam, „hast e denn ok all 'ne Brut?“

„Swarte Haare hat se und glinsterswarte Ogen un“ — er stockte.

„Oh, nu weet eck et all!“ rief Gretliesche. „Rösters Lina is et. De is jo tein Jahre öller ans du.“

„Dat deit nix,“ sagte er, „und wenn se ok dusend Jahr öller is.“

„Ja,“ meinte Gretliesche dagegen, „wenn man Verwalter Klütke met sinen langen Snurrbart nich wöre.“

„Den Keerl sla eck dot!“ rief er heftig.

„Un denn komet se her un hänget di upp!“ entgegnete sie.

„Erst hebben!“ lachte er. „De längeste Mettwost hal eck un lope weg un vestäke mi baben in der Schüne int Hei.“

„Oh, wat'n Nare!“ Mit diesen Worten gab ihm die Gretliesche einen verächtlichen Schubbs und sprang aus der Hütte.

„Riek na den Kartuffeln!“ rief Hinnerk ihr nach.

„Do et sülbenst!“ Und weg war sie durch die Hecke.

Er versuchte auszuspucken. Es ging aber nicht recht.

„Van den Smöken werd'n ok so dröge in'n Halse,“ murmelte er in sich hinein.

Eben graste die rote Kuh mit dem strotzenden Euter vorüber. Er strich ihr sanft über den Rücken.

„Woha!“ Das gute Tier stand still. Dicht hinter ihr setzte er sich in die Hurke, zog eine Zitze zu sich her und melkte einige Spritzer in den weit geöffneten Mund, daß es strullte.

Im selben Augenblick — so war es vorher bestimmt im Laufe der Dinge — hob die Kuh ihren Schwanz, indem sie ihn des größeren Nachdrucks wegen zugleich schraubenförmig verkrümmte; nicht ohne warmen Erfolg.

„Hahaha, dat is di jüst recht!“ lachte und rief wer von seitwärts herüber. Oben in einer hainbuchenen Hucht saß die Gretliesche und sah zu mit Vergnügen.

„Ole Ape!“ war alles, was Hinnerk drauf sagte.

Vermittels eines Grasbüschels, ohne sich sehr zu erregen, brachte er die Sache bald wieder, sozusagen, ins Reine.

Und nun ging's an die Kartoffeln. Sie schmeckten ihm trefflich; auch mußte er sich schneuzen mitunter, auf natürliche Art; daher wurde er um Mund und Nase schön schwarz übermusselt.

Jetzt aber fiel ihm was Wichtiges ein. Aus dem Murk, dem heimlichen Versteck unter der Rasenbank, entnahm er ein absonderlich merkwürdiges Schießeding; einen ausgehöhlten Ast, mit Draht umflochten, seitlich mit Zündloch versehen. Eine Tute voll Pulver, das er beim Krämer gegen Eier sich eingetauscht — er wußte die verborgensten Hühnernester — kam gleichfalls zum Vorschein. Kräftig wurde geladen, und mächtig war der Knall.

Das schüchterne Reh, das kurz vorher aus dem Wald in die Wiese getreten, entfloh in Eile. Angelockt durch den Schuß dagegen wurden drei andere Hütejungens: Nord, Krischan und Dierk.

Zum zweiten Male ward das Geschütz geladen, zum zweiten Male ballerte weithin das Echo im Walde entlang.

Hiernach setzten sich die vier behaglich ans Feuer, alle schwarz um die Mäuler.

Krischan besaß einen richtigen Tonpfeifenstummel, gefüllt mit echtem Bauernkanaster, den er direkt, doch unter der Hand, von seinem Alten bezog. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Zug daraus.

Nord danach gab einen saftigen weinsauren Apfel zum besten. Jeder, der Reihe nach, tat einen tüchtigen Biß hinein.

Dierk aber führte bei sich einen knorrigen Eichenstock, dessen Griff ein menschliches Antlitz vorstellte, von Dierk selber geschnitzt. Der Knittel, zur Be-

sichtigung, ging gleichfalls reihrund. Besonders genau sah Krischan das Bildnis sich an.

„Dönnerslag," rief er, „dat is jo de Köster. Ehrgistern hat he mi hauet, un vandage deit mi de Lenne noch weih!"

Und ehe Dierk es verhindern konnte, brach Krischan den künstlichen Stock vor dem Knie ab und übergab ihn den Flammen.

„Hurra!" jubelten die Jungens, tanzten ums Feuer, häuften grüne Ellernzweige darauf und erzeugten so einen großen herrlichen Dampf, der als duftiger Schleier die Gegend umhüllte.

Die Sonne ging unter. Vom Dorfe her tönte die Abendglocke.

„Et is Tiet", mahnte Hinnerk, „de Bäklocke lutt."

Jeder eilte zu seinen Kühen, um sie am Strick nach Hause zu geleiten.

Angenehme Gerüche, die Vorboten des Abendessens, wehten ihnen entgegen und erregten die Gemüter zu Jauchzen und Gesang.

Küster Bokelmann, die lange Pfeife im Munde, führte an seiner Gartenpforte mit Verwalter Klütke ein gemütliches Dämmergespräch.

„Es gibt ander Wetter," sprach er, „die Kuhjungens schreien heut so im Felde."

„Ganz recht, Herr Kanter; vor der Sonne stand eine verdächtige Wolke", stimmte Klütke ihm bei.

Indem kam Lina gesprungen.

„Papa," rief sie schon von weitem, „der Pfannkuchen wartet. Ei sieh da, Herr Verwalter, wollen Sie nicht mitessen bei uns?"

„Wer könnte einer Einladung von solch reizender Seite widerstehen?" erwiderte Klütke, verbindlich den Schnurrbart streichend.

„Dat di de Düwel wat backet!" knurrte Hinnerk, der gerade vorüberzog, mit einem grimmigen Seitenblick.

Als er den elterlichen Hof erreichte, strich schon leise miauend die Katze an ihm hin. Dankbar nahm sie ihre fünf kleinen Mäuse in Empfang.

An der Tür stand die Großmutter, ihren Liebling erwartend.

„Minsche, wo swart sühst e ut!" rief sie bei seinem Anblick erschrocken.

Eilig führte sie ihn in den Hintergrund des Hauses, wo das Küchengerät stand, rieb ihm Kopf und Gesicht mit dem feuchten, geschmeidigen, fettigen Schüsseltuch und trocknete ihn ab mit der Schürze.

In der Dönze baumelte bereits der brennende Trankrüsel an dem verstellbaren Haken. Auf der Tischplatte lag ein Haufen dampfender Kartoffeln; daneben, auf rundem Brett, stand das köstliche Pannenstippelse, bereitet aus geglühtem Rüböl und gebratenen Zwiebeln. Vater und Mutter tunkten schon ein. Hinnerk nahm dicht bei der Großmutter Platz. Sie pellte ihm sauber die schönsten Kartoffeln ab. Zwei verzehrte er, nicht eben geschwind. Dann klappte er entschieden sein Messer zu.

„Wo vele hast e denn all bipacket in der Wisch?" fragte sorglich die Großmutter.

„En Stücker twölwe, mehr nich," erwiderte er gähnend.

Die Großmutter befühlte ihm den Leib.

„No," meinte sie beruhigt, „denn konnste wol faste liggen düsse Nacht."

Das tat er denn auch. —

Überhaupt, seine Herzenssorgen waren nicht so bedrückend, daß sie ihm jemals die nächtliche Ruhe störten; selbst dann nicht, als drei Monate nachher Verwalter Klütke, der ein kleines Gütchen gepachtet hatte, sich mit der schönen Lina vermählte.

Und so geht's zu in dieser neckischen Welt: zehn Jahre später hat die Gretliesche ihren Hinnerk doch noch gekriegt.

Widmung.

Es wird behauptet und mit Grund,
Ein nützlich Werkzeug sei der Mund!
Zum ersten läßt das Ding sich dehnen
Wie Guttapercha, um zu gähnen.
Ach, Grete, wenn Du dieses mußt,
Tu' es im Stillen und mit Lust!
Zum zweiten: Wenn es grad von Nöten,
Kann man ihn spitzen, um zu flöten.
Sitzt dann der Schatz auch mal allein,
Dies wird ihm Unterhaltung sein!
Zum dritten läßt der Mund sich brauchen,
Wenn's irgend passend, um zu rauchen.
Dies kannst Du Deinem guten Gatten,
Der darum bittet, wohl gestatten.
Zum vierten ist es kein Verbrechen,
Den Mund zu öffnen, um zu sprechen.
Vermeide nur Gemütserregung,
Sprich lieber sanft mit Überlegung,
Denn mancher hat sich schon beklagt:
„Ach, hätt' ich das doch nicht gesagt!"
Zum fünften: Wie wir alle wissen,
So eignet sich der Mund zum Küssen.
Sei's offen oder sei's verhohlen,
Gegeben oder nur gestohlen,
Ausdrücklich oder nebenher,
Bei Scheiden oder Wiederkehr,
Im Frieden und nach Kriegeszeiten:
Ein Kuß hat seine guten Seiten!
Zum Schluß jedoch nicht zu vergessen:
Hauptsächlich dient der Mund zum Essen!
Gar lieblich dringen aus der Küche
Bis in das Herz die Wohlgerüche.
Hier kann die Zunge fein und scharf
Sich nützlich machen, und sie darf!
Hier durch Gebrötel und Gebrittel
Bereitet man die Zaubermittel
In Töpfen, Pfannen oder Kesseln,
Um ewig den Gemahl zu fesseln.
Von hier aus herrscht mit schlauem Sinn
Die Haus- und Herzenskönigin. —
Lieb's Gretchen! Halt Dich wohlgemut,
Regiere mild — und koche gut!

Anm.: An G. F. mit einem Kochbuch zur Hochzeit 1883.

Den Abiturienten.

Wohl ehedem, da trank des Weines
Auch ich mein Teil, und zwar kein kleines.
Nun aber muß ich mich bequemen,
Das Ding mehr objektiv zu nehmen
Und, still verborgen hinterm Zaun,
Wenn and're trinken, zuzuschau'n.
Und wahrlich! Wenn man fünfundfunfzig,
Dann ist es Zeit, daß die Vernunft sich
Vernehmen läßt und weise spricht:
„Hör', Alter! Das bekömmt Dir nicht!"
Auch spürt man, daß man gar nicht mehr
So liebenswürdig, wie vorher. —
Da ich denn also fürderhin
Zur Zierde nicht zu brauchen bin,
Und wäre nur wie dürres Reißig
Im frischen Kranz der fünfunddreißig,
Und weil mein Saitenspiel schon staubig,
So seh' ich, fühl' ich, denk ich, glaub' ich,
Es ist für mich das weitaus Beste,
Ich bleib' von diesem Jubelfeste,
Von Faß und Spaß und Glas und Naß
Zu Haus mit meinem Brummelbaß!

Wiedensahl, den 20. Juni 1887.

Anm.: Antwort auf eine Einladung zu einem Maturitäts-kommerse, verbunden mit der Bitte um einen Beitrag zur Kneipzeitung.

An einen Stammtisch.

Ehedem, getreu und fleißig,
Tat er manchen tiefen Zug.
Erst, nachdem er zweimal dreißig
Sprach er: Jetzo sei's genug!

Von den Taten, wohl vollbrungen,
Liebt das Alter auszuruhn,
Und nun ist es an den Jungen,
Gleichfalls ihre Pflicht zu tun.

Wiedensahl 1903.

Stammbuchvers.

Es ist im Leben gar zu schön,
Wenn sich die Freunde wiedersehn,
Und schön ist's auch, wenn sie beisammen bleiben,
Gemütlich sich die Zeit vertreiben.
Doch, wenn sie schließlich wieder geh'n,
Dann ist das auch recht schön.

An den „Krökelorden".

Ein alter Kauz, im hohlen Baum,
Vertieft sich in seinen Tagestraum,
Doch aufgewacht durch lautes Pochen,
Von Meister Specht und durch die Lieder
Der Vöglein, ist hervorgekrochen
Und spricht also:
Ihr Waldesbrüder!
Die Welt, das läßt sich nicht bestreiten,
Hat ihre angenehmen Seiten;
Sie liefert Körner, Käfer, Mäuse
Zum Wohlgeschmack in jeder Weise
Und geht auch wohl so bald nicht unter.
Ich grüße Euch; bleibt nur hübsch munter
Und macht Euch möglichst viel Pläster.
Doch ich, der alt und kalt geworden,
Ich passe nicht in Euren Orden;
Mir ziemt die Ruhe. Gönnt sie mir.
Und als der Kauz also gesprochen,
Ist er zurück ins Loch gekrochen.

Anm.: Antwort auf die Bitten, das Protektorat eines Vereins in Hühnhonnef a. Rhein zu übernehmen, dessen Mitglieder Namen aus Buschs Werken trugen.

Karneval.

Auch uns, in Ehren sei's gesagt,
Hat einst der Karneval behagt,
Besonders und zu allermeist
In einer Stadt, die München heißt.
Wie reizend fand man dazumal
Ein menschenwarmes Festlokal,
Wie fleißig wurde über Nacht
Das Glas gefüllt und leer gemacht,
Und gingen wir im Schnee nach Haus,
War grad die frühe Messe aus,
Dann konnten gleich die frömmsten Frau'n
Sich negativ an uns erbaun'n.
Die Zeit verging, das Alter kam,
Wir wurden sittsam, wurden zahm.
Nun sehn wir zwar noch ziemlich gern
Die Sach' uns an, doch nur von fern
(Ein Auge zu, Mundwinkel schief)
Durch's umgekehrte Perspektiv.

Gruß an München.

Es geht nicht alles nach Belieben. —
Das hat 'mal wieder Wer erfahren,
Den man vor fünfundsiebzig Jahren
Im Kirchenbuche eingeschrieben.

Heut ist er nämlich nicht zugegen,
Und leider weiß er auch weswegen:
Seitdem er alt und kalt geworden,
Hört er zum Stubenhockerorden.

Die Zeit, nur scheinbar schwach und leer,
Hat ihm wie spielend nebenher
Ein großes Bündel aufgepackt,
Wovon ihm fast der Buckel knackt.

Zum Glück besitzt er einen kühnen,
Sehr flinken Kerl, ihn zu bedienen,
Der sich schlechthin Gedanke nennt
Und schneller als 'ne Wachtel rennt. —

Wohlan, so mach' dich auf die Füße
Und trag' die allerschönsten Grüße
Nach München, der berühmten Stadt,
Die mir so gut gefallen hat,

Daß ich seit längst vergangenen Tagen
Bis heute noch mit Wohlbehagen
Und sicher bis zum Lebensschluß
Getreu an sie gedenken muß.

Mechtshausen 1907.

Anm.: Zu einem von Ernst von Possart veranstalteten Wilhelm Busch-Abend.

Autogramm.

Muß ich mich schon wieder plagen?
Also wieder ein Gedicht?
Soll ich wagen, nein! zu sagen? —
Nein, ich bin kein Bösewicht!

Dehne dich, Poetenleder!
Werde flüssig, alter Leim!
Sieh, schon tröpfelt aus der Feder
Der mit Angst gesuchte Reim!

Und so zeig' ich mit Vergnügen
Mich als einen netten Herrn. —
Ach, mitunter muß man lügen,
Und mitunter lügt man gern!

Mein Lebenslauf.

Mein Lebenslauf ist bald erzählt. —
In stiller Ewigkeit verloren
Schlief ich, und nichts hat mir gefehlt,
Bis daß ich sichtbar ward geboren.

Was aber nun? — Auf schwachen Krücken,
Ein leichtes Bündel auf dem Rücken,
Bin ich getrost dahingeholpert,
Bin über manchen Stein gestolpert,
Mitunter grad, mitunter krumm,
Und schließlich mußt' ich mich verschnaufen.

Bedenklich rieb ich meine Glatze
Und sah mich in der Gegend um.

O weh! Ich war im Kreis gelaufen,
Stand wiederum am alten Platze,
Und vor mir dehnt sich lang und breit,
Wie ehedem, die Ewigkeit.

Mechtshausen 1907.

Abschied.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es gekommen.
Kurzum! Nach längerem Verborgensein
Hab' ich dereinst auf Erden Platz genommen,
Um auch einmal am Licht mich zu erfreun.
Und allsogleich faßt' mich die Zeit beim Kragen
Und hat mich neckisch, ohne viel zu fragen,
Bald gradeaus, bald wiederum im Bogen,
Durch diese bunte Welt hindurch gezogen.

Inzwischen pflückt' ich an des Weges Rand
Mir dies und das, was ich ergötzlich fand.
Auch leert ich manchmal manchen vollen Krug
Mit guten Freunden, bis es hieß: Genug!
Nur eins erschien mir oftmals recht verdrießlich:
Besah ich was genau, so fand ich schließlich,
Daß hinter jedem Dinge höchst verschmitzt
Im Dunkel erst das wahre Leben sitzt.

Allein wozu das peinliche Gegrübel?
Was sichtbar bleibt, ist immerhin nicht übel.
Nun kommt die Nacht. Ich bin bereits am Ziele.
Ganz nahe hör' ich schon die Lethe fließen.
Und sieh! Am Ufer stehen ihrer viele,
Mich, der ich scheide, freundlich zu begrüßen.
Nicht allen kann ich sagen: Das tut gut!
Der Fährmann ruft. Ich schwenke nur den Hut.

Mechtshausen, April 1907.

Anm.: Erwiderung auf die Glückwünsche zum 75. Geburtstag. Wilhelm Buschs letzte poetische Äußerung.